



universität
wien

DIPLOMARBEIT

„Wohnungslosigkeit in Wien – Eine anthropologische Untersuchung“

Verfasserin

Barbara Ladenbauer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt.
Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt.
Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin / Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	1
1. Einleitung	2
2. Die Forschungsfragen	4
2.1. Allgemeine Forschungsfrage	4
2.2. Spezielle Forschungsfragen	4
3. Theoretischer Teil	5
3.1. Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit. Eine Begriffsdefinition	5
3.2. Armut – Versuch einer terminologischen Annäherung	5
3.3. Zur Geschichte der Armen. Ein historischer Überblick	6
3.4. Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und Armut in Wien um 1900	9
3.5. Der Wiener Sozialbericht 2010	16
3.6. Die Gruft	18
3.6.1. Geschichte der Gruft	18
3.6.2. Die Gruft heute	19
3.6.2.1. Organisatorisches	19
3.6.2.2. Aufgaben	20
3.7. Die Interviews mit den ExpertInnen	24
3.7.1. Interview mit Frau Mag. Veronika Sima	25
3.7.2. Interview mit Frau Dr. Irina Rittler	28
3.7.3. Interview mit Herrn Dr. Gerhard Pawlowsky	32
3.7.4. Interview mit Herrn Mag. Karl Rottenschlager	34
3.7.5. Interview mit Frau Susanne Peter	36
3.7.6. Zusammenfassung der Interviews mit den ExpertInnen	36

4. Empirischer Teil	38
4.1. Wahl der Methode	38
4.1.1. Erhebungsmethode	38
4.1.2. Auswertungsmethode	38
4.2. Die Interviews mit den Wohnungslosen	39
4.2.1. Allgemeines	39
4.2.2. Schlüssel	40
4.3. Ausgewählte Interviews	41
4.3.1. Thomas, 33	41
4.3.1.1. Diskussion	72
4.3.2. Rudi, 49	74
4.3.2.1. Diskussion	96
4.3.3. Jenny, 22	98
4.3.3.1. Diskussion	106
4.3.4. Martin, 54	108
4.3.4.1. Diskussion	160
4.3.4.2. Martin ein Jahr danach	162
4.4. Weitere Wohnungslose	164
4.4.1. Andreas, 32	164
4.4.2. Brigitte, 67	165
4.4.3. Erwin, 37	166
4.4.4. Janos, 47	167
4.4.5. Michael, 56	170
4.4.6. Stevie, 28	172

5. Die Auswertung der Forschungsfragen	175
5.1. Auswertung der allgemeinen Forschungsfrage	175
5.1.1. Ursachenforschung anhand der Interviews	176
5.2. Auswertung der speziellen Forschungsfragen	178
5.2.1. Erste spezielle Forschungsfrage	178
5.2.1.1. Schullaufbahn	178
5.2.1.2. Berufsausbildung	179
5.2.1.3. Zur Selbstsicht der Wohnungslosen	179
5.2.2. Zweite spezielle Forschungsfrage	184
5.2.3. Dritte spezielle Forschungsfrage	186
5.2.4. Vierte spezielle Forschungsfrage	189
5.2.4.1. Gewalt in der Kindheit	189
5.2.4.2. Gewalt auf der Straße	191
5.2.4.3. Gewalt an der eigenen Person	192
5.2.4.4. Kriminalität	193
5.2.5. Fünfte spezielle Forschungsfrage	194
5.2.5.1. Alkohol	194
5.2.5.2. Harte Drogen	195
5.2.5.3. Nikotin	195
5.2.5.4. Spielsucht	195
6. Conclusio	196
7. Literaturverzeichnis	199
Anhang	202
Abstract	202
Lebenslauf	203

Danksagung

An erster Stelle möchte ich meinem Betreuer, Herrn Univ. Prof. Dr. Wolfgang Kraus, für seine gleichermaßen geduldige wie kompetente Begleitung meiner Arbeit danken. Durch seine Denkanstöße und Fragen wurde das Verfassen der Diplomarbeit zu dem Lernprozess, der er sein soll.

Ganz besonderen Dank schulde ich all meinen InterviewpartnerInnen: Einerseits den Wohnungslosen, die in beeindruckend ehrlicher und ausführlicher Weise alle Fragen beantwortet haben – und oft noch deutlich mehr als das. Andererseits auch allen ExpertInnen, die mich an ihrem praktischen wie theoretischen Wissen teilhaben ließen und mir so halfen, mich in die Thematik zu vertiefen und grundlegende Zusammenhänge zu erkennen und zu verstehen.

Frau Dr. Irina Rittler danke ich für die bereichernde Idee zu dieser Arbeit. Sie hat auch die ersten Kontakte hergestellt, die alles Notwendige ins Rollen gebracht haben.

Frau Univ. Prof. Dr. Elisabeth Riedl und Frau Mag. Veronika Sima innigen Dank für ihre unbeirrbare Freundschaft sowie das hohe Maß ihrer akademischen wie lebenspraktischen Klugheit, von der ich fast mein ganzes Leben profitiere.

Den herzlichsten Dank möchte ich meiner Familie aussprechen: Meinen Kindern, die mir durch ihre Fröhlichkeit und Unkompliziertheit ein Studium nahezu ohne Einschränkungen ermöglichen, meinem Mann, der seit über zwanzig Jahren jede meiner Ideen mit Fassung trägt und unterstützt, und den ich um nichts in der Welt missen möchte. An allererster Stelle seien hier aber meine Eltern genannt, die mir durch ihre Liebe und Fürsorglichkeit den Grundstein für ein unbeschwertes und glückliches Leben gelegt haben und mich dazu erzogen haben, aufmerksam und dankbar zu sein für Glück, das mir widerfährt, keine Angst zu haben, Dinge zu hinterfragen und aktives Interesse an Anderen und Anderem zu zeigen.

1. Einleitung

Die Idee zur vorliegenden Arbeit hatte Frau Dr. Irina Rittler, die seit 2007 als Psychiaterin in der „Gruft“ arbeitet, einer Caritas-Einrichtung für obdachlose Menschen. Da es einerseits kaum wissenschaftliche Arbeiten über die „Gruft“ gibt, und andererseits Wohnungslosigkeit und ihre Folgen ein zutiefst menschliches – und damit auch anthropologisches – Thema sind, war die Themenfindung relativ schnell beschlossen. Für die Autorin bedeutet dieses Thema das Eintauchen in eine für sie neue Welt, obwohl sie über eine fast zwanzigjährige Praxis im Umgang mit Personen verfügt, die spezielle Bedürfnisse haben: sei es als Integrationslehrerin, als Lehrerin für Kinder mit sozialen Entwicklungsverzögerungen oder als ehrenamtliche Betreuerin geistig- und mehrfach behinderter, alter und kranker Menschen.

Diese Arbeit untersucht das Phänomen Wohnungslosigkeit in Wien, wobei ein Hauptaugenmerk auf die anthropologische Herangehensweise an die Thematik gelegt wird, die den Menschen und seine ganz persönliche Geschichte in den Mittelpunkt der Forschung stellt. Der theoretische Teil der Arbeit zeigt eine Gegenüberstellung von Wohnungslosigkeit in Wien um 1900 und dem Wien der Gegenwart und versucht herauszufinden, ob sich die Gründe und Ursachen dafür geändert haben, oder ob die Parameter im Wesentlichen gleich geblieben sind. Im empirischen Teil geht es weniger darum, Zahlen und Fakten aufzuzählen, sondern vielmehr um die Darstellung und Vermittlung des persönlichen Umgangs der Betroffenen mit ihrer Lebenssituation, um ihre Sorgen, ihre Eindrücke und Empfindungen, ihre Hoffnungen, Ängste und Interpretationen. Die Daten wurden in problemzentrierten Interviews mit narrativ-biographischem Charakter erhoben, in denen die Wohnungslosen genügend Zeit bekamen, ihre ganz persönliche Geschichte zu erzählen.

Der Aufbau der Arbeit ist so gewählt, dass die Thematik einen Bogen spannt: Im ersten, dem theoretischen Teil, werden Daten erhoben, die die allgemeine Forschungsfrage behandeln. Zur Auswertung werden hier auch die ExpertInnen-Interviews mit einbezogen, die für die Beantwortung exzerpiert wurden. Der empirische Teil gibt den Wohnungslosen Raum, ihre Lebenswelten zu beschreiben. Zur Auswertung der speziellen Forschungsfrage

gen werden zehn Interviews herangezogen, wovon sechs in gekürzter Version festgehalten sind. Die restlichen vier sind im Großen und Ganzen nur um einige Redundanzen und Füllwörter gekürzt. Im Zuge der Transkription und Auswertung hat sich gezeigt, dass diese vier Gespräche nicht zusammengefasst werden sollten, da jedes einzelne eine Geschichte, die rund und in sich abgeschlossen ist, erzählt, und damit den anthropologischen Charakter der Arbeit unterstreicht. Diese Interviews wurden einerseits ausgewählt, weil die Wohnungslosen darin besonders genau und reflektiert ihr Leben beschreiben, und die Leser dadurch sehr anschaulich Anteil an der Genese zur Wohnungslosigkeit, aber auch an deren Durchführung in der Praxis haben können, mit allen darin implizierten Herausforderungen an die Betroffenen. Andererseits war das Kriterium ausschlaggebend, möglichst unterschiedliche Biographien aufzuzeigen und damit auch die verschiedenen Stadien der Wohnungslosigkeit zu definieren. Diese Interviews zu kürzen, würde bedeuten, auch inhaltliche Streichungen vorzunehmen.

Am Ende der Arbeit findet sich eine Conclusio, in der in kurzen Worten die Forschungsergebnisse subsumiert werden und eine Reflexion des Arbeitsprozesses gezeigt wird.

2. Forschungsfragen

2.1. Allgemeine Forschungsfrage

Wie manifestiert sich Armut in Wien heute anhand des Beispiels Wohnungsloser, und sind die Gründe und Ursachen andere als um 1900?

2.2. Spezielle Forschungsfragen:

1. Wie ist die Selbstsicht Wohnungsloser? Wie empfinden sie ihr Leben auf der Straße? Sehen sie ihre Situation als gegeben, als etwas, dem sie durch äußere Einflüsse ausgesetzt sind? Oder suchen sie die Gründe bei sich selbst?
2. Ist die Änderung ihrer gegenwärtigen Lage, die Integration in einen geregelten Alltag, ein erstrebenswertes Ziel für Wohnungslose, und wenn ja, welche Schritte planen und unternehmen sie?
3. Wie ist die Akzeptanz anderen Wohnungslosen gegenüber? Gibt es so etwas wie eine Kategorienbildung, und wenn ja, ordnen sich Wohnungslose selbst ebenfalls einer oder mehrerer dieser Kategorien zu?
4. Gibt es eine erhöhte Bereitschaft zur Ausübung von Kriminalität im Allgemeinen und körperlicher Gewalt im Speziellen unter Wohnungslosen?
5. Stehen Wohnungslosigkeit und Suchterkrankungen in einem signifikanten Zusammenhang?

3. Theoretischer Teil

3.1. Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit. Eine Begriffsdefinition

Der Europäische Dachverband der Wohnungslosenhilfe (FEANTSA) hat eine Typologie entwickelt, die folgende Begriffe unterscheidet:

- Obdachlosigkeit: betrifft
 - „obdachlose Menschen,
 - Menschen in Notunterkünften“
- Wohnungslosigkeit: betrifft „Menschen, die
 - in Wohnungsloseneinrichtungen,
 - in Frauenhäusern wohnen,
 - in Einrichtungen für MigrantInnen/AsylwerberInnen wohnen,
 - von Institutionen entlassen werden,
 - die in Dauereinrichtungen für Wohnungslose wohnen“ (feantsa: 02.02.2011)

In der vorliegenden Arbeit wird hauptsächlich der Begriff Wohnungslosigkeit verwendet, weil sich diese Definition in den letzten Jahren unter den Menschen, die mit den Betroffenen zusammenarbeiten, etabliert hat und als politisch korrekt gilt. Näheres zur Verwendung in der Arbeit und durch die Akteure.

3.2. Armut – Versuch einer terminologischen Annäherung

Da Wohnungslosigkeit immer auch mit dem Begriff Armut konnotiert ist, gibt es eingangs dazu einen kurzen Überblick über gängige Bezeichnungen.

Die Begriffe Arme, Bedürftige oder gar Unterschicht sind heute negativ besetzt und gelten verbreitet als diskriminierend. „Unterschicht“ ist zu einem „schmutzigen Wort“ (Lindner 2008: 7) geworden. Man spricht heute eher von Prekariat, den Geringqualifizierten oder Geringverdienern, von bildungsfernen und bildungsabstinenten Bevölkerungsteilen, Aussteigern und Verweigerern, Hartz IV-Empfängern, Leistungsschwachen, Leistungsunwilligen, sozial Schwachen oder sozial Defizienten, der „Drittel-Gesellschaft“, den „working poor“ oder den „submerged tenth“ (ders.: ebda). Im Gegensatz dazu findet Franz Küberl, seit 1995 Präsident der Caritas, den Begriff Unterschicht keineswegs problematisch. Er bezeichnet ihn als „semantisch passender (...) als den historischen Begriff ‚Proletariat‘ oder, wie es in der politisch korrekten Ära der Sozialreformer hieß, ‚Unterprivilegierte‘ oder ‚sozial Schwache‘“ (Küberl/ Tóth 2010: 96).

3.3. Zur Geschichte der Armen. Ein historischer Überblick

Der christlichen Ethik und Soziallehre des Mittelalters entsprach eine gewisse grundsätzliche Wertschätzung der Armut und der Armen, wobei schon relativ früh zwischen „würdigen“ und „unwürdigen Armen“ unterschieden wurde: „Als ‚würdige Arme‘ gelten einerseits die ‚ehrlichen Arbeitslosen‘, die gerne arbeiten würden und denen Arbeitsgelegenheit zu verschaffen ist, andererseits die arbeitsunfähigen ‚Unglücklichen‘, die (...) zu versorgen sind. Als ‚unwürdige Arme‘ werden ‚arbeitsfähige Müßiggänger‘ etikettiert, die zur Arbeit zu zwingen sind“ (Meireis 2008: 97). Mit der zahlenmäßigen Zunahme dieser Bevölkerungsgruppe verschärfte sich diese Differenzierung im Laufe des späten Mittelalters zusehends. „Waren bis ins 10. Jahrhundert die gesellschaftlichen Positionen mit einfachen Gegensatzpaaren (...) ausgedrückt worden, die im Wesentlichen die alte Gegenüberstellung ‚frei‘ und ‚unfrei‘ reflektierten, so änderte sich dies seither“ (Bruckmüller 2001: 64). Grundsätzlich bestand jedoch die Bereitschaft, die Armen der Stadt nach Möglichkeit von kirchlicher Seite zu unterstützen, wie es die christliche Moraltheologie gebot.

Diese städtischen Armen (die sogenannten unterbürgerlichen Schichten), die einen erheblichen, rasch wachsenden Anteil an der urbanen Gesamtpopulation bildeten, wurden

zwar – in Armenvierteln und Bettelgassen - topographisch marginalisiert und lokal möglichst an den Stadtrand disloziert, hausten in Kellern, unter den Gewölben der Stadtmauern, in Baracken, Ställen oder zur Aftermiete in Hinterhöfen, später sogar – aus hygienischen Gründen - vor den Stadtmauern, zählten aber dennoch zur Einwohnerschaft, nicht aber zur Bürgerschaft einer Stadt.

Erst durch den Siegeszug der evangelischen Lehre kam es ab dem 16. Jahrhundert zunehmend zu einem Umdenken, ja einem Paradigmenwechsel in der Wert- und Einschätzung der städtischen Armen, einerseits durch die von Max Weber 1934 definierte „protestantische Ethik“, die Fleiß und Arbeitsamkeit befahl, andererseits durch den rapide anschwellenden Zuzug landflüchtiger Armer infolge von Missernten, Epidemien, Hungersnöten oder Kriegshandlungen. Das Zauberwort der frei machenden Stadtluft bewog zunehmend die pauperisierten, hungernden Landflüchtigen zur Zuflucht in die scheinbare, erhoffte Geborgenheit innerhalb schützender Stadtmauern und konfessioneller Betreuung.

Die Armen, die im gesamten Mittelalter eine gewisse Wertschätzung genossen hatten und durchaus Teil der urbanen Gesellschaft gewesen waren, sanken sehr bald in der Achtung der Bürgerschaft, des Stadtrates und der städtischen *Polizey* zu einer missliebigen, ausgegrenzten und schon bald polizeilich verfolgten Außenseitergruppe herab. Aus den städtischen Armen wurden zusehends Bettler, denen man vorerst durch rigide Bettelordnungen der *Stadtregimenter* beikommen wollte. Die kommunalen Behörden waren angehalten, das Bettelunwesen zu reglementieren, quantitativ durch Haft, Arretierung, Zwangsrekrutierung zu reduzieren oder per Schub zu dislozieren. Denn neben dem Kriterium der *echten Bedürftigkeit* begann nun das zweite Faktum der *Zugehörigkeit* eine besondere Rolle zu spielen. Stadtfremde Arme wurden kurzerhand in Arbeitshäusern interniert, zum Militärdienst zwangsrekrutiert oder aus den Städten abgeschoben: „Zugleich führten sie damit aber auch administrative Grenzen zwischen Unterstützungsberechtigten und Nicht-Berechtigten ein“ (Kronauer 2008: 42).

Die Differenzierung zwischen würdigen und unwürdigen, zwischen eigenen und fremden Bettlern und Armen wurde nun maßgeblich. Als würdige Arme (Prinzip der Dignität) galten vor allem fromme, gut beleumundete Witwen mit ihren Kindern, den städtischen Waisen, Kranke, Alte und Invalide. Diese fanden, wenn sie kein Dach mehr über dem Kopf

hatten, Aufnahme in eines der zahlreichen geistlichen Spitäler (Hospize, Hospitäler), die es in jeder Stadt gab. Diese Spitäler waren aus den frühchristlichen Xenodochien (Pilger- und Herbergshäusern) hervorgegangen, die an die bestehenden Kirchen, Klöster und Pfarrhöfe baulich angeschlossen waren, in denen die Armen unterschiedslos aufgenommen, gepflegt und geistlich betreut wurden, obwohl sie prinzipiell kommunaler Leitung unterstanden (vgl. Großer Brockhaus 1952: 556, „Hospital“). Aus diesen Institutionen gingen später die Armen- und Arbeiterhäuser hervor, aber auch die gefürchteten Zuchthäuser.

Als unwürdige Arme galten Arbeitsunwillige, entlaufene Landsknechte, Diebe und Dirnen (unverheiratete Frauen, nicht wenige davon mit Kindern) und alle Arten Gebrandmarkter: „Erst im Kontext der Stadt und insbesondere seit dem 16. Jahrhundert bekam die Unterscheidung zwischen würdigen und unwürdigen Armen ihre ausgrenzende Schärfe und wurde mit einem erheblichen administrativen Aufwand (u.a. der Registrierung und Kennzeichnung der Bettler) exekutiert“ (Kronauer 2008: 42). Ähnlich wie die Juden, die den Judenhut oder den gelben Stern tragen mussten und ihr Ghetto nur ausnahmsweise verlassen durften, mussten Arme und Bettler nun sichtbare Abzeichen oder Kennzeichen tragen, die sie deutlich als Bettler auswiesen – und ausgrenzten.

Mit dem Aufkommen von Arbeitshäusern wurde nun auch, neben der Kriterien der Würdigkeit und der Zuständigkeit, das Merkmal der Arbeitsfähigkeit zunehmend maßgeblich. Nur wer würdig, einheimisch und offensichtlich nicht arbeitsfähig war, konnte auf Unterstützung durch die Bettelvögte und Armenrichter hoffen. Stadtfremden Armen wurde keinerlei Hilfe gewährt, sondern sie wurden rigoros als Vagabunden, Taugenichtse und Tagediebe abgeschoben, in Zuchthäuser gesteckt oder zwangsweise für das Militär rekrutiert: „Fielen die beiden Kriterien der Zuständigkeit der Heimatgemeinde und der wahren Bedürftigkeit auseinander, wie beim ortsansässigen, aber als arbeitsfähig eingestuften Bettler, dann drohte diesem das Arbeitshaus. (...) Außerhalb jeglichen Fürsorgeschutzes aber stand, wer gegen beide Kriterien verstieß, wer als arbeitsfähig galt, aber dennoch bettelte, und zugleich Fremder war. Der Vagabund wurde seit dem 16. Jahrhundert gnadenlos verfolgt und drakonisch bestraft“ (Kronauer 2008: 43).

In den großen Städten Englands und der Spanischen Niederlande wurden schon Ende des 16. Jahrhunderts, neben strengen Bettel- und Armenordnungen, neben Armenrichtern, Bettelvögten und städtischen Bütteln, die ersten Arbeitshäuser, zumeist Spinnhäuser, errichtet, um dem massenhaften Bettelwesen und der grassierenden Armut breiter Bevölkerungsschichten gegenzusteuern. Diese ersten Arbeitshäuser waren alles andere als karitative Einrichtungen, sondern hatten von Anfang an den Charakter von Zuchthäusern und Straflagern. Die sozialen Zustände, die in diesen ersten Zuchthäusern herrschten, waren und blieben bis weit ins 18. Jahrhundert verheerend: kärglichste Verpflegung, härteste Arbeitsbedingungen, katastrophale hygienische Verhältnisse, abgesichert durch einen Kanon drakonischer Bestrafungen. Diese, aus heutiger Sicht unmenschlichen, Strukturen der Zucht- und Arbeitshäuser erhielten sich nahezu unverändert bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts und besserten sich erst sukzessive durch die Errungenschaften der Aufklärung.

In Österreich wurde das erste Arbeitshaus 1671 in der Wiener Leopoldstädter Vorstadt nach englischem Vorbild errichtet. Auch für diese Einrichtung gilt oben Gesagtes sinngemäß: Dieses erste österreichische Arbeitshaus war vom Konzept her eher ein Zuchthaus, eine Strafanstalt für sozial Deviante, eine Sammelstelle für alle kranken, invaliden und kriminellen Menschen, deren die städtische Polizey habhaft werden konnte.

In rascher Folge wurden nun in den österreichischen Kronländern weitere derartige Häuser errichtet, zentrale Sammel- und Sozialeinrichtungen, in denen unterschiedslos und undifferenziert junge und alte Arme, Gesunde und Kranke, Männer und Frauen sowie Kinder und Erwachsene zusammen untergebracht und zur Arbeit gezwungen wurden.

3.4. Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und Armut in Wien um 1900

Mit dem Einsetzen der Industrialisierung und der wachsenden Landflucht ab Beginn des 19. Jahrhunderts multiplizierten sich die sozialen Probleme mit den pauperisierten, arbeitssuchenden Massen der rapide wachsenden Bevölkerung: „Mit der Aufhebung des Zwangs zur Sesshaftigkeit auf dem Land und der Durchsetzung freier Arbeitsmärkte im

frühen 19. Jahrhundert verloren die Städte die Kontrolle über die Zuwanderung“ (Kronauer 2008: 44).

Die Fortschritte der Hygiene und Medizin führten im 19. Jahrhundert zu einem rasanten Anstieg der Bevölkerung, dem die Industrialisierung kaum zu folgen vermochte. Die Landflucht, schon seit Jahrhunderten ein fast unlösbares Problem für die prosperierenden Städte, nahm nun geradezu bedrohliche Dimensionen an. Weitesten Bevölkerungsgruppen verarmten und suchten vermehrt durch die Flucht in die Stadt eine Verbesserung ihrer Lebenslage, um in den allorts entstehenden Fabriken Brot und Arbeit zu finden. Was diese Menschen – bewusst oder unbewusst – in Kauf nahmen, war der Verlust ihrer Herkunft und Heimat, war die „Unterwerfung unter Fabriksdisziplin und technisch organisierte Ausbeutung, gepaart mit elenden Lebensbedingungen“ (Kronauer 2008: 45). Statt der Armenviertel der mittelalterlichen Stadt entstand nun das Massenelend der sprunghaft anwachsenden Arbeiterviertel an der Peripherie der Städte: Im Weichbild der wuchern den Städte breiteten sich Armut, Not und Wohnungselend aus, - die *soziale Frage* entstand.

Ein Paradebeispiel dieser revolutionären Vorgänge ereignete sich in der österreichischen Reichs-, Haupt- und Residenzstadt Wien. Hatte Wien um 1800 rund 250.000 Einwohner gezählt, explodierte die Zahl seiner Bewohner im Laufe des 19. Jahrhunderts auf zwei Millionen. Ursachen für diesen exorbitanten Bevölkerungsanstieg waren einerseits die extrem hohe Zuwanderung aus den Kronländern, andererseits aber die ständig steigenden Geburtsziffern auf Grund der wesentlich verbesserten medizinischen und hygienischen Versorgung (vgl. Maderthaner 2008: 126).

Der jährliche Bevölkerungszuwachs Wiens betrug um die Jahrhundertwende 1900 um die 35.000 Menschen, der Anteil der aus den Kronländern Zugewanderten lag bei rund 65 Prozent. Alleine in den Jahrzehnten von 1830 bis 1900 vervierfachte sich die Einwohnerschaft Wiens und verdoppelte sich zwischen 1870 und 1900 (Maderthaner 2008: 127). Wien, bis in die 1850er-Jahre noch von mittelalterlichen Stadtmauern umgeben, platzte aus allen Nähten: „Wien folgt in seiner Topographie einem konzentrischen Muster, in welchem sich innere und äußere Vorstädte, sozial abfallend, um das Zentrum gruppieren“ (ders. 2008: 125). Um das Zentrum (die Innere Stadt), von den ehemaligen Basteien bis

zum Linienwall, lagen die Vorstädte, die heutigen Bezirke drei bis neun, in ihrer Bebauung bis heute wenig verändert. In den Vororten, den heutigen Bezirken zehn bis zwanzig, schossen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, der Gründerzeit, die „Zinskasernen“, die berüchtigten Bassena-Häuser wie Pilze aus dem Boden, „in denen eine größere Anzahl von Mietern ein gemeinsames Gangklo hatten, das Wasser von der Bassena holen mußten und das Küchenfenster meist auf den Gang hinaus ging“ (Pirhofer/ Sieder 1982: 353). Diese Zinskasernen machten in den Außen-, den Arbeiterbezirken, rund 85 Prozent des insgesamt zur Verfügung stehenden Wohnraumes aus. Die Wohnungen dieser Häuser waren ausschließlich Substandard-Klein- und Kleinstwohnungen, aber mit nahezu unerschwinglichen Mieten (vgl. Maderthaner: 126f.). „Trotz zeitweilig großer Bautätigkeit blieb die Wohnungsproduktion jedoch hinter dem Bedarf zurück“ (John 1984: 169). Die logischen Folgen der hohen Mieten waren Überbelegung, illegale Unter- und Aftervermietung, häufige Delogierungen sowie das ominöse Bettgehortum. Die Gründe für die stark zunehmende Obdachlosigkeit breiter Gruppen lagen sicherlich in den äußerst hohen Wohnungskosten, der häufigen Arbeitslosigkeit infolge arbeitsrechtlicher Ungesicherheit, im extrem großen Wohnungsmangel und der anhaltend wachsenden Zuwanderung aus den österreichischen Kronländern (vgl. John 1986: 173). Das imperiale Wien zog aus allen Teilen der Monarchie massenweise neue Zuwanderer an, die hofften, hier Arbeit und bessere Lebensbedingungen zu finden. – Oft glückte das, aber in zahlreichen Biographien auch nicht. Viele der aus Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien Zugewanderten fanden in Wien weder dauerhaft Arbeit noch die ersehnte Zimmer-Küche-Wohnung in einem der neu erbauten Bassena-Häuser: Sie wurden oder blieben obdachlos. „Die Mehrheit der Obdachlosen war fremdzuständig. Fremdzuständig bedeutet, daß der Betroffene das Wiener Heimatrecht nicht innehatte. Das Heimatrecht war aber Voraussetzung für die Unterstützung eines Armen aus öffentlichen Mitteln“, denn diese „Betroffenen“ waren ganz in der Regel „männlich, ledig und eher jung und fremdzuständig“ (John 1986: 173).

Diese prekären sozialen Umstände führten auch zu dem für die gründerzeitlichen Großstädte symptomatischen Phänomen des Bettgehortums, bei dem sich mehrere, untereinander nicht verwandte Personen ein und dasselbe Bett in Schichten teilen. Um 1900 lebten geschätzte 80.000 Personen als Bettgeher in Wien (vgl. ders.: ebda). Dieses Modell führte konsequenterweise zu einem gravierenden Überbelag der räumlich und sanitär

ohnehin erbärmlichen Klein- und Kleinstwohnungen und war ein häufiger Grund oder Vorwand für Delogierungen: „Dies hatte unter anderem eine enorme Überfüllung der Kleinwohnungen zur Folge und charakterisierte die Wohnverhältnisse der Unterschichten dieser Zeit“ (John 1986: 173). Wer Freunde, Kollegen, Verwandte oder Bekannte hatte, die eigene vier Wände besaßen, konnte sich glücklich schätzen, wenn er – wenn auch nur vorübergehend – für einige Zeit als Gast ein Unterkommen fand.

Von Seiten der öffentlichen Hand oder privat-karitativen Vereinen wurden vor 1900 etliche Massenquartiere und Obdachlosenasyile gestiftet, um der grassierenden und sozialpolitisch bedenklichen Wohnungslosigkeit einigermaßen Herr zu werden: „Es gab ein paar Dutzend Massenquartiere in Wien, die Übernachtung kostete 20 – 40 Heller, bei einem durchschnittlichen Hilfsarbeiterverdienst von 2 Kronen 80 Heller pro Tag“ (John 1986: 174). Diese Massenquartiere waren „stark überfüllt, schmutzig, jedoch billig, zentral gelegen und mit dem Vorteil, daß strenge Hausordnungen unbekannt waren“ (ders: 174). Die beiden modernen Obdachlosenasyile, die um 1900 im 3. Und 10. Bezirk eröffnet wurden, waren besser ausgestattet und boten insgesamt rund tausend Personen vorübergehend Unterkunft.

Zwischen 1902 und 1912 wurden von der Stadt Wien vier Familienasyile errichtet, um die akute Wohnungsnot und das Elend der Obdachlosigkeit etwas zu lindern. In diesen Häusern konnten Familien bis zu sieben Nächten unentgeltlich verbringen. Währte der Aufenthalt länger, drohten die Abschiebung in die Heimatgemeinde oder eine Einweisung in Werk- und Arbeitshäuser (vgl. John 1986: 175). In diesen Familienasylen herrschte ein administrativ rigides Regiment: „Im städtischen Asyl mußte sich jeder Obdachlose ausweisen, seine Heimatzuständigkeit angeben, die Verwaltung führte über die ‚Insassen‘ einen Kataster, konnte jeden über die Gründe seiner Obdachlosigkeit ‚einvernehmen‘“ (John 1986.: 181). Nicht zufällig wurden diese städtischen Wiener Asyle nur in den Vororten angelegt, an der äußeren Peripherie der Stadt. Diese Lokalisierungen dienten der „Distanz und Überschaubarkeit als Sicherungsmechanismen gegenüber dem Unruhepotential“ (ders.: 183).

Zudem traf die hohe Obrigkeit durchaus eine Selegierung zwischen „Schmarotzern“ und „berücksichtigungswürdigen“ Armen. Wohlverhalten der „Petenten“ war nicht nur gefor-

dert, sondern Voraussetzung zur Erlangung sozialer Vergünstigung. Wer auffiel oder gar störte und sich nicht der Hausordnung unterwerfen wollte, hatte keine Chance auf Aufnahme in das Asyl. Eigene „Recherchenten“ überprüften die Angaben der Bittsteller. Im Jahresdurchschnitt wurden 9.000 Recherchen durchgeführt, „cirka ein Drittel der Unterstützungsansuchen lehnte der Verein ab“ (John 1986: 184). Bezeichnenderweise nannte sich diese Institution *„Verein gegen Armut und Bettelei“*.

Es war also durchaus nicht sozialromantische Karität, die hinter den Intentionen der wohl-tätigen, philanthropischen Vereine stand, sondern wesentlich auch das Kalkül, die sozialen Spannungen erträglicher zu gestalten. Erwiesen sich Petenten als arbeitsscheu, nicht arbeitsfähig, unverlässlich oder gar renitent, drohten umgehend polizeiliche Maßnahmen: „Polizeilicher und quasi-polizeilicher Einsatz sorgten für offene Repression in Form von Abschiebung, Arrest oder Werkhaus. (...) Die Privatwohlthätigkeit ging mit selektierenden und sozialpädagogischen Methoden vor, die nicht gerade angetan waren, das Selbstbewußtsein des Bittstellers zu stärken“ (John 1986: 184).

1905 und 1912 wurden die „Männerheime“ Meldemannstraße (544 Plätze) und Wurlitzergasse (890 Plätze) errichtet. Dennoch mussten Abend für Abend viele Unterstandslose wegen Überfüllung abgewiesen werden (vergl. ders: 175). „Jene, die in Asylen, Heimen und Massenquartieren keinen Platz fanden oder finden wollten, die effektiv Unterstandslosen, nächtigten an den verschiedensten Plätzen“ (ders.: 177), - in Gärten und Parkanlagen, auf Bahnhöfen, bei Fabriken und Ziegelwerken, am Donaukanal und im Winter sogar im Wiener Kanalsystem. Diese sozialen Missstände wurden von einschlägigen Lokalblättern breitgetreten und erfreuten sich großer Beliebtheit bei der Leserschaft, die diese Reportagen begierig verschlang, und übten so auch Einfluss auf die öffentliche Meinung aus.

Es waren aber keineswegs nur Journalisten, die sich dieser brennenden sozialen Missstände annahmen, sondern auch christlich-soziale, sozialistische und sozialdemokratische Politiker, allen voran Dr. Viktor Adler, die auf die Unhaltbarkeit der Situation verwiesen. Die hohe Politik musste dem Druck der Öffentlichkeit nachgeben, nicht zuletzt aus sozialpolitischer Rason: „Grundsätzlich zählte man zum Unruhepotential die untersten sozialen Schichten, jene, die nicht selbständig ihre Reproduktion sicherten, - im zeitgenössischen

Sprachgebrauch die ‚Armen‘ oder die ‚Armut‘“ (John 1986: 179). Als das grundlegende Problem der *sozialen Frage* wurde zurecht das Faktum der Arbeitslosigkeit von der zeitgenössischen Politik erkannt, - sie war das Grundübel, aus dem sich alle weiteren Folgen ergaben: „Daneben existierten in nennenswerter Größenordnung Formen der Nicht-Lohnarbeit, die unter Prostitution, Kriminalität, Arbeitslosigkeit respektive Gelegenheitsarbeit, Gesellenwanderschaft, Landstreicherei und Bettelei zu subsumieren war“ (John 1986: 179).

Um Strabanten, Hausieren, Vagabondage und Bettelei hintanzuhalten, drohte der Staat mit repressiver Gewaltanwendung und strafrechtlichen Sanktionen. Deshalb wurden Straßenbettelei und das Übernachten im Freien kurzerhand verboten. So hoffte man zu verhindern, „daß Arbeitslose, Gelegenheitsarbeiter, Bettler und Vagabunden an ihrer Lebensweise Gefallen fanden“ (ders.: 180). Wiederholter Arrest wegen Vagabondage führte daher zur Einweisung in Arbeitshäuser oder zur Schubierung der Arretierten in ihre Heimatgemeinde: „Der Schub war ein probates Mittel der Behörden bei der Lösung des Obdachlosenproblems“, jährlich waren in Wien 6.000 bis 7.000 Personen davon betroffen (ders.: ebda).

Der durchaus repressiven Praxis der Behörden stand das christliche, sozialistische und sozialdemokratische Konzept der öffentlichen Fürsorge entgegen, das den Ursachen der Armut wehren und den Gründen und Anlässen von Arbeits- und Obdachlosigkeit vorbeugen wollte.

Die extreme Wohnungsnot und hohe Arbeitslosigkeit blieben bis Ende der k.u.k. Monarchie bestehen und wurden durch das Elend der Nachkriegszeit im Österreich nach 1918 sogar noch weiter verschärft. Zu einer spürbaren, aber auch nicht ausreichenden Verbesserung der Wohn- und Arbeitsverhältnisse kam es erst in den Jahren der Ersten Republik und den Bau von ca. 70.000 sogenannter *Gemeindewohnungen* im *Roten Wien*: „Eine Verbesserung der Wohnverhältnisse bzw. die Reduktion des Bettgeherwesens und der Obdachlosigkeit waren erst unter den geänderten politischen Verhältnissen der Ersten Republik möglich, als die Prinzipien Mieterschutz, Wohnungsanforderung und sozialer Wohnbau die Wohnungspolitik des Rathauses bestimmten, und die staatliche Arbeitslo-

senversicherung den Unterschichten eine gewisse Reproduktionsgarantie unabhängig von Gegenleistung und Wohlverhalten bot“ (John 1986: 190f.).

Einen kurzen Einblick über die Ausgaben und Einrichtungen, die Wien heutzutage verzeichnet, um einerseits die Obdachlosigkeit möglichst niedrig zu halten, und andererseits den Lebensstandard der von Wohnungslosigkeit Betroffenen zumindest auf einem gewissen Mindestmaß zu gewährleisten, gibt das nächste Kapitel.

3.5. Der Wiener Sozialbericht 2010

Die Stadt Wien hat im Dezember 2010 den *Wiener Sozialbericht 2010* veröffentlicht, aus dem die Daten für dieses Kapitel entnommen wurden.

„Seit 1.7.2004 ist die Wiener Wohnungslosenhilfe eine Abteilung im Fachbereich *Betreutes Wohnen* im *Fonds Soziales Wien*. Dort erfolgen die operative Planung und die Abwicklung des Förderwesens. (...) Die Häuser für Wohnungslose (...) werden nun von *wieder wohnen* betrieben“ (Wiener Sozialbericht 2010: 159).

In Wien haben im Jahr 2010 0,53 Prozent der Gesamtbevölkerung Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in Anspruch genommen. Seit 2008 vergibt das *Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe* (bzWO) die Wohn- und Schlafplätze. Das P7, das Wiener Service für Wohnungslose, ist zentrale Anlaufstelle für die Wohnungslosen. Ein Hauptaugenmerk der Wiener Wohnungslosenpolitik wird einerseits auf das *Sozial betreute Wohnen* gerichtet, das Dauerwohnmöglichkeiten in Kleinwohnungen bietet, andererseits auf Prävention. 2009 stellte Wien 3.907 Plätze für Wohnungslose zur Verfügung (vgl. ebda: 158).

Wien bietet folgende Angebote für Wohnungslose:

- *Nachtquartiere*: niederschwellige, kurzfristige Unterbringungsmöglichkeiten , erste Situationsanalyse, Aufenthalt nur in den Abend- und Nachtstunden
- *Übergangswohnhäuser*: niederschwellig, dienen der Vorbereitung auf einen Dauerwohnplatz, Kosten zwischen 100 – 270 Euro pro Monat,
- *Betreutes Wohnen*: Voraussetzung: Selbstständigkeit und Eigenverantwortung der BewohnerInnen, maximale Verweildauer: zwei Jahre, Kosten 60 – 320 Euro pro Monat
- *Zielgruppenwohnen*: für spezielle Zielgruppen wie Frauen, Alkoholranke, junge Erwachsene... ; Kosten 195 – 270 Euro pro Monat
- *Sozial betreutes Wohnen*: richtet sich an Menschen, die lange von Obdachlosigkeit betroffenen waren und auf Grund verschiedener Parameter Unterstützung beim

Organisieren des Alltags und Wiedereingewöhnen in stabile Wohnverhältnisse brauchen

- *Tageszentren*: (Gruft, Josi, FrauenWohnzimmer): Beratung, Hygiene, Essen, Freizeitgestaltung (vgl. Wiener Sozialbericht 2010: 160ff.).

2008 nutzten insgesamt 7.526 Menschen die Unterkunftsangebote der Stadt Wien, ca. 70 Prozent davon waren Männer (vgl. ebda: 164). Für die Wohnungslosenhilfe wurden im Jahr 2009 34,400.000 Euro aufgewendet (vgl. ebda: 167). 1.800 Personen bezogen Sozialhilfe. Einen signifikanten Unterschied zur Gesamtbevölkerung zeigt der Altersdurchschnitt auf, nur rund 11 Prozent der Wohnungslosen sind über sechzig Jahre alt, der Wiener Durchschnitt der Über-Sechzigjährigen liegt bei 22 Prozent. Mehr als 75 Prozent der Wohnungslosen sind jünger als fünfzig Jahre (vgl. ebda: 169). Das allgemeine Ausbildungsniveau ist sehr niedrig, 44 Prozent haben nur einen Hauptschulabschluss, 31 Prozent eine abgeschlossene Lehre. Es gibt kaum AbsolventInnen einer Fachschule oder Universität (vgl. ebda: 70). Rund 78 Prozent aller Wohnungslosen 2009 waren österreichische StaatsbürgerInnen, etwa fünf Prozent kamen aus EU-Mitgliedstaaten, der Rest kommt aus Drittstaaten (15 Prozent) oder ist staatenlos (2 Prozent) (vgl. ebda: 171).

Wie sieht nun der Alltag in einem der erwähnten Häuser aus? Was wird konkret an Hilfe angeboten, was brauchen die Wohnungslosen, inwieweit kann auf ihre Bedürfnisse eingegangen werden? Welche Maßnahmen ergreifen die Stadt Wien oder die Caritas, um die Not zu lindern und lebenspraktische Unterstützung zu gewährleisten? Wie hoch ist der Aufwand, in welchen Bereichen wird noch nicht genug getan, wie sind die Akzeptanz und Auslastung der Angebote durch die Wohnungslosen? Viele dieser Fragen werden im folgenden Kapitel beantwortet, das die *Gruft* vorstellt, eine der Wiener Parade-Einrichtungen, die sich seit 25 Jahren ausschließlich dem Thema Wohnungslosigkeit widmet.

3.6. Die Gruft

Die Informationen über die Gruft wurden während eines Interviews mit Susanne Peter, am 17.03.2010 (15.00-17.30) eingeholt. Frau Peter ist von Beginn an dabei, ist sie doch eine der ehemaligen Schülerinnen, die 1986 das Projekt gestartet haben. Sie ist diplomierte Sozialarbeiterin.

3.6.1. Geschichte der Gruft

Der Ursprung der Gruft geht auf eine Schüleraktion des Wiener BG/BRG VI Amerlinggasse zurück, die im Frühjahr 1986 unter der Leitung des damaligen Religionsprofessors der 7. Klassen, Pater Albert Gabriel, startete. Die SchülerInnen stellten sich im Rahmen des Unterrichts die Frage, welche Möglichkeiten junge Menschen heute hätten, um aktiv – im Sinne ihres christlichen Glaubens – Gutes tun zu können. Anfänglich wurde in der benachbarten und für die Schule zuständigen Pfarre Mariahilf, in der Barnabiten-gasse 14, ein Raum für die Aktion zur Verfügung gestellt, in dem die SchülerInnen zweimal pro Woche direkt nach Unterrichtsende zwei Stunden lang Schmalzbrote und heißen Tee an Bedürftige ausgaben. Dieser Raum ist Teil des Kellergewölbes direkt unter der Kirche, in dem bis heute die Gebeine verstorbener Priester bestattet sind, woher sich auch der in diesem Zusammenhang ungewöhnliche Name die „Gruft“ ableitet. Die Aktion war von Anfang an ein großer Erfolg, stieß aber in vielerlei Hinsicht schnell an ihre Grenzen – sowohl personell, als auch strukturell, organisatorisch und vor allem räumlich, gab es doch anfangs weder ein WC noch genügend Sitzplätze für die Zahl der BesucherInnen.

In den darauf folgenden Jahren sollte die Gruft zusehends wachsen und zu einer Beispieligebenden Institution unter den caritativen Einrichtungen Österreichs werden.

Der erste wesentliche Schritt hin zur gegenwärtigen Situation, die eine 24-Stunden-Betreuung für akut von Wohnungslosigkeit Betroffene ermöglicht, erfolgte, als die *Vinzenzgemeinschaft Mariahilf* gegründet wurde, und die Gruft täglich von 10.00 bis 16.00

geöffnet war. Sie wurde damals immer noch ausschließlich von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen geführt. Ihnen stellte sich aber zunehmend die Frage: „Wo gehen die Leute hin nach 16.00? Die damalige Situation war sehr frustrierend“ (Peter).

Ein Erlebnis des damals amtierenden Wiener Bürgermeisters, Dr. Helmut Zilk, setzte neue Akzente: Der Bürgermeister war im Herbst 1994 zu Fuß in der Nacht in der Wiener Innenstadt unterwegs, als er ein dringendes menschliches Bedürfnis verspürte. Auf der Suche nach einer öffentlichen Toilettenanlage ging er über den Karlsplatz in die Unterführung der Opernpassage und war schockiert von der hohen Anzahl der Obdachlosen, die sich dort – offensichtlich gewohnheitsmäßig – angesammelt hatte. Die deutliche Notwendigkeit und Urgenz der Lage ließen ihn rasch reagieren: Bereits im Oktober desselben Jahres wurde die Gruft auf einen 24-Stunden-Betrieb mit Nächtigungsmöglichkeit umgestellt, der dazu dreimal wöchentlich in der Nacht Busse ausschickte, die an bestimmten Orten in Wien zu fixen Zeiten warmes Essen und Tee auslieferten.

3.6.2. Die Gruft heute

3.6.2.1. Organisatorisches

Die Gruft ist eine Organisation, deren Aufgabe die Betreuung und Reintegration Wohnungsloser ist. Sie untersteht organisatorisch der Caritas. Zentrale Aufgabe ist es in erster Linie, die Grundbedürfnisse nach Nahrungsaufnahme, Körperpflege und Hygiene zu stillen. „Ziel der Einrichtung ist die Reintegration von Wohnungslosen entsprechend ihrer Fähigkeiten mit einem niederschweligen Zugang zum Betreuungsangebot“ (gruft_jb_2010: 8). Seit Beginn befindet sie sich in den Kellergewölben der Pfarre Maria-hilf im sechsten Wiener Gemeindebezirk. Zur Zeit sind in der Gruft mehr als 30 MitarbeiterInnen beschäftigt, die sich aus 1 Leiterin, 1 Büroassistentin, 17 SozialbetreuerInnen, 7 SozialarbeiterInnen, 2 PsychologInnen, 2 PsychiaterInnen, PädagogInnen und Zivildienern zusammensetzen. Hinzu kommen PraktikantInnen und 38 ehrenamtliche MitarbeiterInnen (caritas-wien/jahresbericht_2010: 8). Die meisten der Angestellten haben eine verringerte Arbeitszeit von ca. 20 bis 30 Wochenstunden. Fix angestellt sind 5 ½ Sozialarbei-

ter in Vollzeit, was personell eine MitarbeiterInnenzahl von sieben Personen für diese MitarbeiterInnengruppe bedeutet. Zusätzlich gibt es ehrenamtliche MitarbeiterInnen.

Gearbeitet wird in drei Schichten á 8 ¼ Stunden, wobei eine Viertelstunde für die Dienstübergabe berechnet wird. Pro Schicht arbeiten zwei MitarbeiterInnen fix. Die Gruft ist 24 Stunden pro Tag an jedem Tag des Jahres geöffnet. Die MitarbeiterInnen der Nachtschicht haben keine Schlafberechtigung.

Die Gruft wird täglich von mehr als 200 Personen, davon zwischen 12 und 20 Wohnbetreuten, besucht.

3.6.2.2. Aufgaben

Verpflegung

Die Gruft ermöglicht ihren KlientInnen, viermal täglich zu einer Gratismahlzeit zu kommen. Die Essenszeiten sind

- ab 06.45 Frühstück,
- um 09.45 zweites Frühstück,
- um 12.45 Mittagessen und
- um 19.00 Abendessen.

Zwischen erstem und zweitem Frühstück wird der Schlaf- und Aufenthaltsraum gereinigt. Zum Frühstück gibt es, neben festen Nahrungsmitteln, Tee, Saft, Wasser und Kaffee. Jeder weitere Kaffee – auch untertags – muss bezahlt werden, da die Gruft die Kaffeebohnen selber zukaufen muss. Alle Speisen, die während der Essenszeiten ausgegeben werden, sind gratis, zwischendurch können aber Kleinigkeiten zu einem geringen Preis gekauft werden. „Im Jahr 2010 wurden 87.670 Mittag- und Abendessen ausgegeben (das entspricht 240 warmen Mahlzeiten pro Tag)“ (caritas-wien/jahresbericht 2010: 3).

Kleiderausgabe

Dreimal pro Woche (Montag, Mittwoch, Freitag jeweils von 15.00 bis 17.00) haben die KlientInnen die Möglichkeit, ihre Kleidung zu tauschen. Unterwäsche, T-Shirts, Hosen,

Pullover und Hemden können bei jedem Besuch gewechselt werden, Schuhe einmal pro Monat, Jacken bzw. Mäntel alle drei Monate. In dringenden Notfällen ist auch ein täglicher Wechsel möglich. Für neue BewohnerInnen gibt es ein Startpaket, das alle nötigen Utensilien enthält. Die Ausgaben werden genau protokolliert und im Computer gespeichert.

Körperpflege

Körperpflege ist rund um die Uhr in Akutfällen möglich, sonst bis zum Beginn der Nachtruhe um 22.45. Die Gruft stellt Seife, Shampoo, Zahnbürsten und Zahnpaste sowie Handtücher bereit. Ebenfalls steht den KlientInnen eine Waschmaschine zur Verfügung, für die sie einen Unkostenbeitrag von 1,80 Euro pro Waschgang beisteuern müssen.

Einmal pro Woche kommt eine Friseurin ins Haus, zweimal monatlich eine zweite. Beide arbeiten unentgeltlich.

Übernachtung

Die Gruft bietet akut von Wohnungslosigkeit Betroffenen die Möglichkeit, im großen Aufenthaltsraum die Nacht zu verbringen. Dazu müssen die Tische an der Zimmerwand entlang gestapelt werden, was die Gäste gemeinsam mit den MitarbeiterInnen tun. Die KlientInnen schlafen auf Isoliermatten am Boden und müssen aus Hygienegründen einen blauen Krankenhausüberzug aus Plastik vorweisen, den sie um einen Euro erstehen können. Tagwache ist montags bis freitags um 07.00, samstags und sonntags um 08.00. Zwischen 07.30 (bzw. 08.30 am Wochenende) und 10.00 wird der Raum von MitarbeiterInnen und einigen Gästen gemeinsam gereinigt. Im Winter nutzen bis zu hundert Menschen dieses Angebot, im Sommer sind es auf Grund der warmen Außentemperaturen mit rund 60 Menschen etwas weniger. Im Jahr 2010 gab es 22.908 Nächtigungen (caritas-wien/jahresbericht_2010: 3).

Essensbus

Dreimal wöchentlich – Mittwoch, Freitag und Sonntag – fahren Essenbusse und speziell dafür eingerichtete Autos fixe Orte in Wien an und geben zwischen 17.00 und 24.00 Essen, Tee, Zigaretten und Schlafsäcke an Obdachlose aus. Diese Tätigkeit ist auch ein wich-

tiges Mittel, um eine erste Kontaktaufnahme mit neuen potenziellen KlientInnen zu initiieren.

Streetwork

Viermal pro Monat findet Streetwork statt. Waren dabei bis Ende 2009 ein/e SozialarbeiterIn und ein/e ehrenamtliche/r MitarbeiterIn im Einsatz, gelten seit Jänner 2010 neue Bestimmungen: Es müssen zwei hauptamtliche MitarbeiterInnen die Arbeit auf der Straße machen, da eine Zunahme der Aggressivität unter den Wohnungslosen in den letzten Jahren die Arbeit für nicht speziell geschulte MitarbeiterInnen zu gefährlich gemacht hat. Zusätzlich begleitet einmal im Monat ein/e PsychiaterIn die StreetworkerInnen. Jährlich kommen die MitarbeiterInnen der Gruft auf ca. 2000 Gespräche in der Nacht, unter Tags ist es ungefähr die Hälfte (caritas-wien/gruft_25_jahre: 18).

Luise-Bus

Dreimal pro Woche (Mittwoch 11.30–15.00 und 19.30–21.30 sowie Donnerstag nachmittags) wird im Luise-Bus medizinische Hilfe angeboten. Ein Arzt/eine Ärztin wechselt gemeinsam mit einem/r zweiten HelferIn Verbände, stellt Erstdiagnosen, gibt Medikamente aus. Begleitet und unterstützt werden sie von zwei Ordensschwestern.

Medizinische Betreuung

In der Gruft wird zweimal wöchentlich die Möglichkeit für ein Gespräch mit einem/r PsychiaterIn angeboten. 2010 haben 111 Wohnungslose davon Gebrauch gemacht, insgesamt wurden 324 psychiatrische Gespräche geführt (caritas-wien/jahresbericht_2010: 5).

Sozialarbeit

Einen wesentlichen Teil der Arbeit in der Gruft stellt die Sozialarbeit dar. KlientInnen können zwar auch anonym essen und übernachten in der Gruft, müssen aber, um weitere Vorteile genießen zu können, ein Erstgespräch mit einem/r SozialarbeiterIn absolvieren, in dem die persönlichen Daten der Wohnungslosen aufgenommen werden. Typische Aufgabengebiete der Sozialarbeit sind Dokumentenbeschaffung, Sachwalterschaften, Vermittlung zu Notquartieren, Empfehlung für Therapieangebote, Begleitung bei Behörden-gängen sowie die Erstellung einer Postadresse in der Gruft. Diese Adresse ermöglicht es den Wohnungslosen, sich Post an einen fixen Ort zustellen zu lassen, wenn sie nirgends

amtlich gemeldet sind. Im Jahr 2010 führte die Gruft 16.681 Beratungsgespräche (caritas-wien/jahresbericht_2010: 1).

Die Angebote der Gruft dürfen ausschließlich österreichische StaatsbürgerInnen bzw. „gleichgestellte Personen (EU-BürgerInnen, Asylberechtigte oder Personen mit dauerhafter Aufenthaltsberechtigung)“ nutzen, deren Integrationsfähigkeit gegeben ist. Die Arbeit der Gruft fokussiert aber nicht nur auf kurz- und mittelfristige Hilfe, sondern ebenso auf „die Reintegration von Wohnungslosen entsprechend ihrer Fähigkeiten mit einem niederschweligen Zugang ihrer Fähigkeiten mit einem niederschweligen Zugang zum Betreuungsangebot“ (caritas-wien/jahresbericht_2010: 8).

Die hohe Auslastung sowie der deutlich begrenzte Raum stellen eine große Herausforderung an die Gruft, die vor allem in den Wintermonaten täglich an ihre Grenzen stößt. Zudem kann die Gruft einer Gruppe keinerlei Unterstützung bieten, und das ist die Gruppe der Zuwanderer, denen die Inanspruchnahme der Angebote der Gruft aus rechtlichen Gründen nicht möglich ist. Um auch in diesem Bereich etwas zu tun, wurde im April 2011 die „zweite Gruft“ in der Bernardgasse im 7. Wiener Gemeindebezirk eröffnet. „Die Caritas finanziert das Projekt über Spenden, die Stadt schießt Geld für die Rückkehrberatung zu. Denn einem Gutteil der Klienten wird die baldige Heimreise nahegelegt. (...) Schlecht ausgebildet und ohne Geld haben sie kaum eine Chance, sich in Österreich eine Existenz aufzubauen. (...) Nach drei Monaten endet ihr legaler Aufenthalt, dann müssen sie zumindest kurz ausreisen. In Österreich arbeiten könnten sie nur, wenn sie sogenannte Schlüsselarbeitskräfte wären“ (der.standard.at: 27.04.2011).

Die Gruft stellt unübersehbar einen ganz wesentlichen Teil der Obdachlosen-Betreuung in Wien dar und ist durch ihre jahrzehntelange, qualitativ hochwertige und engagierte Arbeit zu einem unverzichtbaren Treff- und Angelpunkt in der Wiener Wohnungslosenbetreuung geworden. Sie bietet auf gleichbleibend hohem Niveau einer großen Zahl an Menschen einen Zufluchtsort, menschliche Wärme und lebenspraktische Unterstützung und ermöglicht nicht wenigen von ihnen die Reintegration in einen „normalen Alltag“. Nicht vergessen werden soll aber an dieser Stelle die Erwähnung der zahlreichen anderen Institutionen in Wien, die die Not und das Leid der von Wohnungslosigkeit Betroffenen tagtäglich und jahraus-jahreinz zu vermindern suchen.

3.7. Die Interviews mit den ExpertInnen

Speziell die Frage nach den möglichen Ursachen für Wohnungslosigkeit lassen sich für eine Laiin nicht ohne die Unterstützung und Befragung von ExpertInnen beantworten. Um die vielfältigen und tiefgehenden, meist weit zurückliegenden Auslöser und Mechanismen verstehen und damit operieren zu können, bedarf es einer gewissen Basisinformation. In den Interviews wurden die ExpertInnen gebeten, ihr berufliches Aufgabengebiet zu beschreiben und von ihren theoretischen wie praktischen Erfahrungen mit Wohnungslosen zu berichten. Da sich diese Arbeit auch zentral mit den Ursachen für Wohnungslosigkeit befasst, ist ihr Wissen zu dem Phänomen ein wichtiger Bestandteil, um zu verlässlichen Ergebnissen in der Untersuchung zu kommen. Hier geht es im Speziellen darum herauszufinden, ob Wohnungslosigkeit einen schichtspezifischen Bezug hat, und inwiefern andere soziale, aber auch psychische Momente zum Tragen kommen. Weiters sollen auch die persönlichen Erfahrungen der ExpertInnen Klarheit bringen, was die Selbstsicht der Wohnungslosen, aber auch die Beurteilung Anderer betrifft. Folgende ExpertInnen haben sich für ein Interview zur Verfügung gestellt:

1. Dr. Irina Rittler: Ist Fachärztin für Psychiatrie, Allgemeinmedizinerin und Homöopathin. Frau Dr. Rittler arbeitet seit 2007 jeden Donnerstag zehn Stunden sowie zwei- bis dreimal pro Monat während der Streetwork als Psychiaterin in der Gruft.
2. Mag. Veronika Sima: Arbeitet als Klinische Psychologin im Otto-Wagner-Spital (OWS) auf einer allgemein versorgenden Abteilung, wo hauptsächlich affektive Erkrankungen (Depressionen, Manien usw.), Suchterkrankungen, Persönlichkeitsentwicklungsstörungen, psychotische Erkrankungen sowie manchmal auch psychiatrische Erkrankungen mit organischer Ursache (Demenzen, Gehirntumore ...) behandelt werden. Obdachlose Menschen werden hier aufgenommen, nachdem sie psychiatrisch auffällig geworden sind, meistens im Zusammenhang mit einer Suchterkrankung und/oder einer Erkrankung aus dem schizophrenen Formenkreis. Das OWS hat einen „Versorgungsauftrag“, muss also die PatientInnen aufnehmen, es gibt daher auch keine Warteliste, wie sie viele andere Institutionen haben.

3. Dr. Gerhard Pawlowsky: Ist Sozialarbeiter, Psychologe, Psychotherapeut und Lehrtherapeut für Psychoanalyse und personenzentrierte Psychotherapie und hat Lehraufträge an der Universität Wien. Er hat vermittelte Erfahrung mit Wohnungslosigkeit in Form von Supervisionen für Leute, die mit Wohnungslosen arbeiten (Sozialarbeiter, Leiter von Obdachloseneinrichtungen usw.)
4. Mag. Karl Rottenschlager: Ist ausgebildeter Sozialarbeiter, arbeitete nach seinem Theologiestudium mehrere Jahre im Gefangenenhaus Stein als Sozialarbeiter. Begründete die Emmaus-Gesellschaft, die in St. Pölten ansässig ist und sieben verschiedene Wohneinrichtungen für Bedürftige betreibt.
5. Susanne Peter: Ist diplomierte Sozialarbeiterin und eines der Gründungsmitglieder der Gruft, die im Jahre 1986 aus einer Schüleraktion hervorgegangen ist. Frau Peter ist seit Beginn und ohne Unterbrechung bei der Gruft tätig.

3.7.1. Interview mit Frau Mag. Veronika Sima

Das erste Interview findet am 17.04.2010 von 17.00 bis 18.30 Uhr mit Frau Mag. Sima in ihrer Praxis statt. Sima beruft sich auf ihr „Gefühl und die persönliche Erfahrung“, sie sieht Wohnungslosigkeit heute weniger als ein Phänomen der sozialen Schicht, sondern vielmehr einerseits im Zusammenhang mit einer psychiatrischen Erkrankung gegeben und andererseits als gesellschaftliches Problem. Hier spielt eine Konstellation aus bestimmten Auslösern eine Rolle, wie es Beziehungs- und Ausbildungsprobleme, berufliches Scheitern und viele mehr sein können. Einerseits können psychiatrische Erkrankungen aus dem schizophrenen Formenkreis Ursache für Wohnungslosigkeit sein, weil „von einer Psychose betroffene Menschen in einer eigenen Welt fernab der Realität leben, ihre psychotischen Konstruktionen haben, und viele von ihnen in der Gesellschaft einfach keinen Platz finden“. Ähnliches gilt auch für Menschen mit Suchterkrankungen. Nicht selten findet man auch Komorbiditäten wie Alkohol- oder Drogensucht. Andererseits ist es aber auch die Gesellschaft selbst, durch die der „Druck auf Einzelne, die bestimmte ‚Schwächen‘ haben, massiv größer wird, und obwohl es sicher ein größeres soziales Auffangnetz als vor

hundert Jahren gibt, ist es schwer, gesellschaftlichen Ansprüchen und Erwartungen zu entsprechen“. Die angesprochenen Erwartungen benennt sie mit einem finanziellen Niveau, das erreicht werden muss, schwere Arbeitsbedingungen, die auszuhalten sind, hier eher als die körperlichen Bedingungen der psychische Druck, bei dem es um Konkurrenzgefühle oder überfordernd hohe Leistungen geht und um gesellschaftlichen Druck im allgemeinen. Wer in der Kindheit keine Mechanismen erlernt hat, diesem Druck und diesen Anforderungen standzuhalten, läuft spätestens als Erwachsener Gefahr, daran zu scheitern. Hier ist evident, dass „fast alle Obdachlosen schwierige, lieblose Eltern-Kind-Beziehungen hinter sich haben, wo positive Emotionalität einfach überhaupt keinen Platz gehabt hat, sondern vor allem Aggressivität und Gewalt, Beziehungen, in denen Kummer nicht adäquat aufgefangen wurden, und wo Gewalt an der Tagesordnung war“, und weiter: „... das heißt, es geht um Menschen mit schwierigen Lebensgeschichten, durch die sich in der Folge eine Suchterkrankung entwickeln kann, durch die Schulden gemacht werden und folglich eine Wohnung nicht mehr gehalten werden kann, und man dann irgendwann auf der Straße landet“. Was Beziehungen betrifft „muss man sich sicher fragen, warum geht die Beziehung kaputt? Oft sagen ja z.B. Alkoholiker, sie haben zu trinken angefangen, weil sie die Frau verlassen hat, während die Frauen sagen, dass die Beziehung am Alkoholmissbrauch gescheitert ist. Bei den Obdachlosen, mit denen ich in Berührung komme, ist es fast immer so, dass es schwere Traumatisierungen gegeben hat, die sich natürlich auch im Beziehungsleben auswirken. Die sich auswirken darin, konsequent eine Ausbildung fertig zu machen, also in einem Unvermögen so etwas zu tun, die sich auswirken in Bereichen, Arbeitsverhältnisse auch konsequent auszuhalten, bzw. wo es natürlich auch viel schwieriger ist, solche Personen mitzutragen in bestimmten Arbeitskonstellationen. Ich kann halt nur diesen speziellen Ausschnitt beurteilen“. Die Situation, in der Sima mit den Wohnungslosen in Kontakt tritt, erleben diese als extrem belastend. Sie sind davor entweder bei Freunden untergekommen, kommen aus der Gruft oder anderen Institutionen oder leben gänzlich auf der Straße und „landen bei uns, weil sie (...) psychiatrisch heftig auffällig geworden sind in dem Sinn, dass eine ambulante Behandlung einfach nicht möglich ist“. Es ist also für alle Betroffenen unübersehbar eine akute Lebenskrise, in der „wenig verdrängt und wenig verleugnet werden kann“, wodurch ein „realistischeres Problembewusstsein“ gegeben ist. Im Spital werden die Wohnungslosen mit

mit ihren Perspektiven und Möglichkeiten konfrontiert. Auf die Frage, inwiefern der oft geäußerte Wunsch nach einer Änderung der eigenen Lebenssituation realistisch ist, antwortet Sima: „Bei vielen ist es ein authentischer Wunsch. (...) In dem Moment, in dem sie bei uns sind, (...) ist der Leidensdruck auf Grund dieser Lebensform einfach dermaßen im Vordergrund, dass der Wunsch, etwas am Leben zu verändern, sehr groß ist. Da hört man sehr schnell: ‚Nie wieder was trinken! Nie wieder was konsumieren!‘ Die Umsetzung ist dann aber wieder eine andere Frage. (...) Natürlich besteht die Gefahr, nach einer Entlassung wieder in dieses Fahrwasser hineinzuschlittern“. Als besonders belastend beschreibt Sima, neben der Suchtproblematik, auch die Gewalt und die Aggressionen, mit denen Wohnungslose tagtäglich auf der Straße konfrontiert sind. Die Arbeit des OWS hängt von der Indikation der PatientInnen ab und konzentriert sich bei Suchtkranken vordergründig erstmal auf einen körperlichen Entzug, der zwischen zehn Tagen und drei Wochen dauern kann und von Mensch zu Mensch verschieden abläuft. Bei Drogensüchtigen wird in dieser Zeit versucht, eine Medikation zu finden, die stabilisierend wirkt bzw. wird eine Substitutionstherapie vermittelt. Hauptaufgabe ist das Erarbeiten von Perspektiven für alle PatientInnen. Dies gelingt in der Regel durch psychologische Entlastungsgespräche, die motivationsfördernden Charakter haben können, vordergründig entlastend oder psychoedukativ wirken. Außerdem gibt es sozialarbeiterische Betreuung, wo gemeinsam mit den PatientInnen Einkommensregelungen und Wohnungsperspektiven besprochen werden, zudem wird in seltenen – weil zahlenmäßig nur sehr gering vorhandenen - Fällen stationäre Psychotherapie vermittelt. Das *Nachtspital* im OWS bietet weiters die Möglichkeit des *Therapeutischen Wohnens*, Grundvoraussetzung dafür ist, dass die PatientInnen bereits relativ selbstständig sind, sowie eine Tagesstruktur erarbeitet „und eine klare Zielsetzung und eine konkrete Perspektive haben“. Meist ist das die sogenannte Arbeitstherapie, wo PatientInnen unter therapeutischer Anleitung in verschiedenen Werkstätten bzw. Gruppen arbeiten (Tischlerei, Buchbinderei, Korbflechterei, Gärtnerei usw.). Die Aufenthaltsdauer im Therapeutischen Wohnen kann sich zwischen einigen Wochen und, in wenigen Fällen, bis zu mehreren Jahren erstrecken. Auf ihre persönliche Erfahrung bezüglich der Selbstsicht Wohnungsloser angesprochen, meint Sima: „Obdachlosigkeit symbolisiert ja ganz deutlich das persönliche Scheitern und ist selbst an der „Versagerskalakette“ die unterste Stufe. Die Aversion, jemals wieder in diese Situation zu kommen, ist extrem

hoch. Im Moment müssen sie sich vielleicht arrangieren und es aushalten. Aber wenn man bereits draußen ist oder draußen war, in einem geschützten Rahmen, wie z.B. in einem Spital, dann wird es als unerträglich beschrieben und natürlich auch wieder ein Faktor des Unerträglichen ist das Schamgefühl, das kann ich bestätigen“.

3.7.2 Interview mit Frau Dr. Irina Rittler

Das zweite Interview wird am 14.05.2010 von 16.00 bis 17.20 Uhr mit Frau Dr. Irina Rittler in ihrer Wohnung geführt. Auf die Frage nach den Ursachen für Wohnungslosigkeit antwortet Rittler: „Es sind vor allem viele narzisstische Kränkungen, wo die Leute alles verloren haben und alle anderen Schuld sind. Extrem häufig sind das Leute mit besonders schwierigen Kindheitskonstellationen. Das zieht sich wie ein roter Faden durch die meisten Gespräche: prügelnde Väter, extrem distanzierte oder nicht präsente Mütter, Kinderheimgeschichten, instabile Familienverhältnisse usw. Und je destruktiver die Kindheitsgeschichte ist, umso destruktiver sind dann auch die Mechanismen danach. Viele versuchen, sich dem allen zu entziehen und zu fliehen“. Außerdem gibt es viele genetisch bedingte, chronisch paranoide Schizophrenien, also „Menschen, die sehr chronifiziert und auf der Beziehungsebene nur schwer zu erwischen sind, die sehr halluzinierend sind, und wo gerade das Allerlebensnotwendigste wie Essen und Schlafen funktioniert“. In vielen Fällen wird hier nie ein wirkliches Krankheitsverständnis erlangt. Meistens handelt es sich um schwere Pathologien, die nicht selten schon im Jugendlichenalter beginnen. „Die also, die nicht entsprechend betreut werden, sind auf der Straße. Davon gibt es aber zunehmend weniger. Das ist meiner Meinung nach der klassische Obdachlose, oft verwahrlost, wirr und auch etwas bizarr wirkend“. Die Ursachen dafür sind unterschiedlich. Während eine akute Psychose unter Extremsituationen oder eine Depression, die in eine Psychose kippt, jedem Menschen passieren könne, handelt es sich bei der chronischen Schizophrenie um eine schwere Erkrankung, die normalerweise in den verschiedenen Gesundheitszentren wie Spitälern, dem Psychosozialen Dienst (PSD) oder bei niedergelassenen Ärztinnen abgefangen und behandelt werden. Zudem ist es in den letzten zwanzig Jahren sowohl durch eine deutlich schnellere Früherkennung als auch durch die Verbesserung

der Neuroleptika zu erhöhten Behandlungserfolgen gekommen, wodurch die Zahl derjenigen, die auf der Straße leben und an einer Krankheit aus dem schizophrenen Formenkreis leiden, „nur bei etwa 20 Prozent“ liegt. Zu Wohnungslosigkeit kann aber auch „der Druck des Systems und der Leistungsgesellschaft führen, da hebt’s einfach immer mehr Leute aus. Das soziale Feld verlangt da schon ganz schön viel von einem ab, und man braucht dann schon ein sehr gesundes Selbstbewusstsein, um sich da dagegen zu stemmen – oder ein sehr pathologisches. Dazwischen gibt es nicht viel. Es gibt nur die Möglichkeit, sich darauf einzulassen oder sich auszuklinken. Und im Obdachlosenbereich gibt es auch ganz viele, die einfach clever genug sind auszusteigen, weil sie – bewusst oder nicht – nicht die Verantwortung übernehmen und immer die anderen verantwortlich machen. Meistens sind das Männer oder eher Jungs, die nie erwachsen werden, und die sich der Verantwortung Frau und Familie nicht stellen wollen, also nicht nur aus einem pathologischen Moment heraus. Neben denen, die’s nicht können, halt auch die, die nicht wollen“. Zum Schluss zählt Rittler noch diejenigen auf, die alkoholabhängig sind und auf Grund ihrer Alkoholsucht alles verloren haben und deshalb auf der Straße landen, aber ihre Abhängigkeit so bagatellisieren, dass sie selber keinen Bezug dazu herstellen können. Häufig führt die Abhängigkeit zu einem oder mehreren Verlusten, was aber in anderer Reihenfolge dargestellt wird. Der Alkohol fungiert auch als Mittel, die eigene Lebenssituation auszuhalten, weil er antidepressiv wirkt. So entsteht ein Teufelskreis, aus dem man nur ganz schwer herausfindet. Rittler meint, dass „circa ein Drittel aus bagatellisierten Störungen heraus auf der Straße landet“. Rittler hält „streng genommen, die, die auf der Straße landen, für psychiatrisch behandlungsbedürftig“. Die meisten von ihnen leiden an einer Depression, brauchen psychiatrische Betreuungssysteme oder schlicht Beziehungsarbeit. „Aber wo therapiert man jemanden hin, der keinen Halt mehr hat, alles verloren und ja auch kein Vertrauen mehr?“ Dazu kommt die unübersehbare Problematik, dass die Betroffenen über keinerlei Rückzugsmöglichkeiten verfügen oder über Nischen, in denen sie zur Ruhe kommen und „einfach einmal ungestört nachdenken können: Wie geht’s mir, und wo geh ich hin?“ Von den Leuten, die in die Gruft kommen, haben „circa 80 Prozent eine psychiatrische Störung, von der Depression über Alkoholabhängigkeit, bis hin zu polytoxischen Abhängigkeiten und der Schizophrenie ist alles vertreten. Und eine Depression würde ich den meisten geben. Wahrscheinlich kriegt jedes System die Diagnose, die es

verdient. In unserem Fall wäre das das Zeitalter der Depression“. Rittlers Arbeit besteht darin einzuschätzen, ob die KlientInnen verlässlich sind, oder ob sie psychotisch sind und eingewiesen werden müssen, weil sie selbst- oder fremdgefährdend sind, schließlich ist „da ein Haufen von Menschen auf engstem Raum, die alle nicht gesund sind“. Generell muss sehr viel Beziehungsarbeit geleistet werden, damit sich ein Wohnungsloser wirklich freiwillig bereit erklärt, mit einem/r PsychiaterIn zu sprechen, da diese deutlich negativ besetzt sind. Viele verfügen schon über negative Vorerfahrung, andere haben „einfach Scham“, nicht selten hört sie: „Gespräch brauch ich eh keines, aber reden können wir schon ein bissl“. Die Gespräche und die Beziehungsarbeit sind ganz wichtige Pfeiler in einem Leben, das auf so wenig Stabilität gebaut ist, und geben den Menschen Halt. Im wesentlichen besteht Rittlers Arbeit darin, die entsprechenden Ressourcen für den jeweiligen Zeitpunkt zu erarbeiten, also eine Orientierung, wie die nächste, aber auch die weitere Zukunft aussehen soll, welche Unterstützung dafür vonnöten sein wird und was gebraucht werden könnte. Bei PatientInnen mit einer Psychose lassen sich mit Hilfe einer neuroleptischen Medikation, regelmäßigen Gesprächen und der erwähnten Ressourcenorientierung in der Regel gute Erfolge erzielen. Die Akzeptanz durch die Wohnungslosen beschreibt Rittler als unterschiedlich. Manche ihrer PatientInnen lehnen Gespräch und die Behandlung durch sie ganz ab. In diesen Fällen geht es „immer nur darum, das zu tun, was in der Situation medizinisch gerade erforderlich und notwendig ist“. Zu anderen wieder hat sie Beziehungen, die sich bereits über mehrere Jahre ziehen, und in denen sehr konstruktiv und beständig gearbeitet werden kann. Eine besondere Herausforderung stellen oft die PatientInnen dar, die emotional instabile Persönlichkeitsstörungen haben und in ihrem Verhalten zwischen extrem abwertend und besonders wertschätzend schwanken können – und das nicht selten innerhalb eines Satzes. Es handelt sich dabei auch meistens um die Menschen, die ihre Obdachlosigkeit als eine Reihe von Ereignissen sehen, auf die sie keinen Einfluss hatten und haben. „Das sind genau die Jungs, die sagen: Alle anderen sind schuld, nur ich nicht. Das deshalb, weil der eigene Wert dermaßen erschüttert wurde durch massive Verluste – Verlust der Familie, Verlust der Frauen, Verlust der Wohnung, Verlust der Arbeit -, sie haben also nichts mehr, worüber sich Männer im sozialen Kontext definieren, und das auszuhalten - so nichts mehr zu sein, niemand zu sein, und nichts mehr zu haben und zu leisten -, ist ein ganz klassischer Abwehrmechanismus. – Dann sind

halt einfach alle Anderen schuld. Sonst zerreißt es dich, und diejenigen, die diesen Abwehrmechanismus nicht haben, sind auch sehr oft die, die sich umbringen. Der exzessive Alkoholkonsum ist ja an sich auch nichts anderes als ein Selbstmord auf Raten“. Und als Quintessenz: „Würden sie sich tatsächlich mit dem vergleichen, was andere haben und sie eben nicht, wäre das schlichtweg dramatisch“. Angesprochen auf die Akzeptanz anderer Wohnungsloser, spricht Rittler die Probleme an, die entstehen können, wenn Menschen massive Entwertung der eigenen Person durch Verluste auf verschiedenen Ebenen erleben. Um den eigenen Wert zu erhöhen, entwerten sie Andere: „Dieser Mechanismus fasziniert mich selbst immer wieder: Die Alkoholiker, die über die ‚Drogenschweine‘ schimpfen, die Drogenabhängigen, die über die Ausländer schimpfen usw“. Erstaunlich und im Gegensatz zu diesem Phänomen ist, dass es sich trotzdem um eine „extrem fragile Beziehungsgestaltung“ handelt, die sogar „bedingt verlässlich“ ist. So beschreibt sie die Bereitschaft, miteinander zu feiern, wenn eine/r der Wohnungslosen über Geld verfügt, wobei diejenigen, die einladen, jederzeit damit rechnen müssen, betrogen oder bestohlen zu werden. Das Leben auf der Straße ist geprägt davon, dass man sich auf niemanden verlassen kann, umso wichtiger ist die Stabilität, die Institutionen geben, damit zumindest von dieser Seite Kontinuität gegeben ist. Jedenfalls ist „diese Abwertung des Anderen eine klassisch maniforme Abwehr, damit ich nicht spüre, was los ist. Und das ist im therapeutischen Ablauf eine zentrale Aufgabe, den Menschen wieder in Kontakt zu bringen mit seinen Gefühlen wie Trauer, Wut, Verlassenheit, also Trauerarbeit für alles, was nicht ist, weil da wird einfach ganz viel zugeschüttet“. Zur Bereitschaft der Wohnungslosen, an der eigenen Lebenssituation etwas zu ändern, meint Rittler, dass diese sehr wohl bei vielen vorhanden sei. Die meisten scheitern in der praktischen Umsetzung, aber „das berühmte: ‚Morgen! Morgen pack ich’s an!‘, hört man schon ganz oft“. Institutionen wie das Betreute Wohnen bieten dabei einen gewissen Boden unter den Füßen, der einen guten Rahmen bildet und die Chancen auf Realisierung der Pläne doch etwas erhöht.

3.7.3. Interview mit Herrn Dr. Gerhard Pawlowsky

Das Interview mit Dr. Gerhard Pawlowsky findet am 03.02.2011 von 13.40 bis 14.30 Uhr in seiner Praxis statt. Die erste Frage zielt auf die möglichen Ursachen für Wohnungslosigkeit ab. Pawlowsky meint dazu: „In der Soziologie spricht man von charakteristischen Karrieren, etwa von einem Aufgezogenwerden in einem Erziehungsheim wegen Schwierigkeiten mit den Eltern oder auch von einem Verstoßenwerden von den Eltern, das dann zu einem protestierenden, aufmüpfigen Verhalten führt, und das dann in der Folge nicht so weit an die Gesellschaft angepasst wird, sodass es auch in der Berufsausbildung oder im Beruf zu Störungen im sozialen Verhalten kommt. Das ist der eine Weg, die eine charakteristische Karriere zur Obdachlosigkeit, der zweite sind mehrfache Verluste bei einem psychisch gesehen sehr schwachen Selbst. Mehrfache Verluste, wenn knapp hintereinander stabilisierende Beziehungen, sei es zum Partner/zur Partnerin oder sei es im Beruf, verlustig gehen, dann führt das auch zu einer finanziellen Bedrängnis, die manchmal nicht bewältigt wird, und dann folgt Obdachlosigkeit oder auf der Straße leben. In der Verarbeitung dieser Erlebnisse wird manchmal auch in Form psychischer Abwehr der Bock zum Gärtner gemacht, und die Notsituation wird als freigewählt betrachtet. Dann ist die Rückkehr besonders schwierig“. Im Gegensatz zu der Situation um 1900 hält Pawlowsky die Gründe für Wohnungslosigkeit heute keineswegs für ein bestimmtes Schichtphänomen, sondern für ein Phänomen, von dem alle Schichten betroffen sein können. Man kann allerdings sehr wohl einen Zusammenhang zwischen der ersten beschriebenen Karriere und bescheideneren wirtschaftlichen Schichten herstellen. Der zweite Weg, auf dem jemand durch mehrfache Verluste den Halt verliert, kann „Akademikern genauso passieren wie Menschen, die einfache Arbeiter sind“. Zum Einfluss der Gesellschaft auf Wohnungslosigkeit gibt er unterschiedliche Erklärungsmodelle. Einerseits spricht er von der Theorie, die besagt, dass „die Gesellschaft, in der wir uns bewegen, durch wachsende Anonymität gekennzeichnet ist. Das würde vielleicht erklären, dass es mehr Depressionen gibt, was medizinisch unbestritten ist, dass es auch mehr Kindheitserfahrungen gibt, die zu labilen Identitäten führen“. Der andere Fokus richtet sich mehr auf die Zeit: „Wenn jemand von wirtschaftlicher Not, Armut und/oder vielleicht auch von Obdachlosigkeit bedroht ist, da

ist die Gesellschaft intoleranter geworden. (...) Die Akzeptanz von sozialen Randschichten ist gesunken. Das heißt, wenn einmal jemand drin ist, ist es besonders schwer für ihn, wieder raus zu kommen“. Die Gesellschaft will also zunehmend weniger mit dem Phänomen Wohnungslosigkeit konfrontiert werden: „Es gibt also kein Interesse an Randschichten, sondern ein Interesse, sich durch Spenden, ich sag’s mal scharf, loszukaufen“. Typisches Beispiel dafür wäre die Gruft, die jedes Jahr eine ganz hohe Spendenbereitschaft vor Weihnachten erlebt, während kaum eine/r der SpenderInnen mit dem Phänomen in Kontakt kommen möchte. Auch Änderungen in der Gesellschaft selbst tragen dazu bei, dass es auch heute – trotz des relativen allgemeinen Wohlstands – immer noch Wohnungslosigkeit gibt: Die Zahl der sozialen Aufsteiger, also derjenigen, die über ein höheres Ausbildungsniveau als ihre Eltern verfügen, hat sich in den letzten Generationen deutlich vermehrt. Erst waren es Lehrberufe, dann Schulabschlüsse mit Matura, in der nächsten Generation mitunter bereits Hochschulabschlüsse. Dadurch steigt das Niveau insgesamt. „Mit etwas, wo man vielleicht 1960 einen Job gekriegt hat, kriegt man heute keinen mehr. Ich glaube schon, dass bei diesen Obdachlosen-Karrieren die wirtschaftliche Seite eine sehr große Rolle spielt, die Bildungs-Landschaft und Erwerbs-Landschaft“. Während die Anforderungen, um einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu bekommen, gestiegen sind, gibt es gleichzeitig auch weniger Arbeitsplätze, wodurch das Konkurrenzverhalten noch gesteigert wird. „1900 war es gewiss sehr schwierig, von einer Schicht in die andere zu wechseln, aber mit Ausbildung oder Fortbildung konnte man da schon was machen, und das ist sehr schwer geworden, wenn man nicht sehr stabil ist und dran bleibt“. Die Selbstsicht der Wohnungslosen erklärt Pawlowsky mit einem „merkwürdigen Kompromissphänomen“, bei dem Wohnungslose zur Aufrechterhaltung der Selbstachtung häufig behaupten, es wäre ein Lebensweg, den sie bewusst gewählt hätten. „Das Leiden würde viel zu groß werden, wenn man das nicht irgendwie von sich fern hält. (...) Der Obdachlose kann sich seinen Anteil - wahrscheinlich gibt’s nicht nur seinen Anteil - an seinem Schicksal nicht zugestehen. Und es würde einer längerfristigen psychotherapie-ähnlichen oder wie auch immer gearteten Beziehung bedürfen, damit er sich so sicher fühlt – weil Obdachlosigkeit heißt auch, ausgestoßen zu sein - dass er sich so sicher fühlt, dass er auch darüber nachdenken kann: Was hab ich dazu beigetragen? Aber das ist eben dieses Ummünzen:

Für mich hat's keine Chance gegeben im Leben, und ich hab eh noch das Beste draus gemacht“.

3.7.4. Interview mit Herrn Mag. Karl Rottenschlager

Das vierte Interview mit Mag. Karl Rottenschlager findet am 19.04.2010 von 08.30 bis 11.00 Uhr in der Emmausgesellschaft St. Pölten statt.

Obwohl es sich bei der Emmausgesellschaft um eine in Niederösterreich situierte Institution handelt, wurde ein Interview mit Rottenschlager geführt, da er als Fachmann im österreichischen Wohnungslosen-Bereich gilt. Die Anfänge der Emmausgesellschaft in Österreich gehen auf das Jahr 1982 zurück. Rottenschlager, der neun Jahre als Sozialarbeiter und Seelsorger in der Justizanstalt Stein mit Häftlingen gearbeitet hat, fragte sich immer wieder, was mit ihnen nach deren Entlassung aus dem Vollzug passiert. Ihm wurde mehr und mehr bewusst, dass die Gefahr für die Meisten groß war, am Leben in Freiheit ohne weitere Unterstützung zu scheitern. „Die Männer wurden nur mit ein bissl Taschengeld in eine ungewisse Zukunft entlassen. Je länger sie eingesperrt gewesen sind, und damit weg von einem Alltag und einer Routine, desto schwieriger ist ihnen in der Regel die Resozialisierung gefallen“. Da kaum einer der Haftentlassenen über Ressourcen wie Wohnung, Arbeit, fixe Lebensverhältnisse, stabile Beziehungen usw. verfügte, wurde Rottenschlager klar, dass es hier dringenden Handlungsbedarf gab, um zu verhindern, dass die Männer in absehbarer Zeit und aus Mangel an Alternativen wieder rückfällig wurden. „Die Rückfallsquote lag damals bei circa 80 Prozent, zwei von drei hatten keinerlei Perspektiven. Ich wusste, es braucht eine Alternative zu diesem Strafvollzug“. Rottenschlager setzt bei der Caritas seine Freistellung durch, um eine kleine Wohngemeinschaft (WG) für zehn Wohnungslose zu gründen. Revolutionäres Modell war, dass Rottenschlager mit den Hilfesuchenden gemeinsam wohnen wollte, was er nicht nur durchsetzte, sondern bis zum heutigen Tag tut. Aus einer kleinen WG wurden in den vergangenen drei Jahrzehnten sieben Wohnheim, zu den zehn ersten Bewohnern sind fast 7000 Menschen dazugekommen, die in dieser Zeit betreut wurden, zu den Haftentlassenen gesellten sich andere Hil-

fesuchende wie PatientInnen vor und nach Entwöhnungen (Alkohol- und/ oder Suchtkranke), Jugendliche ohne festen Wohnsitz, Frauen in Not, von denen ein eklatant hoher Teil Opfer von Missbrauch waren, Langzeitarbeitslose sowie unbegleitete jugendliche Asylwerber. Seit 2004 wurden Sozialmärkte in sechs verschiedenen niederösterreichischen Städten gegründet, in denen Menschen mit sehr geringem Einkommen zu günstigen Konditionen Lebensmittel und Gegenstände des täglichen Gebrauchs erstehen können. Außerdem gibt es fünf Betriebe für Arbeitstherapie und Arbeitstraining: eine Tischlerei, einen Bautrup, eine Kreativgruppe, eine Spedition mit Spezialisierung auf Altwaren sowie eine Großgärtnerei. „Wie nehmen vor allem die, die keiner haben will, die, denen man keine Integrations- und Arbeitsfähigkeit attestiert, diejenigen, die ganz unten in der Hierarchie sind“. Anfangs gab es viel Widerstand von den Anrainern, schon längst hat sich das Verhältnis deutlich verbessert, und die Emmausgesellschaft erlebt viel Unterstützung durch ihre Nachbarn. Zentrales Motiv aller Tätigkeiten in der Gesellschaft ist das Christentum und sein Credo der Nächstenliebe: „Niemand darf ausgegrenzt werden“. Das allgemein gültige Schlagwort ist: „Jeder Konflikt kann gewaltfrei ausgetragen und gelöst werden“. Über die BewohnerInnen der Emmaus-Wohnheime weiß Rottenschlager: „Eine unübersehbare Tatsache ist die schwierige Kindheit, ungefähr zwei Drittel haben eine Heimkarriere oder kommen aus defizitären Familien“. Rottenschlager erzählt von Menschen, die „keine Sprache gelernt haben, um ihre Gefühle zum Ausdruck“ zu bringen, und die hier erstmals damit konfrontiert sind, dass Reden und ein gewaltfreier Umgang miteinander möglich und zielführend sind. Er meint, das Leben auf der Straße habe sich deutlich geändert. So wäre die Zahl derer mit psychischen und psychiatrischen Erkrankungen deutlich gestiegen, und wie aus Gesprächen mit KollegInnen aus dem Ausland bekannt: „Diese Entwicklung ist weltweit zu beobachten“. Von der etwas verträumten Vorstellung des Vagabunden, der sich lediglich treiben lasse, könne keine Rede mehr sein. Die Aggression und die Gewaltbereitschaft haben vor allem auf der Straße deutlich zugenommen, umso wichtiger ist das Erlernen geeigneter Konfliktlöse-Strategien. Alle BewohnerInnen der Emmausgesellschaft müssen zu Beginn einen Vertrag unterschreiben, in dem sie sich zu Gewaltfreiheit verpflichten. Bei Verstoß müssen sie ausziehen. „Manche haben fünf, sieben, zehn Anläufe und Versuche gebraucht, aber irgendwann schafft es fast jeder“. Denn eines sei evident: „Es gibt keinen hoffnungslosen Fall!“

3.7.5. Interview mit Susanne Peter

Das fünfte Interview mit Susanne Peter findet am 17.03.2010 von 15.00 bis 17.30 Uhr in der Gruft statt. Inhaltliches siehe Kapitel 3.6.

3.7.6. Zusammenfassung der Interviews mit den ExpertInnen

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die ExpertInnen drei mögliche Ursachen für Wohnungslosigkeit heute sehen: Erstens psychiatrische Erkrankungen aus dem schizophrenen Formenkreis, also Menschen, die an einer Psychose leiden, die genetisch bedingt ist, aber mit entsprechender Medikation, verschiedenen Therapien und der Krankheitseinsicht durch die Betroffenen in der Regel relativ gut behandelbar wären. Zweiter möglicher Grund sind Persönlichkeitsentwicklungsstörungen, hier werden besonders oft narzisstische – oder richtiger emotional instabile – Persönlichkeitsstörungen genannt, also Menschen, die auf Grund emotional und sozial instabiler Kindheitserlebnisse kein fundiertes Selbstwertgefühl aufbauen können und nicht lernen, Verantwortung für sich selbst und/ oder für Andere zu übernehmen. Der dritte große Punkt ist die Gesellschaft selbst mit ihren deutlich gestiegenen Anforderungen an den Einzelnen, denen manche nicht standhalten können und an denen sie in der Folge zerbrechen. Unübersehbaren Zusammenhang gibt es aber auch mit Suchterkrankungen, ganz besonders dem Alkohol, der von nahezu allen Wohnungslosen in erhöhtem und gesundheitsgefährdendem Maß konsumiert wird. Im Gegensatz zu sozialen und schichtbezogenen Gründen, die meist die Ursache für Wohnungslosigkeit in Wien um 1900 waren, wird die soziale Schicht von den ExpertInnen nicht mehr als Ursache gesehen, wohl aber – wie bereits oben erwähnt – der Druck der heutigen Gesellschaft, Leistung – zum Vergleich mit den Generationen davor – in immer höherem Maß zu erbringen. Dem allgemeine Anspruch auf eine gute berufliche Position, Familie, Auto, Urlaube, eine gesicherte Wohnsituation usw. können nicht Wenige nicht mehr gerecht werden, die logische Konsequenz ist, dass sie scheitern. In Extremsituationen kann der Verlust dieser Standards damit enden, dass der/ die Betreffende im

wahrsten Sinne des Wortes auf der Straße landet. Für alle ExpertInnen sind deutliche Auswirkungen dieser Entwicklung das Fortschreiten der Depression in allen Gesellschaftsschichten, ganz besonders aber unter Wohnungslosen. Zur Selbstsicht der Wohnungslosen gibt es nicht mehr diesen breiten Konsens, offensichtlich ist es abhängig, in welchem Stadium der Kontakt mit den Betroffenen stattfindet: Während die realistische Einschätzung der eigenen Lebenssituation in akuten Krisensituationen relativ hoch zu sein scheint, ist die Bereitschaft, die eigene Situation zu beschönigen und zu bagatellisieren im Alltag jedenfalls gegeben. Dabei muss man aber berücksichtigen, dass jeder Vergleich mit der Norm unweigerlich eine tiefe Sinnkrise hervorruft, weshalb ein klassischer Abwehrmechanismus ausgelöst und die Frage oft erst gar nicht gestellt wird. Um das eigene Ego zumindest ein wenig besser aussehen zu lassen, werden andere Betroffene in der Regel deutlich entwertet und mitunter mit Schimpfwörtern oder sehr abfälligen Bemerkungen bedacht. Durch die Entwertung Anderer kommt es automatisch zu einer Erhöhung der eigenen Person. Die Bereitschaft, an der eigenen Lebenssituation etwas zu ändern, ist in der Theorie bei den meisten Wohnungslosen gegeben. Unterstützung dabei erfahren sie in der Umsetzung durch verschiedene Therapien, betreute Wohnformen, die eine gewisse Form an Stabilität gewährleisten und vor allem durch das Erarbeiten eines klaren Konzeptes und erkennbarer Perspektiven.

4. Empirischer Teil

4.1. Wahl der Methode

4.1.1. Erhebungsmethode

Als geeignete Methode für die Erhebung der hier erforderlichen Interviewdaten bietet sich eine qualitative Forschungsmethode deutlich mehr an als eine quantitative. Die vorliegende Arbeit möchte weniger Zahlen zum Thema Wohnungslosigkeit analysieren, als vielmehr die Lebenswelten der Betroffenen darstellen und einen Einblick in die Ursachen, aber auch in die persönlichen Lebensgeschichten geben.

Zur Anwendung kommen dabei problemzentrierte Interviews mit narrativ-biographischem Charakter. Es wurde ein Leitfaden erarbeitet, der die Interviewten dazu anregen sollte, auf die speziellen Forschungsfragen einzugehen. Die Fragen fungierten zwar als Stimulus, waren aber größtenteils so gestellt, dass sie auch umfassende und detailreiche Antworten zuließen, wie sie im narrativen Interview häufig vorkommen.

4.1.2. Auswertungsmethode

Zur Datenauswertung wurde die dokumentarische Methode im Rahmen der rekonstruktiven Sozialforschung nach Bohnsack und Nohl gewählt. Hier wird versucht, anhand des erhobenen Materials die Lebenswelt und die darin eingeschriebenen Handlungsorientierungen der AkteurInnen zu rekonstruieren, um Motivation, Reaktion und Interpretation ihrer Lebenswelten aufzuzeigen. Einzelne Schritte der Auswertung umfassen

- die formulierende Interpretation (Themenfindung, paraphrasierende Wiedergabe des Textes mit eigenen Worten),

- die reflektierende Interpretation (Unterteilung in Textsorten, semantische Interpretation und komparative Sequenzanalyse) sowie
- die Typenbildung (sinngenetisch und soziogenetisch) (vgl. Bohnsack 2008: 34ff.; Nohl 2009: 46ff.)

Die Autorin wurde bei einem einführenden wissenschaftlichen Gespräch über die Herangehensweise und praktische Durchführung der Interviews mit der Gruppe der Wohnungslosen darauf hingewiesen, dass es für Frauen generell schwierig sein könnte, Daten von Männern zu bekommen, die sozial schlechter gestellt sind. Diese Einschätzung erwies sich in den angeführten Gesprächen als nicht maßgeblich. Die Interviews wurden authentisch und unvoreingenommen durchgeführt, sodass die Themen sensibel behandelt werden und die Gespräche ruhig und ohne Zeitdruck ablaufen konnten, weshalb sich diese Befürchtung nicht bewahrheitete. In der Auseinandersetzung mit der Thematik im Vorfeld und der prinzipiellen Reflexion der eigenen Person, war der Input aber sehr wohl hilfreich und zweckdienlich.

4.2. Die Interviews mit den Wohnungslosen

4.2.1. Allgemeines

Die hier angeführten Interviews wurden mit einem Philips Voice Tracer, einem MP3-tauglichen Diktiergerät, an Orten aufgezeichnet, die die Wohnungslosen selbst gewählt hatten. Vor Beginn der Aufzeichnung wurden die Wohnungslosen über Titel und die allgemeine Forschungsfrage der Arbeit informiert und darauf hingewiesen, dass ihre Namen anonymisiert wiedergegeben werden, weshalb sie auch gebeten wurden, sich selbst einen Vornamen auszusuchen, unter dem sie genannt werden wollten. Die Reaktionen darauf waren relativ identisch: Zwar legten besonders die ehemals Wohnungslosen, jene also, denen der Wiedereinstieg in die Arbeitswelt gelungen war, und die eine eigene

Wohnung hatten, darauf keinen Wert, wichtig war das allerdings auch den übrigen Interviewten nicht wirklich, wenn auch nicht wenige eine Zeit überlegten, bis sie sich für einen Namen entscheiden konnten.

Die Kontaktaufnahme mit den Wohnungslosen erfolgte bei der Caritas-Messe am Scheidekaplatz, die einen Schwerpunkt auf die Integration Wohnungsloser in den Messablauf setzt, im Otto-Wagner-Spital, am Karlsplatz und auf anderen öffentlichen Plätzen in Wien. Die Gespräche mit den Wohnungslosen wurden zwischen dem 17.03.2010 und 24.02.2012 geführt.

4.2.2. Schlüssel

Kursiv und mit den Buchstaben *BL* gekennzeichnet sind die Fragen und Kommentare der Interviewerin, normal gedruckt und mit dem entsprechenden Anfangsbuchstaben der Vornamen die Antworten und Erzählungen der Wohnungslosen.

(...) Wort(e) fehlen

() in geschwungener Klammer werden besondere Tätigkeiten oder Gemütsregungen festgehalten

[] in eckigen Klammern werden Wienerische Ausdrücke und Austriaismen von der Verfasserin übersetzt sowie Kommentare angeführt

abcd unterstrichene Worte kennzeichnen eine besondere Betonung

4.3. Ausgewählte Interviews

Thomas, 33

T: Ich bin eigentlich auf eine ganz unkonventionelle Art obdachlos geworden: Ich bin aus dem Flugzeug ausgestiegen und war obdachlos. Ich bin aus Südamerika gekommen. Ich hab davor in Südamerika gelebt. Zuletzt in Argentinien, in Buenos Aires und davor in Paraguay. In Paraguay war ich nur ein Jahr. Es war so, mich hat Österreich von Haus aus nicht mehr interessiert. Ich bin von Innsbruck weggegangen. (lacht) Ich hab also einen kleinen Umweg über Südamerika gemacht und bin seit Juni letzten Jahres wieder hier. Ich wollte damals so weit wie möglich weg. Durch Zufall hab ich einen Job gekriegt, hätt ich einen Job gekriegt in Paraguay.

BL: Wieso kriegt man in Innsbruck einen Job in Paraguay?

T: Das war ja so, ich habe zuvor immer gearbeitet im Zustelldienst, und zuletzt hab ich mit dem Auto Baustoffe zugestellt. Und da hab ich gute Freunde gehabt. Und das war zu Weihnachten, da hab ich gesagt: „Wenn ich könnte, würd ich sofort weg, egal wohin“. Und hatte eine Freundin, deren Vater würde nach Paraguay auswandern, und der sucht jemanden Verlässlichen, der mit ihm mitgeht. Er hat gesagt, er kennt das Land schon, und er wollte da ein Hotel aufbauen.

BL: Hatte er damit schon Erfahrung?

T: Nein.

BL: Hatten Sie schon Erfahrungen in dem Bereich?

T: Nein, aber man muss ja immer flexibel sein. Erst hab ich geglaubt, das wird nicht mehr, weil es hat dann fast ein Jahr gedauert. Sie haben erst einige bürokratische Geschichten in Paraguay erledigen müssen, die Arbeitsgenehmigung und die Berechtigung, einen

Gastgewerbebetrieb zu führen. Außerdem hab ich die permanente Aufenthaltsberechtigung bekommen.

BL: Kriegt man die so leicht?

T: Naja, viva la corrupción! Naja, er war jedenfalls Arzt in Innsbruck und wollte seine Praxis noch weiterführen und dann verkaufen, hat es aber nicht geschafft. Und das hat einfach gedauert. Ja, und dann ruft er mich an und sagt, dass er die permanente Aufenthaltsberechtigung für mich hätte, und ob ich jetzt mitgehen will. Damals hab ich noch kein Wort Spanisch gesprochen. Ich bin rüber gegangen ohne ein Wort Spanisch. Aber man lernt es ja relativ schnell, wenn man's täglich braucht. Eigentlich war das dann relativ kurzfristig, es ist schnell gegangen. In zwei Monaten hat er gesagt. Und ich hab mir gedacht: „Ok, da steig ich ins Flugzeug ein und flieg nach Paraguay. Is ja schön, alles super dort“. Und er, er hat ja alles in bar mitgenommen. Und dadurch, dass das drüben mit dem Dollar so schlimm ist, – da gelten ja manche Seriennummern nicht. Es sind manche gefälscht worden, und die wurden dann ausgeschrieben und werden nirgends mehr akzeptiert. Er ist jedenfalls mit 100.000 US-Dollar hinübergegangen und ist drüben gestanden und hat nichts gehabt. Den größten Teil davon konnte er nicht ausgeben. Das ist echt beschissen gewesen. Dann hat er natürlich die Schnauze voll gehabt von Paraguay und hat gesagt, er sucht sich woanders was, aber jetzt kann er mich nicht mehr brauchen, weil er nichts macht.

BL: Wie gut haben Sie den Arzt vorher gekannt?

T: Ich hab den Jahre gekannt, weil der mein Arzt war. Ich hab ihn schon gekannt. Ich hab ihm schon vertraut. Aber er hat einfach die Schnauze voll gehabt. Er hat ja nicht mehr arbeiten brauchen. Er war ja schon vermögend. Ja, das ist alles im ersten Monat passiert. Und dann hab ich mir gedacht ... ich bin ja nur mit 3000 US-Dollar hinübergegangen, und die haben alle gegolten! Tja, und dann hab ich meine Freundin kennengelernt, und dann haben wir uns zusammengerauft irgendwie. Sie hat geputzt, und ich habe Computer repariert. Das war nur Hobby. Ich baute auch für Afrika Computer zusammen, also Schrottteile, und verkaufte die dort in Nigeria.

BL: Ok, da müssen wir nachher hinkommen... spannend.

T: Ja, ich bin viel gereist. Nach ca. einem Monat hat sich also herausgestellt, das hier wird alles nichts wie geplant, und getrennt ist besser. Er wollte mich drüben auch noch weiter unterstützen, aber das hab ich abgelehnt. Ich hab gesagt: „Nein, du hast mir schon soviel gegeben, ich will dir nicht weiter auf der Tasche liegen. Ich hab ja genug Geld gehabt, – das will ich nicht! Dann haben wir uns getrennt. Ich habe halt nie wieder was gehört von ihm. Vielleicht ist er noch in Paraguay. Aber ich habe nach einem halben Jahr beschlossen, mit meiner Freundin nach Argentinien zu gehen. Sie war aber Paraguaya. Und ich hab mir gedacht: Argentinien, ok, bessere Wirtschaftslage - hat's geheißen. Das war falsch! Da ist ja noch weniger Arbeit gewesen!

BL: Also der Grund, Paraguay zu verlassen, waren die schlechten Arbeitsmöglichkeiten?

T: Genau. Die Computersachen waren immer nur so, um sich damit über Wasser zu halten. Zuerst hab ich im Hotel gewohnt. Also drüben leben die armen Leute mehr in Hotels – oder in den Slums. Da kannte ich auch eine Familie. Ich habe öfters die Slums besucht, weil wir da einfach Leute kannten. Und die haben wir halt regelmäßig besucht und... ja, in Paraguay sind die Slums nicht so gefährlich wie anderswo. Es ist einfach nur... ich wollte ihnen auch helfen irgendwie. Die hatten eine Toilette, im Freien direkt neben der Grillstelle. Also da konnte man zuschauen. Da war gar nichts. Das war für mich irgendwie unmöglich, das anzusehen. Dann haben wir halt Ziegel besorgt und haben das umschlossen. Und sie haben sich dann schon darüber gefreut. Ihnen ist das ja erst dann, als ich das gesagt habe, komisch vorgekommen. Die haben das davor schon zehn Jahre gehabt, für die war das normal. Aber ich hab das irgendwie nicht haben können, dass der Nachbar über die Mauer schaut, wenn man scheißt. Ja, also wir sind da runter gegangen und haben die besucht. Das war eine nette Familie eigentlich. Wir haben zuerst in Asunción gewohnt und dann in San Lorenzo, ungefähr 30 km von der Hauptstadt entfernt. Das war ursprünglich ein Dorf, aber es ist größer als die Hauptstadt selbst mittlerweile. Es ist zusammengewachsen, weil alles dorthin geht, weil Asunción selbst zu teuer war. In San Lorenzo sind ganz normale bürgerliche Häuser. Die Leute sind alle nicht vermögend, die dort wohnen, aber sie haben alles, was sie brauchen, sind also eigentlich Eigenversorger. Slums sind

dort eigentlich nicht. Meine Nachbarin hatte z.B. eine Kuh und mehrere Hendl. Wenn wir jetzt z.B. nichts verdienten, lebten wir von den Meerschweinchen, die laufen da en masse im Garten herum. Jede Tochter und jeder Sohn hat vom Vater ein Haus geschenkt gekriegt. Sie waren sehr vermögend. Ihr Vater war der Chef vom Zoll. Er war Argentinier. Er hat sie aber nicht sonderlich gemocht.

BL: In Paraguay wart Ihr insgesamt also ein halbes Jahr, wie lange davon in San Lorenzo? Und wieso seid Ihr dann von dort weggegangen?

T: Vier Monate. Nein, es ist super gewesen zuerst. Aber wir wollten einfach, ich wollte einfach eine fixe Arbeit haben, wo ich regelmäßig hingeh, wo ich regelmäßig mein Geld krieg. Ja, und die Österreicher und die Deutschen drüben, die helfen einem nicht. Das ist kein Zusammenhalt! Das hab ich überhaupt nicht kennengelernt drüben.

BL: Es bilden sich doch im Ausland oft deutschsprachige Gruppen. Haben Sie die nicht kennengelernt?

T: Nein, gar nicht. Ich hab danach auch Probleme mit Deutsch gehabt, wie ich wieder zuhause war. Und dann sind wir nach Buenos Aires. Dort ist aber alles schiefgegangen, meine Freundin wurde von Crack abhängig. Sie war davor schon von Crack abhängig, und sie hat dann einen Entzug gemacht in einer Mission. Ja, und dann ist sie wieder abhängig geworden. Sie hat davor sechs Jahre in Argentinien gelebt. Und dort hat sie auch den Entzug gemacht. Dort ist sie auch abhängig geworden.

BL: Die Mission, wo sie den Entzug gemacht hat, war eine kirchliche Institution?

T: Genau. Was aber auch Gauner sind: Die nehmen einem erst alles Hab und Gut weg, und erst dann helfen sie einem. Das find ich eigentlich ziemlich super...

BL: Wie ist das, wenn man Crack-abhängig ist? Wie teuer ist das, wie schwierig ist es, Drogen zu bekommen?

T: Die sind urbillig! Ich hab ja auch einmal probiert. Grad in Paraguay hat sie mir einmal Kokain besorgt, und dann hab ich ein bissl was konsumiert, aber ich bin nicht abhängig geworden, das bissl, das ich konsumiert hab, war nicht wirklich relevant. Es war eigentlich

eh ganz lustig, aber man braucht einfach irrsinnig viel von dem Zeug. Ich war vor ca. zehn Jahren schon einmal abhängig, aber nicht von Kokain, sondern ich hab LSD und solche Sachen genommen, hatte dann aber einen Entzug gemacht und bin seitdem sauber gewesen. Aber das in Südamerika durchzuziehen, ist nicht einfach, absolut nicht! Drüben hab ich, weil sie Marihuana geraucht hat, auch wieder mal Marihuana geraucht, da hab ich mir gedacht: Ok, das ist nicht schlimm, ist ja fast wie Zigaretten rauchen. Dann hat sie urviel gekauft, weil ich ihr viel Geld gegeben hab. Da ist sie mit einem Rucksack voll daher gekommen. Ich hab's ja selber nicht geglaubt. Ich hab die volle Paranoia gekriegt, da drüben möchte ich nicht im Häfen sitzen! Sie ist ja durch Freunde wieder abhängig geworden, die sie in Argentinien wieder getroffen hat, und die dürften sie wieder angezündet haben. Naja, sie war da immer wieder in einer schlechten Clique. Wir wohnten zuerst im Prostituiertenviertel, weil das relativ billig ist. Das war auch eine sehr interessante Erfahrung, da waren nämlich nur Transvestiten. Die Leute drüben stehen da scheinbar drauf.

BL: Hattet Ihr, als Ihr aus Paraguay weggegangen seid, irgendwelche Kontaktadressen?

T: Wir wussten, wo man hin muss, wo man relativ billig leben kann. Da kann man um 80 Dollar ein Monat im Hotel leben. Ohne Essen, aber jedes Zimmer hat eine eigene Dusche. Das Durchschnittseinkommen ist ca. 300 Dollar. Die meisten, die im Prostituiertenviertel wohnen, sind ja Prostituierte, und die verdienen natürlich gut, und dann ist das Verhältnis zum Wohnen gar nicht schlecht. Die tun auch klauen und so weiter. Dort waren wir jedenfalls ein halbes Jahr, aber nicht die ganze Zeit in diesem Viertel. Weil sie ist ja dummerweise nachher verstorben.

BL: (verstört) Oje!

T: (scheinbar emotionslos) Ja, sie ist erschossen worden.

BL: (Pause) Ok – langsam...

T: Ja, das ist übel ausgegangen. Zuerst waren wir zwei oder drei Monate im Prostituiertenviertel, dann sind wir zu einer Freundin gezogen, die lebte in einer Hausbesetzung, in einem anderen Viertel, das ist ein bissl außerhalb gewesen. Dann haben wir ein bissl Probleme gehabt mit der, die war nämlich auch auf dem Scheißcrack drauf, dann sind wir

ausgezogen, haben ausziehen müssen, und dann haben wir in die Slums ziehen müssen. Das war nachher nicht mehr so lustig. Beide haben's nicht mehr geschafft, deshalb sind wir ausgezogen. Ich hab gedacht, die dreh ich jetzt heim [umbringen], wenn die so weitermacht. Die war echt böse. Bedrohlich.

BL: Und warum dann Slums?

T: Es war kein Geld mehr da, und wir kannten auch jemanden da. Der ist öfter zu meiner Freundin auf Besuch gekommen. Der war ja auch auf dem Crack drauf. Und der hat dann mitgekriegt, dass wir wahrscheinlich auf der Straße gelandet wären, und da hat er gesagt, wir können mit ihm mitkommen. Und wir haben eigentlich gar nicht gewusst, wo. Wir haben geglaubt, auch so Hausbesetzung oder so. Weil das ist ja drüben wirklich gang und gebe. Und dann sind wir in den Slums gestanden. Wow! Das ist sehr gefährlich drüben. Das ist schon sehr schlimm.

BL: Gefährlich, weil die Kriminalität so hoch ist, oder gibt es auch noch andere Gründe dafür?

T: Ja, da ist absolutes Gesetz des Stärkeren. Da drin geht man nur mit einer Waffe herum, vor allem Schusswaffen, aber auch andere. Es gibt da keine Waffenscheine. Wenn du da drüben eine Waffe willst, gehst du ins Waffengeschäft, gehst dann mit dem Händler zur Polizei, und dann hast du's. Aber es gibt natürlich einen Haufen mehr schwarze – grad in den Slums. Sehr gefährlich! Ja, wir sind also dort angekommen und dann war mal große Überraschung, arg. Ich hab da einiges mitmachen müssen am Anfang. Nicht wegen der Hautfarbe. Die Hautfarbe ist da ganz wurscht [egal]. Es gibt ja alles. Und wenn man es nicht wusste, hätte keiner geglaubt, dass ich Europäer bin. In den Slums sind halt hauptsächlich Peruaner, und die arbeiten alle für die Mafia. Die sind auch total organisiert. Da geht keine Polizei rein, da geht nur das Militär rein. Und da ist was passiert, dass im Nachbarhaus mehrere Kilo Kokain gefunden worden sind, und da hat die Polizei einen Tipp gekriegt und hat dann den ganzen Quader ausgehoben. Wir waren dummerweise in dem Quader. Der ist ja sehr groß. Ich kann's selber nicht genau erörtern, aber man geht einmal sicher drei Stunden durch. Aber wenn man ganz durchgeht, überlebt man das si-

cher nicht. Und es ist eigentlich überall gleich gefährlich. Das ist kein sehr angenehmes Leben.

BL: Wie lange habt Ihr das durchgehalten?

T: Also, bis sie erschossen worden ist. Zwei Monate.

BL: Sie ist also wirklich dort erschossen worden?

T: Ja. Das war ein Raubüberfall, auf offener Straße. Und dadurch, dass da keine Polizei reingeht, ist das halt alles ein bissl schwierig. Und dann war ich noch ein weiteres Monat allein.

BL: Und hat es einen Anlass gegeben? Hat sie ausgeschaut, als wäre da ein bissl was zu holen, oder hat sie Drogen mitgehabt?

T: Nein, also Drogen hatte sie keine mit. Wir waren zur falschen Zeit am falschen Ort wahrscheinlich. Das ist vielleicht nicht unbedingt an der Tagesordnung, aber... Naja, es kommt schon oft zu Schießereien. Aber...

BL: Und dem ist nicht irgendwie ein Streit vorausgegangen oder Ähnliches?

T: Nein, gar nicht. Wir sind einfach die Straße entlang gegangen, wie das passiert ist.

(Pause)

BL: Schlimm!

T: Volle! Ich bin nachher mit der Botschaft daher gekommen.

BL: Aber Sie haben noch ein Monat danach drüben durchgehalten?

T: Ja, ich wollte eigentlich überhaupt drüben bleiben, aber ich hatte es einfach nicht mehr gepackt!

BL: Sie waren also direkt dabei, wie ihre Freundin erschossen wurde?

T: Jaja, ich hab ja auch einen Streifschuss abgekriegt. Aber eben nur einen Streifschuss.

BL: Wissen Sie, wer die Leute waren, haben Sie die gekannt? Wurden die ausgeforscht?

T: Nein, aber ich würde sie erkennen, wenn ich sie sehe. Es waren fünf. Aber davon hat nur einer eine Waffe gehabt, aber zum Glück hat's nicht ganz gereicht, weil ich ja nur einen Streifschuss am Bein abbekommen hab. Und wir sind dann beraubt auch worden, ich mein, viel haben wir eh nicht gehabt. Wir wollten ja nur ausziehen aus den Slums. Wir sind mit Sack und Pack unterwegs gewesen – dummerweise in der Nacht. Wir wollten zunächst mit einem von den billigen Taxis gehen. Die erkennt man nicht gleich als Taxi, weil die in Zivil gekleidet sind. Und die fahren nicht rein in die Slums. Wir waren also am Weg zu einem der Taxis, die außerhalb dieses Viertels fahren. Es ist so, dass so ein gefährliches Pflaster in der Nacht noch gefährlicher ist, aber das haben wir irgendwie nicht bedacht, wir wollten einfach nur so schnell wie möglich raus! Es kann ja auch passieren, dass man im Haus überfallen wird.

BL: Trotzdem – es waren ja zwei Monate, die Ihr dort schon verbracht hattet. Und es ist Euch ja gleich aufgefallen, dass es da nicht wirklich gemütlich ist. Warum habt Ihr dann doch so relativ lange Zeit da verbracht? Warum sind zwei Monate vergangen, bevor Ihr den Entschluss gefasst habt, die Slums wieder zu verlassen? Was hat sich getan in dieser Zeit?

T: (überlegt) Hm, naja, erstens haben wir immer wieder Schießereien gehabt. Das ist irgendwie alles so schnell vergangen... Ich bin immer losgezogen in der Hoffnung, Arbeit zu finden, und ich hab immer wieder im Internet gesucht, aber keiner hat mir geholfen. Das Internet war in Internet-Cafes. Das ist sehr billig drüben. Die Jobs, die ich gekriegt habe, waren vor allem Gelegenheitsjobs.

BL: Und wo wolltet Ihr hin, wie Ihr Euch auf den Weg gemacht habt? Was war das Ziel?

T: Das ist die große Diskussion gewesen. Das wär wieder das Prostituiertenviertel gewesen. Da ist schon auch einiges passiert. Aber da haben wir ein Pärchen gekannt, das lebte auf der Straße hinter einer Kirche. Das ist wahrscheinlich immer noch dort. Das lebte mit drei Gewandsäcken und viel Müll – naja, eigentlich Müll war es nicht wirklich – sondern haben einfach viel Gewandsachen gehabt, und da hätten wir uns hinein verkrümelt.

BL: War das irgendwie befestigt? Ich kann mir da kein genaues Bild machen.

T: Nein. Das waren drei Säcke und ein paar Kartons, und daraus haben sie sich so eine Art Höhle gebaut.

BL: War es auch kalt?

T: Ja, im Sommer geht's gut. Aber das ist schon sehr südlich, und im Winter hat's auch nur vier Grad gehabt. Ich bin auch nur mit kurzem Leiberl und kurzer Hose herumgelaufen, weil ich einfach nichts mehr hatte. Und ich bin dann zur österreichischen Botschaft gegangen und hab mir ein bissl Geld geholt, damit ich mir Gewand kaufen kann.

BL: Wie war die Unterstützung da?

T: Die Botschaft war, da war überhaupt kein Manko, die hat sofort geholfen. Ich war ja zweimal dort insgesamt. Beim ersten Mal haben sie mir schon geholfen, weil da ist mir der Pass geklaut worden, da haben sie mir einen Notpass gegeben. Dann ist der Pass wieder aufgetaucht, dann ist mir der Notpass verschwunden. Und dann haben sie mir noch 1200 Pesos gegeben. Die kriegt man, aber ich hab gesagt, ich geb sie wieder zurück, wenn ich das Geld habe, weil ich finde, das muss alles seine Richtigkeit haben. Ja, ich denke mir so, wenn ich wieder einmal Hilfe brauche, kann ich mir nichts nachreden lassen. Man kann nicht immer einfach irgendwo hinfliegen und sich nachher immer auf die Botschaft verlassen. Das will ich auch nicht.

BL: Jetzt war also dieses schlimme Erlebnis nach zwei Monaten an dem besagten Abend. Dann war noch ein Monat in den Slums...

T: Ja, ich hab das der Botschaft zwar nicht gesagt. Ich hab gesagt, ich brauche das für ein Hotel. Das zweite Mal Botschaft war nach dem Mord. Dann hab ich aber denen von den Slums, die uns aufgenommen haben, die Hälfte von dem Geld gegeben, weil ich mir einfach gedacht habe, die haben uns jetzt immer geholfen, haben uns immer zu essen und trinken gegeben. Die haben ja selber nichts gehabt. Und von der anderen Hälfte hab ich mir Gewand gekauft. Ich hab mir gedacht, das hat so alles seine Richtigkeit. Da haben wir in einer Holzhütte gewohnt. Für das ganze Haus haben sie tausend Pesos bezahlt, das sind

200 Euro. Sie haben das dann damit selbst gebaut. Vorne in der Küche ist so ein Bett gestanden, dann war so eine kleine Abteilung, da kann man schon durchschauen, und da haben sie geschlafen. Das Gas ist mit Kartuschen gegangen, aber das haben sie immer so hergekriegt, wahrscheinlich durch Überfälle, aber das weiß ich nicht. Und gegessen haben wir Hendl, alles, was da war. Alles, was herumgelaufen ist. Und Obst und Salat und so, alles, was nicht verkauft wird, wird einfach auf die Straße geschmissen, und das haben wir auch immer gegessen. Hunger muss man nicht haben. Auch wenn man Hunger hat, muss man nicht hungern. Weil da drüben hilft einem gleich jeder. Deswegen möchte ich auch wieder rübergehen. Aber Argentinien ist bei mir abgeschlossen! Mein nächster Ort wäre wahrscheinlich Chile.

BL: Hm. Aber ich finde es schön, dass Sie so weit sind, schon wieder Ziele zu haben.

T: Ja, klar. Solange ich lebe, solange hab ich Ziele.

BL: Aber jetzt trotzdem noch einmal zurück zu diesem einen Monat: Ich nehme einmal an, dass Sie einen totalen Schock hatten?

T: Ja, natürlich. Ich hab auch versucht, mich heimzudrehen [umzubringen]. Ich hab versucht, mich aufzuhängen, aber er ist nicht gelungen, weil der, der mich aufgenommen hat, mich runtergeholt hat. Es gibt auch viele gute Menschen drüben. Es gibt sehr viele Kriminelle, aber eben auch viele Gute. Und solche, die beides sind. Die Slums sind aber wirklich kein Vergnügen. Und die Hygiene ist dort auch nicht wirklich gang und gebe. Wasser haben sie ja komischerweise alle. Ich weiß aber nicht, ob das Grundwasser ist. Jedes Haus hat seinen eigenen Wasseranschluss. Das kann man auch trinken. Unsere Qualität da hat's natürlich nicht, aber man kann's trinken, ohne dass man krank wird. Und die WCs sind ganz normale Keramik Klos, aber ohne Kanal, sondern die haben da einfach ein Loch drunter gebohrt, und mit dem Wasserschlauch spülen sie das Geschäft dann runter. Regelmäßige Körperpflege – Zähneputzen, Waschen usw. - ist möglich, wir haben aber relativ gefährlich gelebt, weil direkt neben der Dusche solche dicken Stromkabel rausgehen. Die Dusche ist wirklich direkt ans Stromkabel angeschlossen, aber das hat man in ganz Südamerika. Die haben keine Boiler, sondern die Dusche heizt sich direkt auf: Je mehr man aufdreht, umso kühler wird's.

BL: Dann waren die Grundbedürfnisse eigentlich weitgehend gedeckt? Warum kommt es dann aber zu dieser hohen Kriminalitätsrate?

T: (lauter) Drogen! Crack! Ich habe ja einen Kampf gehabt gegen diese Droge. Ich habe sie zum Schluss ja auch selber konsumiert, aber ich bin nicht davon abhängig geworden, weil ich sie gehasst habe. Ich bin ja meiner Freundin hundertmal nachgelaufen und hab gesehen, aha, jetzt geht sie wieder zum Drogendealer und kauft wieder Drogen, bin hingearannt, hab sie auf die Schultern gepackt und weggetragen, hab den Drogendealer noch bedroht, dass er Respekt vor mir hat. Ich hab ihm die Drogen zurückgegeben, er hat mir das Geld gegeben. Das geht aber auch nur, wenn man Respekt hat. Das ist das Wichtigste! Wenn man da drüben keinen Respekt hat, wird man jeden Tag überfallen.

BL: Wie kommt man zu dem? Muss man sich den verschaffen, gibt's da ein bestimmtes Ritual, oder geht das von selber?

T: Nein, man muss sich den verschaffen. Dummerweise auch durch Gewalt. Nicht nur durch das Präsentieren oder auch den Gebrauch der Waffe, auch durch Schlägereien. Wenn man nichts tut, wenn man überfallen wird und man reagiert nicht, bleibt man immer Opfer.

BL: Das heißt, man muss sich wehren. Muss man aktiv selber auch angreifen, um sich Respekt zu verschaffen?

T: Man muss sich nur verteidigen können. Ich bin ja nicht losgegangen und habe mich mit jemandem geschlagen, aber es ist natürlich schon vorgekommen, dass ich mit jemandem gekämpft habe, aber nur als Verteidigung. In Österreich bin ich in Judo gegangen. Und das hat dann schon geholfen. Das war eine ganz gute Basis, weil wenn man in solchen Vierteln wohnt, muss man das leider können. Aber es gibt auch in Buenos Aires Viertel, wo es so sicher ist wie in Wien. Ich habe auch kurz die Favelas gesehen in Brasilien – oder ich bin da irrtümlich reingeraten -, aber in den Ghettos ist man nicht sicher. Keiner. Außer in Brasilien.

BL: Wieso?

T: Ja, weil kein normaler Mensch in die Favelas geht! Da kommt man nicht mehr lebend raus...

BL: Sie schon!

T: Ja, weil ich nicht weit reingegangen bin. Das hätt ich nicht überlebt. Da sind ja die Kinder schon bewaffnet wie nur was! In Buenos Aires sind sie wenigstens 16, 17. Da hab ich einmal einen 19Jährigen kennengelernt, der hat sich damit gerühmt, dass er schon 200 Menschen erschossen hat. Der hat natürlich seinen eigenen Respekt!

BL: Gut, ich versuche diese ganzen Informationen, die dazwischen kommen, im Hinterkopf zu speichern: Nigeria, Brasilien... Da kommt so viel Information, dass ich völlig durcheinander komme, wenn wir das nicht chronologisch machen. - Wenn wir zurück zum Mord kommen, sie waren da verständlicherweise völlig weg...

T: Total, ich habe ja sogar versucht, mir das Leben zu nehmen. Ich habe auch die Leute gesucht. Ich wollte sie erschießen. Aber ich habe sie nicht gefunden.

BL: Tut Ihnen das leid – jetzt, in Österreich und nach der ganzen Zeit, die inzwischen vergangen ist? Oder wäre es Ihnen lieber, Sie hätten Ihren Plan umsetzen können und sie auch getötet?

T: Ich habe oft darüber nachgedacht und bin ganz am Anfang zu dem Schluss gekommen, ich geh wieder rüber, um die zu erschießen. Aber dann denk ich, für was? Ein Ende hat es nie! Weil ich mir immer wieder denke, eigentlich hätt ich sie finden und erschießen können. Und dann denk ich mir wieder, ich müsste doch irgendwie damit fertigwerden. Aber das wird bleiben. Ich muss ganz ehrlich sagen, ich wäre zum Mörder geworden, wenn es möglich gewesen wäre. Wären die mir zwei Wochen später irgendwo zufällig über den Weg gelaufen, hätt ich genau gewusst, was ich mach. Ich war ja bei der Botschaft, weil zuerst hab ich gedacht, weil ich so fertig war, die sollen mir ein Flugticket besorgen. Aber eigentlich hab ich Geld gebraucht, also wollte ich versuchen, dort Geld an Land zu ziehen, aber die haben dann gesagt, ich soll zurückfliegen, ich war ja ohnehin schon illegal in Argentinien. Und dann hab ich mir gedacht, ok, ich flieg zurück, organisiere mich hier neu und fliege wieder zurück. Ich schau einfach, dass ich hier eine Arbeit finde, dass ich Geld

verdienen kann, dass ich was spare, damit ich wieder zurückgehen kann. Damals wollte ich auch wirklich nach Argentinien zurück, weil ich unbedingt diese Leute finden wollte. Aber eigentlich glaube ich, es hat sich nichts geändert. Ich weiß es ja auch nicht, ob sich das jetzt wirklich so ganz geändert hat, weil wenn ich jetzt wirklich dieses Land betrete...

BL: Wie sehr quält Sie dieses Erlebnis?

T: (überlegt) Das quält mich schon noch sehr, auch heute noch. Es war ja... Sie ist ja im April erschossen worden, wenn ich jetzt recht überleg, das heißt, ich bin ja dann eigentlich länger in den Slums gewesen danach. Ich bin im Juni zurückgekommen, dann waren es also zwei Monate. Ich hatte da wirklich kein Zeitgefühl, weil Datum und Uhrzeit sind dort irrelevant. Die Botschaft hat mir jedenfalls das Ticket besorgt, ich hab ja immer wieder hin müssen. Ich hab das Geld ja nicht auf einmal bekommen, sondern ich hab mir das Geld einmal in der Woche in Teilen geholt. Und da haben sie inzwischen geschaut, dass sie das Ticket besorgen. Sie hätten mich aber genauso dort lassen können, wenn ich wollte. Insgesamt hab ich tausend Pesos bekommen, also 200 Pesos die Woche.

BL: Ich überlege jetzt: Mit dem Geld, das Sie von der Botschaft bekommen haben, hätten Sie doch eigentlich auch in einem anderen Viertel leben können? In einem billigen Hotel oder so.

T: Hätt ich auskommen können, ja. Aber das wollte ich nicht, weil ich die Mörder finden wollte. Aber dann, nach ca. zwei Monaten hat mir die Botschaft die Möglichkeit geboten, heim zu fliegen. Und das war zu diesem Zeitpunkt auch gut.

BL: Haben Sie damals auch noch Crack genommen?

T: Nein, damals nicht. Nur zu dem Zeitpunkt, wo meine Freundin noch lebte.

BL: Und danach nicht? Ich meine, in so einer Extremsituation sind Sie ohne alles ausgekommen?

T: Marihuana hab ich immer geraucht, aber sonst nichts. Ich habe diese Droge nur genommen, weil ich den Kampf von meiner Freundin verloren habe. Weil sie hat immer einen Weg gefunden, an die Drogen zu kommen. Deshalb, ich habe sie unzählige Male

weggetragen von der Droge. Aber das ist ein übermäßiger Gegner. Alkohol war aber auch, der ist auch sehr billig. Jegliche Rauschmittel sind leicht und billig zu haben. Wenn ich bedenke, was ich hier gehört hab in den Notschlafstellen, hier bekommt man ein Gramm Kokain für hundert Euro. In Südamerika krieg ich für hundert Euro eine Zigarettenschachtel voll. Ist ja logisch, weil's da hergestellt wird. Da ist es auch reiner und besser.

BL: Gut, dann sind Sie zurückgekommen nach Österreich. Und dann?

T: Dann bin ich aus dem Flugzeug ausgestiegen und regelrecht auf der Straße gestanden. In Wien. Ich hatte von Tirol regelrecht die Schnauze voll. Ich hatte nämlich vor acht Jahren schon eine kurze Zeit, wo ich obdachlos wurde dank einer Trennung. Da war ich vier Monate auf der Straße, aber da hat es nichts gegeben, was einem Obdachlosen hilft. Es gibt schon ein Obdachlosenheim, aber das ist ständig voll. Und man ist 24 Stunden auf der Straße und wird überall verfolgt. Und da ist es natürlich auch mit dem Essen deutlich schlechter. Da bleibt auch nirgends was übrig. Ich habe aber nie Reste aus Mistkübeln gegessen oder so, das hätte ich auch nie getan. Ich hab mich auch nie mit anderen Obdachlosen abgegeben, weil die hätten mich nur runtergezogen, die helfen sich selbst nicht. Die wollen einfach nur herausgeholt werden, die wollen nichts dafür tun. Ich bin immer wieder arbeiten gegangen, bis herausgekommen ist, dass ich obdachlos bin. Dann wurde ich wieder rausgeschmissen. Dann hab ich da wieder ein bisschen Geld gekriegt.

BL: Was waren das für Arbeiten?

T: Ich hab dann bei DHL gearbeitet. Mal da, mal dort.

BL: Wenn Sie aus Innsbruck sind, denke ich mir, dass es doch logischerweise so sein müsste, dass es kein Problem ist, jemanden zu kennen, bei dem Sie sich zumindest offiziell melden. Innsbruck hat ca. 120 000 Einwohner, ich habe dort zumindest so viel Zeit verbracht, um zu wissen, dass sich viele Menschen aus einer Generation ganz gut kennen.

T: Tja, das stimmt. Aber das Problem ist, solange man Freunde hat, hat man Freunde, wenn's einem gutgeht, und wenn's einem schlecht geht, hat man nachher niemanden mehr.

BL: Familie? Wie schaut's damit aus?

T: Keine Familie. Keinen guten Kontakt – nie gehabt. Ich bin seit meinem 12. Lebensjahr bei meiner Großmutter großgeworden. Meine Mutter besuchte ich nur unregelmäßig. Ich konnte mit meinem Stiefvater nicht, und er nicht mit mir. Ich glaub, den gab's so ab meinem achten Lebensjahr. Da hat meine Großmutter gesagt, ja, besser so.

BL: Und davor waren Sie bei der Mutter?

T: Nein, die Mutter war bei der Großmutter. Die Mutter ist dann mit ihrem Partner weggezogen, aber das hat gut funktioniert, bis die Großmutter gestorben ist. Sie war auch schon sehr alt. Sie war 73. Da war ich 25, also eh schon erwachsen. Ich hab bei der Großmutter gelebt, bis sie gestorben ist, weil ich hatte nachher die Wohnung gekriegt. Das war eine Stadtwohnung in Pradl. Eine große Wohnung, sehr günstig, und dann haben sie mich rausgeschmissen, weil sie die Miete erhöhen wollten.

BL: Und das war dann der Grund für die ersten vier Monate der Obdachlosigkeit?

T: Ja, nein. Ich suchte damals ja auch eine Wohnung. Aber ich habe ja auch ein Kind.

BL: Moment, Sie haben ja zuerst gesagt, Sie sind nach einer Trennung das erste Mal obdachlos geworden. Sie haben die Wohnung der Großmutter verloren, und haben Sie davor schon diese Freundin kennengelernt und sind dann zu der gezogen, oder wie?

T: Nein, ich hatte zuerst eine andere Wohnung. Aber das war auch eine schlimme Geschichte, und deshalb bin ich obdachlos geworden. Die Wohnung war überteuert wie alles in Innsbruck. Ich hatte auch hohe Alimente zu zahlen für mein Kind. Mit 28 hab ich das gekriegt, oder so. Ja, dann hatte ich niemanden. Danach war ich eben auf der Straße. Das war dummerweise von Jänner bis Mai. Ich bin also wortwörtlich auf der Straße gestanden, und das ist dann so hergegangen, dass ich 41 Grad Fieber hatte und einen Gehörsturz, bei Minus was-weiß-ich-wie viel Grad. Ich hab dann so einen Hass gekriegt auf dieses Land. Weil ich bin zum Sozialamt gegangen, und die haben mir nichts gegeben, weil ich einen Anspruch auf Arbeitslose hätte. Die haben mir NICHTS gegeben! Null!

BL: Und wenn Sie Anspruch auf Arbeitslose hätten, warum haben Sie sie dann nicht gekriegt?

T: Weil ich keine Meldeadresse hatte. Und das ist nachher so gegangen, dass das Sozialamt mich auf's Arbeitsamt geschickt hat, das Arbeitsamt zurück zum Sozialamt, das Sozialamt zur Caritas, die Caritas schickt mich zum Sozialamt. Ich bin im Kreis gegangen, aber nichts hat genützt.

BL: Aber das kann doch nicht sein – ich glaub's Ihnen natürlich -, aber das kann doch nicht sein, dass jemand in Österreich nichts, nix, gar nichts kriegt.

T: Das gibt's! Das ist nirgends anders wie in Tirol.

BL: Wie fühlt man sich da?

T: Ich hab einen Hass gekriegt auf dieses Land. Deswegen hab ich mir damals auch gesagt, ich suche jeden Weg, dass ich aus diesem Land wegkomme. Ich hab mich mit dem Geld, das ich verdient hab, über Wasser gehalten. Mit Arbeit. Das waren ganz normale Fixjobs, keine Gelegenheitsjobs, bis sich mich halt wieder rausgeschmissen haben, aber die Zeit mussten sie natürlich zahlen. Am Anfang hab ich immer eine Adresse angegeben, irgendeine alte halt. Aber weil ich keinen Meldezettel bringen konnte, flog das dann auf. Ich hab halt immer geschaut, dass ich das rausdrück, rausdrück, rausdrück, aber irgendwann ist das dann nicht mehr gegangen, und dann haben Sie gesagt, besten Dank, aber dann müssen wir uns trennen. In Tirol gibt's kein Herz für sowas. Ich bin ja nur mehr oder weniger durch Arbeiten da rausgekommen. In Westösterreich werden die Obdachlosen verschlossen. Das ist immer Gesindel, Gesocks – die sollen arbeiten und sich nicht so anstellen. In Wien ist es ein bissl besser. Ich kann jetzt nur sagen, was ich jetzt hier kennengelernt habe. Weil wo ich gekommen bin, hab ich gleich einmal eine Info vom Sozialamt gekriegt, und die haben mir gleich einmal 450 Euro gegeben, also die Mindestsicherung. Dafür brauch ich nur eine Postadresse, das ist das P7, die Pazmanitengasse 7. Das ist eine Anlaufstelle für Obdachlose, wo die Notstandshilfe hinüberwiesen wird. Da lässt man den Namen und die Daten, und dann wird ein Konto gemacht. Die ersten zwei Monate hab ich eh hingehen müssen, aber danach hab ich schon das Konto gekriegt. Und ich habe hier

auch nie, keinen einzigen Tag, auf der Straße geschlafen, weil das in Wien einfach besser organisiert und abgedeckt ist. Das gibt's so nicht in Innsbruck. Die Botschaft hat mir die Adresse gegeben vom P7, die hat sie mir rausgesucht. Aber sie haben gesagt, leider können Sie mir in Österreich nicht mehr helfen. Und mit der Adresse, da konnte ich nachher gleich hingehen. Ich bin dann direkt vom Flughafen dorthin gefahren, nur bin ich leider schon zu spät dort gewesen, da haben die schon zugehabt.

BL: Haben die nicht, wie die Gruft, rund um die Uhr geöffnet?

T: Nein, die Gruft kannte ich schon, aber da bin ich nie hingegangen.

BL: Warum?

T: Ja, weil ich keinen Kontakt hatte. Also am Anfang war ich einmal drin essen, aber das hat mir gleich gereicht. Also, weil man geht rein, alle Leute gehen dort rein und gehen nicht mehr raus, bis die Notschlafstelle wieder aufmacht. Die suchen sich keine Arbeit, die versuchen nicht, irgendwie rauszukommen.

BL: Das ist eigentlich etwas, was Sie sich trotz all Ihrer schwierigen Erlebnisse und Erfahrungen bewahrt haben - dieser Wunsch und dieser Wille zur Selbstständigkeit, zur Unabhängigkeit.

T: Ja, sicher! Ich will nicht abhängig sein. Wenn ich mich selbst aufgegeben hätte, wär ich schon längst tot. Aber weit bin ich noch nicht gekommen.

BL: Warum? Sie haben es zunächst mal aus den Slums rausgeschafft. Das ist doch schon eine Riesenleistung! Da gehört doch auch viel Kraft und Mut dazu.

T: Ja, aber wenn man da drin wohnt, hat man auch einen anderen Anspruch, da rauszukommen. Ich traue mich auch zu wetten, dass es viele nicht schaffen, dass viele nicht überleben. Aber es kann auch welche geben, die das vielleicht besser schaffen als ich. Aber auf Grund der Geschichte in den Slums haben mich die in den Notschlafstellen auch in Ruhe gelassen, das hab ich ihnen schon mitgeteilt. Ich hab ja immer in Notschlafstellen geschlafen. Im U 63 in Meidling zum Beispiel. Man kriegt ja eine Zuweisung vom P7 oder der Gruft oder sonst irgendjemandem, Josefstädter Straße usw., und dann kann man zu der

Notschlafstelle gehen, und dort kriegt man ein Zimmer zugewiesen, da kriegt man einen Spind, da kann man sein Gewand reinton, da gibt's kein Manko, was das betrifft, und man muss halt von 08.00 bis 18.00 draußen sein. Und bis längstens 23.00 muss ich wieder zurücksein. Wenn man nach elf Uhr kommt, muss man auf der Straße bleiben. Gehen kann man aber immer. Nur wenn man geht, kommt man nicht mehr rein. Erst am nächsten Tag um sechs wieder.

BL: Gibt's da Verpflegung auch, Abendessen und/oder Frühstück?

T: Bei manchen, wie beim U 63, gibt's in der Früh immer Gratiskaffee. Und am Abend muss man ihn schon bezahlen. Aber ist auch nicht teuer, da kostet er so dreißig, vierzig Cent. Und das Essen muss man halt auch kaufen. Aber ich weiß nicht, woher, ich hab mir irgendwo ein superstarkes Magenbakterium eingehandelt... Das war auch sehr lustig, weil ich bin ins Krankenhaus gegangen, weil ich Blut übergeben hab, und da haben sie eine Gastroskopie gemacht. Ich bin ins nächste gegangen, das war bei der Gumpendorfer Straße. Es ist einfach nicht mehr gegangen, weil ich solche Schmerzen gehabt hab. Und dann war eine Woche nichts, da hab ich nur Befundbesprechung gehabt, dann war wieder nichts, und dann irgendwann in der Notschlafstelle haben die erfragt, dass ich irgendetwas Hochansteckendes habe. Und dass die mich nicht mehr länger dort behalten können. Aber das hab ich verstanden. Die haben dann dort nur angerufen und gesagt, dass sie mich suchen, weil ich irgendetwas Hochansteckendes habe. Es hat dann zwei Monate gedauert, bis das ganz ausgeheilt war. Geld für Medikamente hatte ich nicht, dafür gibt es zum Glück den Luise-Bus, der von der Gruft. Die sind zwei- oder dreimal in der Woche unterwegs. Da hab ich alle Medikamente gekriegt. Und sie haben mich auch in ein Notquartier für Kranke zugewiesen. In der Kirchstetterngasse, im 16. Bezirk. Rupert-Mayer-Haus heißt das. Da sind sehr viele alte Leute, die Krebs oder sowas haben und obdachlos sind, die werden dort beinhalten. Aber ich muss sagen, dort bin ich auch draufgekommen, dass Obdachlose sehr ausgebeutet werden – vom Geld her. Da zahlt man für ein Zimmer zu zweit wohlgerne 360 Euro! Manche sind pflegebedürftig, da versteht man das ja noch. Aber manche eben nicht. Also, und Privatsphäre hat man als Obdachloser natürlich auch keine, weil es wurden die Spinde ja regelmäßig durchsucht. Keine Ahnung, warum.

Ich habe das nur immer wieder gesehen, dass hinterrucks da alles kontrolliert wurde, wenn die nicht da waren.

Ich war dann immer wieder dort, so ca. zwei Monate lang. Zuerst hatte ich das Magenbakterium, dann war ich gesund, dann hatte ich eine Lungenentzündung, da war ich wieder drei Wochen dort, dann hatte ich noch eine Lungenentzündung. Dann hat's mir gereicht, dann hab ich irgendwann wieder versucht, mich umzubringen. Und dann bin ich eh oben gelandet im Otto-Wagner-Spital (OWS). Ich hab's einfach nicht mehr gepackt. Erstens die ganze Lebenssituation, dann die Vergangenheit. Da hab ich mir gedacht, jetzt hab ich das schon nicht gemacht und das, und irgendwann ist Punkt. Ich hab's mit Tabletten gemacht. Die hab ich monatelang gesammelt. Zu meiner Verwunderung habe ich das auch überlebt, weil ich habe sehr viel genommen. Aber wie das genau abgelaufen ist, weiß ich selber nicht. Ich weiß nur, es war auf der Donauinsel. In einer Toilette. Aber was dann passiert ist, weiß ich nicht. Ich bin dann irgendwann im Wilhelminenspital aufgewacht. Auf der Intensiv. Und hab mir gedacht: Aha... Ich hab am Anfang auch gar keine Erinnerung gehabt. Irgendwann ist ein Arzt reingekommen und hat mit mir geredet, und ich hab ihn überhaupt nicht verstanden. Die haben mir irgendwas reingedrückt, sie bringen mich auf die Baumgartner Höhe, und zu dieser Zeit war ich schon dort, und zwar im Haus Otto. Das ist das Obdachlosenheim oben. Dort gibt's auch eine Notschlafstelle. Naja, ich hab mir jedenfalls gedacht, da schlaf ich sowieso, find ich nett, dass sie mich da raufbringen. Aber dann hab ich erst wirklich kapiert, worum es geht! Das Ganze ist im November passiert. Bis 15. Jänner war ich stationär aufgenommen, seitdem werde ich tagesklinisch betreut und schaue, dass ich eine Langzeittherapie mache. Ich mache da Gesprächs- und Gruppentherapien und Arbeitstherapie, da mach ich eine Buchbinder-Ausbildung, und das ist cool. Die Arbeitstherapie ist im OWS. Die Zeit ist sehr kulant, man arbeitet von 08.00-09.00 und dann von 09.30-11.30, dann ist Mittagspause bis 13.00. Dann arbeitet man wieder eine Stunde, hat dann wieder eine Pause bis 14.30, und um 16.00 ist Schluss.

BL: Wo wohnen Sie jetzt?

T: Ich wohne jetzt in Simmering, in einem betreuten Wohnen. Den ganzen Tag über bin ich aber im OWS, wo ich viele Termine hab. Also z.B. viel Sport wird da angeboten. Ich mach Nordic Walking und auch Physiotherapie. Die Zusammenstellung wird mir vorgeschlagen, und ich sag dann, das gefällt mir oder das nicht. Ja, es ist super, ich kann jetzt nicht jammern. Ich weiß nicht, warum die Leute über das OWS schimpfen, das hab ich auch schon gehört. Aber mir ist es oben nie schlecht gegangen. Aber ich habe auch Glück gehabt mit den Leuten, muss ich sagen. Also mit den Patienten, die mit mir aufgenommen waren. Da hatte ich großes Glück. Weil wenn ich dran denke, wie das jetzt wäre, da sind Leute, die wirklich total daneben sind.

BL: Wie lange wird diese Tagesklinik jetzt gehen? Bestimmen Sie, wie lange das geht, oder wird das auch vorgeschrieben?

T: Ich weiß es nicht. Ich glaube drei Monate.

BL: Die sind jetzt aber bald vorbei.

T: Ja, aber im Pavillon 2 gibt es eine Langzeittherapie, und da stell ich mich jetzt am Freitag vor. Was da dann wirklich genau passiert, weiß ich jetzt noch nicht, aber man macht halt mit den Therapien weiter, und man muss auch wirklich selbstständig sein, man muss sich z.B. das Frühstück selber machen, selbstständig aufstehen, zu den Morgenrunden gehen usw. Ich hab das ja schon fast verlernt. Aber es ist wahrscheinlich in meinem Wesen, es wird eh schon wieder einmal Zeit!

BL: Jetzt müssen wir die afrikanische Lücke schließen!

P (lacht): Oh! Ja!

BL: Wurde Ihr Sohn in der Zeit der zweiten Obdachlosigkeit geboren? Und haben Sie Kontakt zu ihm?

T: Davor. Ja, ich sehe ihn zwar nicht, aber ich telefoniere. Den Kontakt hab ich auch in Paraguay gehalten. Es ging ja nicht um die Alimente. Mein Ziel wäre ja das gewesen, dass ich mir was aufbaue. Weil hier, in Österreich, hatte ich ja keine Chance, da seh ich keine Möglichkeiten mehr... Jetzt auch noch. Ich hab ja einen Ort gesucht, wo ich wirklich leben

wollte. Deshalb auch Afrika. Das war aber nicht gleich nach den vier Monaten auf der Straße. Da hatte ich dazwischen noch gearbeitet bei verschiedenen Leihfirmen. Ich habe ja eigentlich zwei Berufe gelernt: Ich bin gelernter Einzelhandels- und Bürokaufmann, und dann hab ich einen Job bekommen, wo ich als Fahrer tätig war, als Zusteller, und dann hatte ich einen Zwischenjob, weil das ein kurzer Aussetzer war, und da hatte ich einen Job in einem Kühlhaus. Da kam eines Tages ein Schwarzer rein, und da hab ich was erlebt, wo ich einen Hass gekriegt habe: Da hat der Chef wortwörtlich gesagt: „Du bist ein Neger, du kannst nur putzen“. Da bin ich daneben gestanden und hab mich gefragt, ist das jetzt echt? Ich mein, der war selber Türke, das kann doch nicht sein! Der war doch selber Ausländer! Und ab dem Zeitpunkt hab ich ihm dann immer gesagt, was er tun soll, aber halt anders. Und so bin ich halt zu den Schwarzen gekommen. Der konnte ja sogar gut Deutsch. Aber in Tirol sind Schwarze diskriminiert. Es war echt heftig. Und dann hat er irgendwann erzählt, er hat einen Container, und er weiß nicht, was er da reintun soll. Er wollte Autoteile verschicken, weil die Nigerianer kaufen alle alten Autos auf und schicken sie rüber, dass sie dann drüben weiterfahren können. Ja, und da hab ich mir gedacht, ich könnte eigentlich Computer reparieren! Die werden ja drüben sicher auch gebraucht, und ich habe mir immer selbst Computer zusammengestellt, und so hab ich diverse Firmen gefragt, ob sie mir nicht den Computerschrott geben wollen, bevor sie den auf den Müll werfen, und daraus hab ich funktionstüchtige Computer gebaut und die mit dem Container rüber verschifft. Und das hat mich eigentlich nichts gekostet. Und drüben hab ich dann für einen z.B. fünfzig US-Dollar verlangt, manchmal hab ich sie aber auch einfach hergeschenkt, wenn ich gesehen hab, die Familie hatte gar nichts.

BL: Und wie lange hat das gedauert, dieser Zeitraum, in dem Sie hier die Computer zusammengebaut und dann rüber geschickt haben?

T: Ungefähr ein Jahr. Das hat ja auch viel Zeit in Anspruch genommen! Ja, und dann kam die Idee, selber rüberzugehen. Das hat mich sowieso interessiert. Der nigerianische Arbeitskollege hat mich mitgenommen. Er ist dann auch in Afrika geblieben, lebt aber mittlerweile in Johannesburg. Aber ich hab fliehen müssen von Nigeria. Das ist nämlich noch wesentlich gefährlicher als Südamerika, vor allem für Weiße. Und da hat es jemanden gegeben, der hatte die gleiche Idee wie ich, nur hat er wesentlich mehr verlangt, und ich

bin ja nicht reich geworden mit dem, übrig geblieben ist nichts. Ich war ein bisschen mehr als ein halbes Jahr in Nigeria, erst in Abuja, weil wir gemeint haben, dass die Geschäfte dort besser gehen, und dann die meiste Zeit in Lagos, da war er her. Wir waren ja eigentlich immer gemeinsam - überall da, wo er war, war ich auch. Wir waren ja mehr oder weniger ein Team. Und dann bin ich noch ein paar Monate durch Afrika gereist.

BL: Hat der andere Computerhändler Sie bedroht?

T: Jaja, mit Schusswaffen natürlich, der hat mich ja förmlich aus dem Land gehetzt. Das war das erste Mal. Der war ein Schwarzer, und hat auch schon einmal auf meinen Freund geschossen, so ist es ja nicht... Also, eigentlich auch auf uns beide. Aber wir hatten da mehr Glück als Verstand. Wir haben dann irgendwann alles, was wir gefunden haben, in ein Auto gestopft und sind abgefahren. Weil das Lagos ist ja auf Müll aufgebaut – und totale Ausbeutung. Afrika hat ja im wirtschaftlichen Sinn verloren – auch sozial. Aber eigentlich haben die Kolonialmächte, wie England und Frankreich, das verbochen. Man braucht ja nur damals schauen, Hutu und Tutsi. Das ist das beste Beispiel. Und die Leute sind einfach ungebildet. Weil sie haben einfach die Mittel nicht. Und oft sind die Hilfsorganisationen die ärgsten Gauner. Ich glaube drei Viertel von dem Geld, das gespendet wird, geht ja nicht wirklich dort hin. Ich habe in Nigeria ein Kinderheim gesehen, das hatte nicht einmal fließendes Wasser, obwohl es geheißen hat, dass die so viele Spendengelder kriegen. Aber die Betreuer haben alle dicke Autos gefahren.

Aber von Nigeria hab ich bald die Schnauze voll gehabt, und wir sind dann mit so einem alten Geländewagen über Kamerun, und was weiß ich noch für Länder, nach Johannesburg gefahren. Da waren wir lange unterwegs. Weil mein Kumpel wollte dort hin. Und ich hab dann in Johannesburg mein Geld genommen und bin dann wieder nach Österreich geflogen. Danach hab ich schnell bereut, dass ich wieder nach Innsbruck geflogen bin, weil der gleiche Scheiß wieder von vorne angefangen hat. Und ich hab mir gedacht: Sollt ich noch einmal weggehen, mach ich den Fehler kein zweites Mal.

BL: Haben Sie da, nach Ihrer Rückkehr, auch wieder auf der Straße gewohnt?

T: Nein, da hatte ich Glück. Ich kannte da einen vom Integrationshaus, der hat mich illegalerweise bei ihm schlafen lassen. Das war halt ein Junkie, aber er ist vom Charakter sehr gut gewesen. Ich hab den in einem Cafe getroffen, und wie er gehört hat, dass ich keine Wohnung hab, hat er gesagt: Weißt was, dann komm zu mir. Dann hab ich aber wieder eine Wohnung gesucht und Arbeit gefunden, und dann war ich ca. 3 ½ Jahre bei derselben Firma, da hab ich Baustoffe in ganz Tirol ausgeliefert. Das war eigentlich eine gute Zeit, ein gemütlicher Job. Und der Chef hat gesehen, mir geht's nicht gut, und hat mich unterstützt. Aber es war trotzdem schwierig wegen der Alimente, dass ich manchmal eine Woche nichts zu essen hatte, trotz Vollzeit-Arbeit.

BL: Drogen zu der Zeit?

T: Gar nix. Hätt ich mir ja auch gar nicht leisten können. Ja, und damals hatte ich auch den Hund. Gekannt hab ich den Tierarzt eigentlich schon länger, aber besser in Kontakt bin ich da gekommen. Seine Tochter war die Freundin von einem Freund. Ja, und die haben mir auch geholfen, haben mich ein paar Mal zum Essen eingeladen. Und da hab ich dann das erste Mal von der Idee mit Paraguay erfahren und fand sie gleich gut.

BL: Also, es waren die 3 ½ Jahre in Innsbruck, dann Afrika, dann Paraguay und Argentinien und dann Österreich. Und hier ist jetzt also der nächste Plan die Langzeittherapie?

T: Ja, aber da gibt es ein Problem mit meinem Zimmer, weil die muss ich stationär machen, aber dann sagen die, dann brauch ich das Zimmer ja nicht, und dann ist das weg, aber dann kann ich wieder die Therapie nicht machen. Man darf nicht obdachlos sein, wenn man eine Langzeittherapie macht. Jetzt bin ich ja in Simmering und zahle für mein Zimmer mit 6 m² 150 Euro – ohne Essen. Aber das Zimmer muss ich behalten, auch wenn ich's gar nicht brauch, sonst krieg ich die Therapie nicht. Das ist deppert. Aber am Freitag hab ich ja das Gespräch, und dann muss ich das herausfinden. Irgendwie wird man als Obdachloser nicht als Mensch behandelt, sondern nur als Objekt. An den Ämtern und den offiziellen Stellen wird auf die Probleme gar nicht richtig eingegangen. Da ist man nur eine Nummer. Jetzt hab ich aber mein Zimmer, und da kann ich den Meldezettel vorweisen, und dann wird's ja wahrscheinlich eh keiner mehr kontrollieren.

BL: Ja, aber dann beginnt doch wieder diese wackelige Zeit, dass Sie jederzeit auffliegen könnten!

T: Ja, das hört eigentlich nicht auf! Und wenn man hier nichts hat, dann hat man nichts! Und es gibt eigentlich auch nicht wirklich eine Hoffnung.

(kurze Pause)

T: Das mit der Zeit und mir ist so eine Sache. Ich hab eigentlich ein sehr schlechtes Zeitgefühl, das ist aber eher prinzipiell. Ich denke eigentlich nicht darüber nach, wie lang ich wo bin, sondern nur, dass ich dort bin.

BL: Aber das ist doch eigentlich ein Luxus, oder? In einer Zeit, wo alle jammern, dass sie keine Zeit haben, und dass Zeit so ein tolles Gut ist, ist das eigentlich ein Luxus!

T: (lacht) Stimmt, den leiste ich mir einfach! Ich möchte jedenfalls einfach wieder zu dem Punkt kommen, wo ich zufrieden bin. Drüben ist das ja nicht so leicht, – drüben möchte ich in keiner Psychiatrie landen. Ich habe immer noch tierische Schlafprobleme. Wenn ich keine Tabletten nehme, schlaf ich eine Woche nicht, das ist übel! Momentan brauch ich also eine ganze Palette an Schlaftabletten, damit ich überhaupt einschlafen kann. Und momentan sind das bis zu zwölf Schlaftabletten jeden Abend.

BL: Das geht? Das hält man aus?

T: Das geht. Da schlaf ich dann sechs, sieben Stunden und das tief. Das ist ja fast wie eine Bewusstlosigkeit. Ich kann aber so natürlich nicht nach Südamerika, weil woher bekomme ich denn dann die Tabletten. Und ich brauch ja auch ein gewisses Startkapital. Man braucht ja Geld für die Geräte, was es genau wird, weiß ich ja noch nicht. Entweder Buchdruck oder was verkaufen oder ein Internet-Cafe. Da gibt es ja viele Möglichkeiten. Jetzt hoff ich halt einmal auf einen besseren Schlaf, weil da geht es mir eigentlich noch ziemlich gleich beschissen wie am Anfang. Wenn ich ein Gespräch führe, wie heute z.B., das wühlt auch auf, das muss ich dann erst wieder verarbeiten. Weil es ist die ganze Geschichte immer noch sehr gegenwärtig, aber das braucht halt seine Zeit. Im OWS ist es natürlich schon ein bisschen besser geworden. Ich denke ja auch oft an meine Freundin, und dann

frag ich mich halt, ob es irgendwas gegeben hat, das ich hätte tun können. Es ist halt ... (überlegt) eigentlich Trauer. Im OWS haben sie eh alles getan, was sie konnten, um mir zu helfen, aber viel war es halt trotzdem nicht. Ich mein, das Buchbinden und so, da bin ich nicht viel zum Nachdenken gekommen, aber sobald ich wieder alleine bin, ist halt wieder alles von vorne losgegangen. Da seh ich eigentlich keinen wirklichen Fortschritt – momentan nicht. Die Katze beißt sich in den eigenen Schwanz: Ich hab einen Hass auf Österreich, aber ich muss hier was tun, damit ich von hier wieder wegkomme. Also, ich will ja auch. Also nichts arbeiten, das pack ich nicht. Ich könnt auch einen Hass kriegen, wenn ich seh, wie die Leute den ganzen Tag Drogen verkaufen, die haben alle viel mehr Geld als ich und sagen dir, du bist deppert, weil du arbeiten gehst. Vielleicht hab ich insgesamt ein Prozent getroffen, das arbeiten will und es auch tut. Das muss am System liegen, das das möglich macht. Natürlich bin ich sehr froh, dass es das System gibt, aber die Obdachlosen laufen den ganzen Tag mit ihren Sackerln herum und sammeln Müll, anstatt dass sie was Vernünftiges machen. Und das ist ein großer Unterschied zu mir. In Argentinien gibt es z.B. Internet in Spitälern, das ist gratis, das ist gut. Meine Freundin hatte ja leider auch HIV, ich habe es zum Glück nie gekriegt, aber sie ist in Buenos Aires regelmäßig ins Spital gegangen und hat dort alles gratis gekriegt. Ich konnte auch regelmäßig meine Tests machen usw. Drüben hast du ja tatsächlich eine Demokratie, hier hingegen komm ich mir vor wie in einer demokratischen Diktatur. Ich kann den Diktator zwar frei wählen, aber jeder macht immer nur den gleichen Scheiß, unabhängig von der Farbe. Es bleibt das Gleiche. Der, der was tut, wird beschissen. Es sollten mehr Regeln sein. Es gehört mehr geschaut, z.B. warum nehmen die Leute Drogen? Ja, weil sie's einfach nicht mehr packen! Es gehört ein Politiker her, wie der Haider – ich bin aber kein Haider-Fan -, weil der hat jedem gesagt, was er sich gedacht hat, der hat das alles in Schach gehalten. Das hab ich gut gefunden!

BL: Wie sollte das ausschauen?

T: Diejenigen, die eh schon drauf sind, auch wenn es die Substitutionsprogramme schon gibt - aber die Substitution ist noch viel schlimmer als die eigentliche Droge, körperlich und geistig -, aber die, die drauf sind, sollten nicht auch noch bestraft werden. Cannabis sollte frei kaufbar sein, also ent-illegalisiert, es reicht ja schon, wenn es nicht mehr illegal

ist. Die Drogensüchtigen werden ja wieder kriminalisiert. Also Hilfe, statt Methadon oder so. Oder dazu schauen, wenn sie das schon unbedingt konsumieren wollen, dass sie es kontrolliert konsumieren. Die Drogen, die du hier kriegst, sind ja alle schlecht, weil sie so gefälscht und gestreckt sind. Ich bin da dafür, aber ich stehe alleine da. Das Problem ist, dass die Leute nicht aufgeklärt sind. Viele meinen, Cannabis ist ein Opiat. Blödsinn, die sind meistens viel ruhiger als z.B. Alkoholiker.

BL: Was meinen Sie, wie oft geht in Österreich Wohnungslosigkeit mit Drogen bzw. Suchtmittelmissbrauch einher?

T: Ja, die ist ganz oft schuld an der Obdachlosigkeit. Die Droge selbst ist schuld. Da kenn ich viele, die durch die Droge dann irgendwann obdachlos werden. (Überlegt) Wenn ich so nachdenke, liegt es vielleicht auch daran, wie manche aufwachsen, so ohne Familie oder irgendwie schwierig. Das ist es schon oft. Und dann kommt eben die Droge. Ich hab da ja mehr Glück gehabt, weil ich bei der Großmutter aufgewachsen bin, und die war auch sehr vermögend, die hat eine Trafik am Bahnhof in Innsbruck gehabt. Sie hat mir auch immer geholfen. Ich hatte das ja nie gekannt, Geldprobleme, und die Drogen hab ich damals nur konsumiert, weil es mich interessiert hat. Nicht weil ich Probleme hatte, sondern weil es irgendwie spannend war. Am Anfang war das Haschisch, und dann ist es bald weiter gegangen mit LSD und so. In Innsbruck hat's ja immer schon viele Drogen gegeben. Das ist ein Phänomen, aber warum das so ist, weiß ich auch nicht. Was ich aber in Innsbruck verabscheut habe, ist, dass sie es auch im Rapolidipark verkauft haben. Das hab ich wirklich verabscheut, weil es kann nicht sein, dass da Drogen verkauft werden und daneben die Kinder spielen. Das war dort wirklich krass, da wachsen die so auf, dass das ganz normal ist. Die hocken den ganzen Tag in dem Park, und tun den ganzen Tag nichts außer Drogen verkaufen und konsumieren.

BL: Wie soll es jetzt mit Ihnen weitergehen?

T: Ich möchte einfach jetzt einmal ein ruhiges Leben. Hier und dann auch in Südamerika. Ich hab echt schon genug von den Turbulenzen, die hab ich mir ja nicht ausgesucht. Es reicht einfach. Es gibt Leute, die finden es cool, kriminell zu sein. Ich kann das nicht verstehen, aber das ist so. Ich habe es eigentlich ab dieser Zeit, wo ich wieder zurück bin,

aufgegeben, fernzusehen. Ich kann keine Schießereien mehr sehen! Das wird einem regelrecht reingedrückt, in jedem Film. Da ist es cool, wenn du eine Waffe hast. Ich weiß ja, wie das aussieht, wenn herumgeschossen wird und jemand umgebracht wird. Das ist da völlig normal. Ich kann das einfach nicht mehr sehen!

BL: Was tun Sie in Ihrer Freizeit?

T: Ich zeichne. So gesehen hat mir die Zeit im OWS sehr viel gebracht. Ich habe immer schon sehr gerne gezeichnet, aber dann hat sich meine Technik verbessert. Ich zeichne mit Bleistiften und normalen Buntstiften. Und viel in 3D. Aber hauptsächlich Karikaturen. Das hab ich erst im OWS so richtig kennengelernt. Leider hab ich jetzt nichts da, sonst könnt ich was zeigen. Ich hab so eine eigene Art von Karikaturen, mehr so südamerikanische. Das ist ein ganz bestimmtes Gesicht, und das mal ich immer wieder. Ich hatte in Südamerika ja immer die Hoffnung, dass das mit den Drogen und meiner Freundin besser wird, sie hatte ja HIV und Syphilis, und damit das nicht noch schlimmer wird, hab ich mehr Crack geraucht, damit sie weniger raucht. Und da hab ich viel zu zeichnen angefangen, weil ich da ja kreativer war, irgendwie. Das waren aber immer Bleistiftzeichnungen auf Papier, weil sonst hatte ich ja nichts. Ja, und im OWS hab ich dann wieder angefangen damit, weil ich hatte ja nichts zu tun. Und so hab ich mich hingesezt und drauflos gezeichnet, rund um die Uhr gezeichnet, gezeichnet, gezeichnet. Zwei Bilder hängen eh oben von mir. Naja, und das 3D-Zeichnen, das hab ich mir selbst gelernt, und das geht jetzt auch schon ganz gut. Und wenn ich nicht zeichne, schlafe ich. Weil einfach nichts tun, das kann ich nicht. Ich kann nicht nichts tun. Weil wenn ich mich aufgebe, wenn ich nichts tu, dann geb ich mich auf, und dann hab ich sicher gleich wieder einen Rückfall. In Argentinien wollte ich mich ja auch einmal erschießen in so einem Zustand, aber da hat die Pistole Ladehemmung gehabt, und irgendwie denke ich mir, es soll halt nicht sein. Ich habe einfach genug von diesem Leben gehabt. Ich habe auch jetzt genug.

BL: Aber es ist schon irgendwie eine Wende eingetreten? Hin zum Leben und zum Weitermachen.

T: Ja, schon, ich probiere eh alles. Sobald ich sehe, da ist eine kleine Chance, probier ich das eh, versuche ich, das zu machen. Ich habe mich vor dem Selbstmordversuch auch bei

absolut jeder Hilfsorganisation gemeldet, einfach um etwas zu haben, wo ich bleiben kann, wo ich hin kann. Aber immer nichts! Niemand! Die sind einfach nicht davon ausgegangen, dass ich das kann. Mir hätte da ein Bett und regelmäßiges Essen schon gereicht, vielleicht noch ein bissl Taschengeld, einfach um eine gewisse Regelmäßigkeit in mein Leben zu bringen. Aber nichts. Keine Chance. Ich brauch ja nicht mehr als ein Essen und ein paar Zigaretten. Keine Hilfsorganisation hat mich genommen, die wollten das einfach nicht. Ich habe damals in Argentinien auch übers Internet versucht, Hilfe zu bekommen. Ich habe mir gedacht, vielleicht sehe ich ja irgendwo einen Deutschen oder Österreicher, der in Argentinien lebt, der mir hilft, wo ich Hilfe an Land ziehen kann.

BL: Wie hätte die Hilfe aussehen sollen?

T: Na, dass er uns einfach einen Job gibt, als Aushilfe oder so, oder vielleicht eine Unterkunft. Verpflegung und Zigaretten. Mehr wollten wir ja nicht. Und das ist ja alles urbillig drüben. Und das mit den Drogen, das brauch ich ja nicht unbedingt, das hätte ich dann einfach gelassen. Da bin ich aber nur blöd angeredet worden, in einer Tour! Die haben sich nicht darum gekümmert. Sie haben sich echt die Mühe gemacht, mich via Internet zu beschimpfen. Und dann war was, da hat mir einer geschrieben, ich soll einfach eine Mallerrolle nehmen und eine Wand anmalen. Dann hab ich geantwortet, dass ich das gerne mache, und er soll mir Pinsel und Farbe geben, aber dann war die Adresse falsch, und es war wieder nichts. Und da hab ich echt so einen Hass auf die Europäer bekommen. Und deshalb hab ich auch für mich beschlossen, ich möchte in Südamerika alt werden. Ich habe im OWS jetzt jemanden kennengelernt, der ist in Argentinien geboren, aber in Chile aufgewachsen, weil seine Eltern dort aufgewachsen sind. Und die Familie ist seit mindestens zwanzig Jahren in Österreich, aber er hat auch genug von dem Land und möchte zurück nach Chile, und er würde sich mit mir auf ein Packerl schmeißen, weil zu zweit ist es leichter. Und so, wie es aussieht, sind wir wahrscheinlich sogar zu dritt oder viert. Obwohl bei den Anderen weiß ich nicht, ob das nicht nur so ein Blabla ist. Aber es gibt da jetzt zumindest mal die Idee. Weil ich hab genug von Österreich, er hat genug von Österreich. Ich kenne noch genügend andere, denen es genauso geht.

BL: Ich überlege jetzt, ob das vielleicht erfolgreicher und weniger turbulent sein kann, wenn man das von Österreich aus organisiert?

T: Ja, deshalb macht ja jeder von uns eine Langzeittherapie, weil wir das alle brauchen, und nebenher ein bisschen Geld sparen. Mein Freund ist jetzt in Ybbs und macht da den Entzug, oder richtiger die Langzeittherapie. Mein Glück ist, dass ich noch Arbeitslosengeld kriege, weil ich habe ein bisschen gearbeitet, und da kann ich mir auch etwas sparen. Ich habe ja keinen Zeitdruck, also innerhalb des nächsten Jahres muss es sein. Eigentlich wollte ich ja jetzt schon gerne drüben sein, aber ich schaffe es einfach nicht, das geht jetzt nicht. Ich will auch nicht wieder sowas haben wie das letzte Mal. Und Chile ist wirtschaftlich gut gestellt, das ist natürlich auch ein Punkt. Ich wollte ja, bevor ich ihn kennengelernt habe, zurück nach Paraguay, weil da hab ich die permanente Aufenthaltsbewilligung, die bleibt mir ja. Ich muss halt die Ausweise wieder beantragen, aber das sollte kein Problem sein. Naja, und in Chile braucht man halt tausend US-Dollar Bearbeitungsgebühr und 5000 US-Dollar als Kautions, um einreisen zu können. Das ist ja eigentlich gar nicht so viel. Und die Kautions verfällt ja auch nicht, das ist nur für die eine Sicherheit. Und mit einem gewissen Startkapital geht das dann natürlich entsprechend leichter. Aber wie ich damals drüben war, hab ich mir gedacht, bevor ich zur Botschaft gehe und mir ein Ticket besorge, probier ich's weiter und weiter und weiter. Man könnte ohne irgendwas auch drüben nicht wirklich leben.

BL: Wenn Sie an Ihre Zukunft in zehn oder zwanzig Jahren denken, wo sehen Sie sich da?

T: Ich hoffe, irgendwo in Südamerika, wo meine einzige Sorge die Meerschweinchen und Hendl sind. Das ist richtig idyllisch dort: Da setzt man sich in den Garten hinten raus, beobachtet die Hunde und isst Papaya und hat keinen Stress und keine Sorgen. Wenn man ein halbwegs normales Einkommen hat, kann man ja auch sehr sicher leben. Jeder glaubt immer, es gibt nur Arm und Reich. Das stimmt ja überhaupt nicht, es gibt sehr wohl auch einen Mittelstand. Aber ich habe eines gemerkt, egal wie arm oder reich die Leute sind, sie sind wesentlich glücklicher als hier! Es ist schon schön. Wenn ich an das eine Pärchen denke, das hinter der Kirche gewohnt hat in dem Kartonhaus... Da hatte ich einen echten Hass auf die Kirche, weil die Leute gehen da rein und werfen urviel Geld in den

Klingelbeutel, aber die wären nicht auf die Idee gekommen, dass sie dem Pärchen gegenüber einmal ein paar Pesos geben, damit sich die einmal etwas kaufen können. Gar nichts ist da gekommen, keine Suppe, kein Brot gar nichts. Und da hab ich dann auch so einen Hass gekriegt, das war in so einem Crack-Rausch, da hab ich in einer Nacht dreißig Zeichnungen oder so gemacht, (lacht) und da hab ich die ganze Kirche vollgepackt damit. Der Pfarrer hat die dann alle weggeschmissen. Die Zeichnungen aus Südamerika sind ja alle weg, die waren ja auch viel schlechter, nicht so gut wie heute, weil damals konnte ich ja noch nicht so gut zeichnen.

BL: Wie ist die Gläubigkeit generell?

T: Sehr stark. Auch in den Slums. Die sind sehr, sehr gläubig alle.

BL: Wieso sind Sie eigentlich in Brasilien in die Favelas gefahren?

T: Das war sehr lustig damals. Ich habe einen Auftrag gehabt von meinem Chef. Ich hatte die Schnauze voll hier, und mein Chef war schon drüben, weil er Vororganisationen machen wollte. Und er hatte zwei Hunde mit, aber das ist ein großes Problem drüben, weil der Transport so schwierig ist. Bis Brasilien ist es kein Problem, aber nach Paraguay ist es echt schwierig. Da gibt es keine Direktverbindung, man muss entweder über Argentinien oder Brasilien fliegen, und Brasilien war einfach billiger. Und er wollte die Hunde von Brasilien nach Paraguay bringen, und die Idee war, dass ich mit dem Bus fahre. Ich sollte die Strecke testen. Es gibt ja in ganz Südamerika keine Autobahn, nur die Panamericana. Und jedenfalls bin ich in Sao Paolo ausgestiegen und hatte keine Ahnung. Portugiesisch konnte ich natürlich auch nicht, auch Spanisch nicht, und Englisch hat kein Mensch verstanden. Ich bin dann also zuerst mit dem Taxi zum Busbahnhof gefahren und hab mich dort erkundigt, aber keiner wollte die Hunde transportieren. Dann war ich sauer. Der Bus wäre gar nicht so teuer gewesen, das wäre nicht das Problem gewesen. Ich hab dann beschlossen, ich hau mich dort ein bissl auf den Strand, aber man kann in Brasilien Taxis nicht einfach auf der Straße anhalten, sondern man muss zu einem Taxi-Standplatz und dort genau deklarieren, wo man hin will, und erst dann kriegt man ein Taxi. Es ist einfach so gefährlich dort! Aber das wusste ich natürlich nicht. Und außerdem hatte ich auch eine ganz andere Vorstellung von den Favelas. Dass das ganz normale Steinhäuser sind, hatte ich

nicht geglaubt. Meistens sind das ja nur Wellblechhütten oder Pappkartonhäuser. Ich hätte das ja nie als Slums erkannt. Das einzige ist, dass die Straßen sehr schmal sind. Dann hat mir irgendwer was gesagt, aber ich hab kein Wort verstanden, bis das Wort Favela gefallen ist, da hab ich dann aufgehorcht. Aber es hat mich keiner gesehen, und ich hab sofort umgedreht und geschaut, dass ich da so schnell wie möglich wieder rauskomme. Das war meine erste Berührung mit den Slums. Ich hab's natürlich damals nicht so mitgekriegt, weil ich wollte einfach nur baden.

Ja, und dann hat's mir gereicht, und ich hab mir den nächsten Bus gesucht und bin zurück zum Flughafen und bin von dort nach Paraguay geflogen. Ich hab ja auch herausgefunden, dass am Weg von Brasilien nach Paraguay ziemlich viele Busse überfallen werden und das sehr gefährlich sein soll, will die meisten in den Bussen auch ermordet werden, und das wollte ich mir einfach nicht geben. Das hab ich aus den Zeitungen und dem Fernsehen usw. kombiniert und später auch bestätigt bekommen. Von Argentinien nach Paraguay oder in Paraguay selber ist es dann nicht mehr so schlimm, außer man fährt über das Drei-Länder-Eck, weil das gehört mehr oder weniger der Mafia. Naja, jedenfalls wenn man drüben wenig Geld hat, dann muss man in gefährlichen Gegenden wohnen. Wenn man normal situiert ist, kann man sehr sicher leben. Weil die Kriminalität hauptsächlich in den armen Gegenden ist, die gehen da auch kaum raus. Am gefährlichsten sind eigentlich die Grenzstraßen zwischen den Slums und den normalen Wohngegenden. Die Entfernungen sind einfach auch sehr weit. Ich bin damals vom Prostituiertenviertel zur Botschaft eine Stunde mit der U-Bahn gefahren. Würde man zu Fuß durch Buenos Aires gehen, wäre man wahrscheinlich eine Woche unterwegs, so groß ist das. In Paraguay heißen die Cacaritas, in Argentinien heißen die Villa, da sind die Cacaritas dann die Reichenviertel. Ja, leider eigentlich, ein sehr turbulentes Leben.

BL: Danke für dieses hochinteressante Interview. Ich wünsche Ihnen viel mehr Ruhe und vor allem, dass sie die nächste Zeit dazu nutzen können, dass alles in einen Gleichklang kommt, damit der Aufenthalt in Chile wirklich gut funktioniert. Herzlichen Dank, dass Sie mir so vieles erzählt haben.

T: Kein Problem! Ich hab schon so oft drüber geredet, das ist echt kein Problem. Und ich kann ja manches dabei auch verarbeiten. Wenn ich's nicht erzählen wollt', würd ich's eh nicht tun. Und es ist ja auch ein (lacht) irgendwie unkonventionelles Leben. Aber vielen Dank, das wünsch ich mir auch wirklich: ein ruhiges Leben! Und danke auch für's Zuhören, das tut gut.

4.3.1.1. Diskussion

Das Interview mit Thomas ist das erste aus der Gruppe der Wohnungslosen. Es findet am 17.03.2010 von 16.30 bis 21.15 Uhr in einem Lokal im 7. Bezirk statt, das er selber vorschlägt, weil er es – nach eigenen Angaben - gerne und häufig besucht. Thomas ist gepflegt, starker Raucher und hat bereits ein großes Bier und einen Kaffee bestellt, als die Interviewerin eintrifft, letztlich waren es vier bzw. zwei davon. Er sitzt – für die Qualität der Aufzeichnung nicht wirklich praktisch – mitten im gut gefüllten Lokal. Seine Körperhaltung vermittelt während des gesamten Interviews den Eindruck, als wäre er in einer Art Lauerstellung - immer bereit, sofort zu attackieren oder zu flüchten: der Kopf ist leicht eingezogen, seine Augen sind nahezu immer voll auf sein Gegenüber gerichtet. Thomas hat auffallend wenig Lidschlag, er lässt den Blick so gut wie nie abschweifen, hält die meiste Zeit direkten Blickkontakt. Seine Mimik ist reduziert, weder Freude, noch Trauer oder Hass, den er häufig selber artikuliert (z.B.: „Ich hab einen Hass gekriegt auf dieses Land“) sind daran ablesbar. Er bewegt sich während der beinahe fünf Stunden, die das Interview dauert, extrem wenig, steht lediglich zweimal auf, um auf's WC zu gehen, ist sonst – abgesehen von den erforderlichen Rauch- und Trinkbewegungen – ganz ruhig, spielt mit nichts, hat beide Hände entweder im Schoß gefaltet oder am Tisch liegen. Dieser Habitus erweckt einerseits das Gefühl in der Interviewerin, unter ständiger Beobachtung zu sein, andererseits die Überlegung, dass es sich dabei um ein angelerntes Verhalten in vergleichbaren, zurückliegenden Situationen handelt - wie Befragungen, (therapeutischen) Sitzungen oder Verhören. Thomas beantwortet alle Fragen, überlegt meistens nicht lange, sie ergeben so gut wie immer Sinn und sind inhaltlich schlüssig. Sein Sprechstil ist kurz

und bündig. Er macht keine Schachtelsätze, sondern reduziert – vor allem die Antworten – auf das Wesentliche, betont wenig und spricht über weite Teile im Präteritum, was im direkten Gespräch unüblich und anfangs gewöhnungsbedürftig ist. Vor allem zu Beginn des Interviews, aber auch in Situationen, die für ihn besonders negativ besetzt sind – wie die Beschreibung der Ermordung seiner Freundin durch eine argentinische Straßengang –, wartet er auf Fragen, spricht er wenig aus eigenem Antrieb. Thomas vermittelt damit den Eindruck, einerseits nicht zu viel preisgeben zu wollen, andererseits sein Gegenüber abzuchecken. Irritierend ist die – scheinbare – Beiläufigkeit, mit der er schwere Schicksalsschläge kommentiert, so berichtet er wie folgt: „[Wir waren] nicht die ganze Zeit in diesem Viertel. Weil sie ist ja dummerweise nachher verstorben. - BL: (verstört) Oje! - T: Ja, sie ist erschossen worden“, oder als er – gegen Ende des Interviews – seiner Hoffnung Ausdruck verleiht, „dass das mit den Drogen und meiner Freundin besser wird, sie hatte ja HIV und Syphilis...“. Ebenfalls auffallend ist, wie sehr er immer wieder betont, mit (den meisten) anderen Wohnungslosen nichts zu tun haben zu wollen: „Ich hab mich auch nie mit anderen Obdachlosen abgegeben, weil die hätten mich nur runtergezogen, die helfen sich selbst nicht. Die wollen einfach nur herausgeholt werden, die wollen nichts dafür tun“ oder „Die suchen sich keine Arbeit, die versuchen nicht, irgendwie rauszukommen“. Dieses Moment ist bei keinem/r der Interviewten ähnlich stark ausgeprägt wie bei Thomas. Ähnlich massiv ist auch seine Tendenz ausgebildet, Gründe und Schuld für Missgeschicke oder andere Kalamitäten in seinem Leben bei Anderen zu suchen („Ich hab echt schon genug von den Turbulenzen, die hab ich mir ja nicht ausgesucht“), respektive sich selbst als Opfer zu sehen, sei es die Zeit seiner ersten Obdachlosigkeit in Innsbruck „... aber da hat es nichts gegeben, was einem Obdachlosen hilft“, wenn er als Grund, weshalb er Nigeria verlassen musste, einen Widersacher angibt: „... der hat mich ja förmlich aus dem Land gehetzt“, oder während seines Südamerika-Aufenthaltes: „Ich habe damals in Argentinien auch übers Internet versucht, Hilfe zu bekommen“, aber „Die haben sich nicht darum gekümmert“. Andererseits ist Thomas auch sehr bemüht, seinem Leben einen Sinn zu geben „Weil wenn ich mich aufgebe, wenn ich nichts tu, dann geb ich mich auf, und dann hab ich sicher gleich wieder einen Rückfall“. Er nutzt die Zeit in Österreich, um hier wieder auf die Beine zu kommen, macht verschiedene Therapien und eine Buchbinder-Ausbildung und möchte etwas Geld sparen, um es als Startkapital für sein zukünft-

tiges Leben in Südamerika nutzen zu können, weil „Ich habe einfach herausgefunden, dass man drüben viel besser leben kann“. Um diesen Plan zu realisieren, fühlt er sich aber noch nicht fit genug: „Eigentlich wollte ich ja jetzt schon gerne drüben sein, aber ich schaffe es einfach nicht, das geht jetzt nicht“. Eine glückliche Zukunft kann er sich in Chile vorstellen, wohin er im Laufe des nächsten Jahres auswandern möchte, weil „Chile ist wirtschaftlich gut gestellt“.

Thomas gibt viele Fragen auf, so z.B. warum er sich immer wieder in (Todes-) Gefahr bringt, oder wie wahrscheinlich die Umsetzung des Planes, ein ruhiges Leben zu führen, sein kann „Ich möchte einfach jetzt einmal ein ruhiges Leben. Hier und dann auch in Südamerika“. Ebenso ist der Zustand der Wohnungslosigkeit für ihn zwar sehr belastend „Irgendwie wird man als Obdachloser nicht als Mensch behandelt, sondern nur als Subjekt“ und weiter „wenn man hier nichts hat, dann hat man nichts! Und es gibt eigentlich auch nicht wirklich eine Hoffnung“, allerdings scheinen seine Vorkehrungen für eine gesicherte Zukunft fragwürdig und kaum ausreichend.

Die Bereitschaft, über sein Leben Auskunft zu erteilen und die dafür aufgebrauchte Zeit stellen in jedem Fall eine wichtige Informationsquelle für diese Arbeit dar und haben wesentlichen Anteil, die aufgestellten Forschungsfragen auszuarbeiten.

4.3.2. Rudi, 49

BL: Vielen Dank, dass Sie sich Zeit nehmen für ein Interview! Hab ich das am Telefon richtig verstanden, dass Sie direkt von der Arbeit kommen?

R: Ja, ich arbeite bei der MA 48. Ich war ja schon einmal bei der MA 48, eine Saison, am 7. Tag der zweiten Saison hab ich aber verschlafen, hab aber nicht angerufen. Ich vermute, dass das nicht der Grund war, sondern dass sie den Platz gebraucht haben. Normalerweise hätte ich eine Verwarnung bekommen, aber damals wars halt noch so, dass die Plätze rar waren. Jetzt wollen viele zur Gemeinde, weils einfach ein sicherer Job ist, obwohl er nicht besonders prächtig bezahlt ist. In der Privatwirtschaft gehts da ganz anders zu: Da

bist du mit 40 Jahren gleich weg. Ich hab das ja jahrelang gesehen. Ich war jetzt schon in der Rathausstraße und hab dort alles abgegeben, und sie hat gesagt, mit 1. April geht es sich aus. Da bin ich dann Vertragsbediensteter bei der Gemeinde.

BL: Wie fühlt sich das an?

R: (lacht) Ja, eh gut! Gegen früher, die Zeit, die ich jetzt arbeite... früher hab ich das nicht ausgehalten. Das war auch wegen dem Alkohol. Das war das. Da war ich dann scheiß-drauf. Ich hab Vulkaniseur gelernt, hab aber keine Gesellenprüfung, weil mich die Firma damals zu spät angemeldet hat. Die einzige Berufsschule war damals in Villach. Und dann war ich schon zu alt, weil mir im zweiten Lehrjahr die Schule vom ersten gefehlt hat. Und ich hätte mir das damals selber zahlen müssen, und zwei Monate in Villach wohnen, das geht einfach nicht.

BL: Haben Sie dann in dem Beruf gearbeitet?

R: Nein, ich hab dann aufgehört und hab nur mehr so als Helfer gearbeitet. Das waren Gelegenheitsjobs am Bau usw.

BL: Wie lange ist das so gegangen?

R: Na, fast immer so.

BL: Und gleichzeitig hat das mit dem Alkohol angefangen?

R: Nanana, der Alkohol war ja schon in der Kindheit. Mit zwölf Jahren hab ich meine erste Alkoholvergiftung gehabt. Zu trinken angefangen hab ich mit Sieben, weil bei uns zuhause hat's ja nie Milch oder Saft gegeben, sondern immer Wein und Bier. Und rauchen mit Acht. So war das.

BL: Und wieso?

R: Naja, weil man halt dumm ist.

BL: Gut, aber das ist man einmal...

R: Nein, bei uns war's ja schon durch die Eltern. Beide waren Alkoholiker. Wir sind aufgewachsen mit dem Alkohol.

BL: Sie haben Geschwister?

R: Ja, drei. Zwei Brüder (der erste und der jüngste) und eine Schwester (die Zweitgeborene). Naja, und wir haben halt immer schon mitgenippelt. Die Eltern haben Bier und Wein getrunken, also keine harten Sachen, aber das hat eh gereicht. Aber für mich wars trotzdem eine schöne Kindheit. Wenn das ein anderer liest oder hört, der denkt sich: Na bumm, der muss was mitgemacht haben! Nur, ich bin ja dann ins Heim gekommen mit Zwölf. Das war schon vor der Alkoholvergiftung, und das war dadurch, dass die Mutter einen Arbeitsunfall gehabt hat, und deshalb musste sie ins Spital zum Operieren. Und es war ja dann niemand da, der auf uns aufpassen hätte können. Die Großeltern wären überfordert gewesen. Der Einzige von der Familie, der nie Alkoholiker in dem Sinn war, ist mein kleiner Bruder, weil der ist bei Oma und Opa aufgewachsen. Die haben nichts getrunken. Der hat auch dort gewohnt, und wir anderen drei sind bei Mama und Papa aufgewachsen. Und durch den Unfall der Mutter hat die Fürsorgerin gesagt: Wir geben Euch solange ins Heim, und wenn die Mutter wieder nach Hause kommt, und sich die Mutter bessert mit dem Alkohol, könnt's eh wieder heim. Das war aber eine Lüge! Das hat sie auch der Mutter erzählt, weil die hätte uns ja sonst nie hergegeben. Sonst wäre sie die Polizei, wie sie uns geholt hat, mit dem Messer angegangen. Die hätte uns nicht hergegeben! (Überlegt) Dann war ich bis zum Lehrlingsheim, also vier Jahre, dort, und nach dem Lehrlingsheim bin ich dann ins Gesellenheim gekommen. Und dort bin ich dann selbst ausgezogen, weil mir die Hausordnung dort nicht gepasst hat. Weil dort war die Heimleiterin, und die hat gemeint, sie ist die Chefin und sie bestimmt. Und das hat mir aber nicht gepasst, weil wenn man jung ist und eine Freundin hat, dann will man mit der auch auf's Zimmer gehen. Ok, und wenn das nicht geht, sieht man das ein, aber wenn sie bis mitten in der Nacht mit den jungen Burschen herumsitzt und herumtut, dann seh' ich das nicht mehr ein: Sie darf und ich nicht?! Das war halt nicht meins. Ich war halt so ein kleiner Revoluzzer, und dann hab ich gesagt: Ich geh.

BL: Waren Sie mit den Geschwistern gemeinsam im Heim?

R: Mein großer Bruder war gleich in Eggenburg, weil der sich in der Schule so aufgeführt hat. Und wir drei anderen sind dann in die KÜST gekommen [Kinderübernahmestelle der Stadt Wien im 9. Wiener Gemeindebezirk] und dort ein halbes Jahr geblieben. Dann sind wir in den 10. Bezirk (Van-der-Nüll-Gasse) in ein Geschwisterheim gekommen, meine

Schwester und ich, und dann auch mein kleiner Bruder, weil die Fürsorge hat auch ihn von meinen Großeltern geholt, weil die waren natürlich auch überfordert. Und dann ist als Erste meine Schwester weggekommen, wie sie alt genug für das Lehrlingsheim war, und wie ich dann weggekommen bin, ist mein Bruder nach Retz-Lindenhof gekommen. Der hat dann dort Bäcker gelernt.

BL: Wie war's im Kinderheim?

R: Das war super! Das war nicht wie ein Heim, sondern mehr wie ein Internat. In die Schule sind wir alle gemeinsam gegangen, und das Klima im Heim war ok. Ich hab jetzt noch Kontakt zu meiner Erzieherin. Ich hab sie vor Längerem wieder getroffen am Schedifka-platz in der Caritasmesse.

Ich bin dann von dem Gesellenheim ausgebüchst, weil's mir nicht gepasst hat, und ich war ja schon alt genug. Nur hab ich ja nicht gewusst, wohin.

BL: Und wohin war's dann?

R: Straße.

BL: Das erste Mal... mit 17?

R: 18. Und wie's der Zufall wollte, hab ich meine Eltern getroffen auf der Straße. Die haben in der Zeit, in der wir im Heim waren, die Wohnung verloren. Und dann sind sie auf die Straße. Zusammen, mein Vater hätte meine Mutter nie allein gelassen. Und dann hab ich halt gehört, wo sie sind, und dann bin ich nachschauen gegangen – und mit den Leuten redet man ja. Und dann hab ich sie gefunden und bin bei ihnen geblieben. Dann sind auch noch meine Schwester und mein großer Bruder gekommen. Und dann waren wir alle auf der Straße... aber als Familie. Wir haben immer zusammengehalten. Gemeinsam mit anderen Obdachlosen. Und der Alkohol war halt immer im Spiel. Und dann sind wir herumgezogen, von Abbruchhaus zu Abbruchhaus, dazwischen immer wieder arbeiten gegangen zu Leihfirmen, auch der Vater, und die Schwester und die Mutter haben immer auf die Sachen aufgepasst. Im Sommer haben wir hinter dem Planetarium gewohnt auf der Wiese. Wir haben ja alles gehabt: Schlafsack, Kochgeschirr usw. Das war ja schön im Sommer. Und im Winter waren wir in den Abbruchhäusern.

BL: Wie viele wart Ihr da maximal?

R: Bis zu 12. Und durch Zufall haben wir dann im 20. Bezirk ein Abbruchhaus gesehen, und da sind wir auch zu zwölf eingezogen. Die Mutter hat immer gekocht für alle. Geld war ja immer da durch die Sozialhilfe. Und dann waren wir dort halt so eine Clique, das hat auch die Polizei gewusst. Denen war das so sogar lieber, weil die haben so immer gewusst, wo sie uns finden und uns nicht suchen müssen. Der Polizist hat es geduldet, solange es im Rahmen bleibt. Im Gegenteil, da ist sogar einmal in der Woche der Postenkommandant gekommen, um zu schauen, ob's uns eh gut geht. Einmal ist er z.B. gekommen und hat meiner Mutter gesagt: Du, pass auf, da ist was mit einer Geldstrafe mit deinem Buben. Sag ihm, er soll das zahlen oder antreten gehen. Ich sage solange, dass ich Euch nicht angetroffen habe. Das war echt nett. Und man sieht ja, wenn da einer sagt: „Obdachloser!“ oder „Sandler!“ – Wir haben uns nicht gefühlt wie Sandler. Essen war da, ein Bett war da, Geld war da. Das Einzige, was gefehlt hat: Wir waren nicht polizeilich gemeldet. Sicherlich, wie waren nicht immer ganz frisch angezogen, aber so, wie da manche herumrennen, das muss nicht sein! Deshalb sag ich ja: Es ist schon ein Unterschied, ob obdachlos oder Sandler. Weil, selbst wenn ich auf der Straße wohn, hab ich die Möglichkeit, mich zu duschen und was Frisches anzuziehen. Es gibt so viele Stellen in Wien, dass ich die an einem Tag gar nicht abrasen kann, weil es sich zeitmäßig nicht ausgeht. Also, wenn zu mir einer kommt und sagt: Entschuldigung, haben Sie einen Euro für mich zum Essen, sag ich: Nein. Wenn er sagt: Hast du einen Euro für ein Bier, kriegt er ihn. Und warum? Weil ich weiß: Essen kann er überall, aber ein Bier kriegt er nirgends.

Naja, ich war eben auf der Straße, das ist dann so lange gegangen, bis die ersten Schwierigkeiten angefangen haben (Pause). Das war wegen dem Alkohol. Meine Mutter hat zu dem Zeitpunkt eigentlich nichts mehr gegessen und ist fast verhungert. Und dann hat sie irgendwann einen Schlaganfall gehabt, da war ich eine Woche zeitgleich im Häfen wegen irgendeiner Rauferei. Und die Rettung ist spät gekommen, will sie sie zu spät geholt haben, und dann haben sie sie nicht mitgenommen, weil sie sich geweigert hat mitzufahren. Und dann hab ich noch einmal die Rettung gerufen, weil das ist so gar nicht gegangen, und die Ärztin, die da dabei war, hat beschlossen, die Mutter auch gegen ihren Willen mitzunehmen, weil sie so schlecht beisammen war. Ich bin mitgefahren, war aber natürlich eingespritzt nach der Woche Haft, da hab ich als erstes zwei, drei Bier trinken müssen.

Ich hab das zwar im Häfen Gott sei Dank nicht so gebraucht, weil ich war mehr der Quartalsäuer, da geht's gut auch ein paar Tage oder Wochen ohne.

Und im Spital bin ich gleich gehängt mit der Schwester, weil die hat sich drüber aufgeregt, dass der Schließmuskel der Mutter nicht mehr so richtig funktioniert hat. Deshalb war sie natürlich angepischt und angegackt, und die hat das gesehen und hat gesagt: Pfui, schaut's Euch die Drecksau an! Und ich bin gleich heiß gelaufen, die hab ich geschimpft, die Namen kann ich gar nicht wiederholen.

Die Mutter ist dann im Spital geblieben, und nach fünf Tagen wollten wir sie wieder besuchen, weil der Vater war ja auch sehr traurig ohne sie. Weil die Dominante in der Familie war ja sie, obwohl sie nur 40 oder 45 Kilo gewogen hat. Sie war ja so klein und dünn – ich weiß nicht, wie oft ich sie vom Wirten heimgetragen hab: Da hab ich sie mir einfach wie einen Mehlsack um die Schultern gelegt. Wenn ein starker Wind gegangen ist, ist sie ja immer fast weggefliegen.

Naja, auf jeden Fall, wie wir uns auf den Weg gemacht haben – natürlich wieder alle schön eingetrunkelt -, ist der Vater über die Stiegen geflogen und mit dem Kopf genau in die Betonwand hinein. Dann steht er auf, macht fünf Schritt, fliegt um und rührt sich nicht mehr. Er war bewusstlos, also wieder Rettung, wieder Spital... Am nächsten Tag wollten wir ihn dann besuchen, und wie wir hinkommen, sagen die Ärzte, wir können ihn nicht besuchen, weil sie mussten eine Notoperation machen, weil sich durch den Sturz ein Blutgerinnsel im Kopf gebildet hatte. Na gut, dann haben wir uns gedacht, dass wir halt die Mutter besuchen – mein Vater war im AKH, die Mutter im Wilhelminenspital. Mein kleiner Bruder hat ja nicht so viel Kontakt zu den Eltern gehabt, weil der hat einen Beruf gehabt und eine Freundin und eine Wohnung, der war ja nie auf der Straße, der war immer der, der uns alle rausgerissen hat, wenn wir Probleme gehabt haben. Er war ja auch der Einzige, der mit dem Alkohol eigentlich nicht in Kontakt war. Er wollte uns aber abholen, aber wie er gekommen ist, hat er gesagt: Wir brauchen gar nicht mehr zur Mutter fahren, weil die ist gestorben in der Nacht. (Pause, trinkt) Na gut. Und am Sonntag sind wir dann also zum Vater gefahren, und dann war die nächste Hiobsbotschaft, dass wir ihn nicht besuchen können, da er noch bewusstlos ist und an den Maschinen hängt und Gedächtnisverlust hat und uns wahrscheinlich gar nicht mehr erkennt. Der Arzt hat meinem

Bruder dann erklärt, dass sie die Blutung nicht rechtzeitig erkannt haben, und deshalb 2/3 des Gehirns unter Blut waren. Wenn sie das gleich am Samstag erkannt hätten, wäre das natürlich anders ausgegangen, aber so waren schon viele Zellen vom Gehirn zerstört. Na-ja, und so hat das dann eigentlich angefangen mit mir: Wohin? Die Familie war jetzt zerissen. Meine Schwester hat durch das Abbruchhaus jemand kennengelernt und ist dann zu dem gezogen, der Große war mit einer Frau zusammen und auch nicht mehr da. Und so hat mein kleiner Bruder dann gesagt: Dann wohn halt bei mir. Der hat nämlich eine kleine Gemeindewohnung im 3. Bezirk gehabt. Und das hab ich dann auch gemacht. Und von da an bin ich jeden Tag zu Fuß vom Dritten auf die Baumgartner Höhe gegangen, neun Monate lang. Mein Vater ist vom AKH ins Pflegeheim auf der Baumgartner Höhe überstellt worden, weil er bettpflichtig war, weil er sich irgendwann einmal alles rausgerissen hat und davongelaufen ist. Und da haben die im AKH gesagt, dass sie nicht länger die Haftung für ihn übernehmen können. Irgendetwas muss er sich aber doch gemerkt haben, weil er ist in Richtung Prater gegangen. Mein Onkel hat dort in der Nähe gewohnt und hat ihn gesehen, war sich aber nicht sicher. Er wollte ihm dann nachlaufen, hat ihn aber verloren, dürfte dann aber geistesgegenwärtig zur Polizei gegangen sein und dort gesagt haben, dass er ihn gesehen hat, er aber nicht unterwegs sein dürfte, weil er einen Gedächtnisverlust hat. Und so ist mein Vater also dann in das Pflegeheim gekommen, und ich hab in diesen ganzen neun Monaten bei meinem Bruder gewohnt.

BL: Hat Ihr Vater Sie erkannt?

R: Gekannt hat er nur meinen großen und meinen kleinen Bruder. Meine Schwester und mich nicht. Wie wir in das erste Mal besucht haben, da hat es mir den ersten Schock versetzt, weil ich war immer sein Liebling: „Wie stellt sich denn mein Sohn an? Weil er hat geglaubt, ich bin ein Arbeitskollege von meinem Bruder. Er hat zwanzig Jahre von seinem Gedächtnis verloren, und das ist genau die Zeit, wo meine Schwester und ich hingefallen sind. Er hat schon gewusst, dass er verheiratet ist, aber wir haben ihm von den Ärzten, aber nichts von der Mutter erzählen dürfen, damit er nicht wegen einem Schock noch schlechter beisammen ist. Und wie wir's ihm dann nach ca. einem halben Jahr gesagt haben, hat er eigentlich gar nicht reagiert. Ob er's im Unterbewusstsein mitgekriegt hat, weiß ich nicht. Durch den Unfall hat er ja auch schwere Medikamente gekriegt, weil er

seitdem auch Epilepsie hatte. Nach acht Monaten haben wir ihn immer am Wochenende nach Hause gekriegt, dann durfte er einmal eine Woche raus, und so ist es immer länger geworden. Ich war da allein mit dem Vater in der Wohnung, der kleine Bruder war eigentlich nur mehr bei der Freundin. Der Vater hat da nichts mehr getrunken, ich aber schon. Der Vater hat dann einen Hund gekriegt, damit er wieder eine Beschäftigung hat, und mit dem ist er dann fleißig gegangen, aber so hat er auch wieder zum Trankln angefangen. Vier Jahre später ist er dann gestorben, am 2. Jänner 1987, an einem natürlichen Tod. Er hat sich am Abend niedergelegt und ist am nächsten Tag nicht mehr aufgewacht.

Naja, und dann hat's halt wieder angefangen. Mein Bruder hat die Wohnung dann aufgegeben, wie der Vater gestorben ist. Mein Bruder wollte mir zwar die Wohnung geben, aber der Hausherr wollte das nicht, weil ich ihm zu laut war und immer angsoffen. Und dann hab ich mir also überlegt: Geh ich in die Meldemannstraße oder auf die Straße? Ich hab mich für die Meldemannstraße entschieden, aber das hast du nicht ausgehalten! Das war das ärgste Obdachlosenheim in Wien, das ich gesehen hab. Nur Fette [Betrunkene], zu zwanzigst in einem Schlafsaal, in der Früh raus und am Abend rein. Ich war eine Nacht drin, und ab dem nächsten Tag bin ich schon bei meiner Schwester eingezogen und hab da bei ihr am Boden geschlafen. Die hat zwar auch immer noch fleißig getrunken, aber eine eigene Wohnung mit ihrem Freund gehabt.

Durch Zufall bin ich dann auf's Sozialamt gegangen und dort hab ich gelesen, dass ein neues Obdachlosenheim in der Gänsbachergasse aufgemacht wird, und dass da Bewohner gesucht werden, da hab ich mich angemeldet. Und dann war das spruchreif, und dann bin ich nach drei Wochen dort eingezogen. Das Heim war ganz neu, und ich war einer der Ersten, die dort eingezogen sind. Da war ich dann drei Jahre, bis ich von der Volkshilfe eine betreute Wohnung bekommen habe. Die hatte ich ganz allein, ich wäre nie in eine WG gezogen. Die Auflage waren Arbeitssuche, kein Alkohol, aber ich hab mich nicht dran gehalten. Und dann hab ich nach einem Jahr die Auflage bekommen, einen Alkoholentzug zu machen. Deshalb bin ich dann auf die Baumgartner Höhe, aber wie ich mit dem Aufenthalt dort begonnen hab, ist nach einer Woche der Betreuer gekommen und hat gesagt, es tut ihm leid, aber er muss die Wohnung nehmen, weil die darf nicht länger als zwei Monate freistehen, und die Therapie dauert drei Monate. Die Miete ist zwar eh ge-

zahlt worden, aber er muss mich betreuen, und das geht dann nicht. Naja, den Entzug hab ich gemacht, aber wohin mit mir? - Und dann war der Kontakt mit der Caritas. Das war 1993. Ich bin dann direkt nach der Baumgartner Höhe ins Caritasheim in der Gfrornergasse. Das ist ein Heim für Therapiepatienten, das heißt, da wohnen hauptsächlich Leute, die eine Therapie haben, und da gibt's die Auflage 0,0 Promille. Ich hab eine gute Psychologin gehabt, die Frau Dr. Anderl, und die hat das alles so geregelt, dass ich direkt im Anschluss in die Gfrornergasse gekommen bin, also keine Straße, sonst wäre ich wahrscheinlich wieder voll abgesunken. Ich mein, getrunken hab ich eh gleich wieder, hab ich eh immer, aber das ist für Therapiepatienten, und manche haben Ausnahmen, die dürfen 0,8 Promille haben. Die werden dann aber gezwungen: Entweder Entzug oder du musst ausziehen, und das ist ein Zwang. Und bei mir kommt das gar nicht gut: Ich bin sowieso gegen Zwang. Ich hab eh oft debattiert mit dem Dr. Wetschka, der war dort Zivildienstler und dann Sozialarbeiter. Er hat immer gesagt, das ist kein Zwang, weil du die Wahl hast zwischen dem Alkohol und dem Wohnenbleiben. Aber ich sag, das ist ein Zwang, das ist auch heute noch mein Standpunkt. Wenn ich dort wohne, muss ich mich ihrer Hausordnung anpassen, und das ist für mich ein Zwang.

BL: Wie haben Sie sich dann entschieden?

R: Dass ich dort bleibe.

BL: Also Entzug?

R: Ja.

BL: Und sind Sie seitdem trocken?

R: Nein. Das war dann so, dass ich das erste Mal in der Zeit, 1995, bei der MA 48 war. Aber wenn ich getrunken hab, bin ich halt nicht rein gegangen. Das geht ja auch, weil ich Quartalstrinker bin. Bei der MA 48 hab ich dann meine Freundin kennengelernt, und am Wochenende hab ich immer bei ihr geschlafen und unter der Woche im Heim. Sie war 14 Jahre jünger als ich. Zwei Jahre hab ich das ausgehalten, sie war 17, ich 31. Sie hatte eine Krankheit, deshalb hat sie die Uhrzeit nicht gekannt, kein Zeitgefühl gehabt. Sobald ich mich einmal ein paar Minuten verspätet hab, hat sie gleich gefragt, umgekehrt hat sie mich oft eine halbe oder dreiviertel Stunde warten lassen. Ich bin normal überpünktlich.

Ich bin immer früher dort, wenn ich mir was ausmache. Naja, ich hab mich dann getrennt von ihr. Nach der MA 48 hab ich vor allem bei Leihfirmen gearbeitet, da hab ich Lagerarbeiten gemacht oder Bau, und dazu bin ich über die Zeitung gekommen. Das waren immer kurze Jobs, maximal 14 Tage, drei Wochen. Das war halt alles mühsam. Länger arbeiten hat man nicht ausgehalten, weil immer der Alkohol im Spiel war. Immer wenn ich besoffen war, wollt ich nicht aufstehen und hab mir gedacht: Scheiß drauf. Und damals war's ja noch relativ leicht, da hat es ja genügend Arbeit gegeben. Das war ja kein Problem.

Die Beziehung war also zu Ende, und ich hab am Nachmittag immer Zeit gehabt, und deshalb hab ich dann am Sonntag in der Gfrornergasse das Saftbeisl gemacht. Da hat's Kaffee gegeben und Limonaden usw. Und damals waren die Messen von der Caritas noch in den verschiedenen Caritasheimen. Im Frauenhaus, im Männerheim in der Van-der-Nüll-Gasse, das ist ja auch wieder so ein Zufall: Ich war dort im Kinderheim, im Gertrudenheim, und ein paar Jahre später war das dann das Obdachlosenheim. Da war ich schon in der Präkariumswohnung, die hab ich 1996 bekommen. Das war die zweite betreute Wohnung, die hab ich dann drei Jahre gehabt. Ich hab zwar da auch immer gsoffen, aber das wurde toleriert. Der Betreuer muss einmal in der Woche in die Wohnung kommen, hat aber einen Schlüssel und kann jederzeit rein. Du musst ihn alle zwei Wochen sehen, entweder du bei ihm oder er bei dir.

Naja, und jedenfalls steh ich an einem Sonntag an der Saftbar, kommt da so ein Wilder, mit Stirnband und in Jeans, sagt, er kriegt vier Kaffee, ein Packl Schnitten, und ich sag: Ja, ok, aber zahlen tust du's gleich, nicht dass du mir dann in Arsch gehst. Und da steht einer daneben und wie er gegangen ist, sagt er: Herst, wie redest du? Und ich sag: Na, wie soll ich schon reden mit einem Obdachlosen? Bestellen kann ich leicht, aber zahlen muss ich auch! Darauf sagt er: Geh, das ist doch der Pfarrer von der Caritas! Ich hab's nicht glauben können, weil ein Pfarrer schaut ja anders aus. Ich kenn sie nur mit dem Anzug und dem Kreuzerl um den Hals und ganz brav. Und der kommt da in der Jeans... Und ich sag: Na, das ist er sicher nicht, aber hoffentlich kommt er dann und zahlt, wie er's versprochen hat! Das ist kein Pfarrer, ich war in der Kindheit Ministrant, ich weiß, wie die ausschauen – so nicht! Und auf einmal kommt der daher mit dem Umhang! Da hab ich schön geschaut!

Nach der Messe ist er dann gekommen, und ich hab mich entschuldigt, aber ich war als Kind Ministrant, und so haben die Pfarrer nicht ausgeschaut. Da hat er gelacht, und so sind wir ins Reden gekommen. Er hat erzählt, dass er die Messen in Kürze zusammenlegt und am Schedifkaplatz für alle macht, weil es sich zeitlich nicht mehr anders ausgeht. Und seit dem September 1996 ist das jeden Sonntag dort. Seit 15 Jahren bin ich jetzt also dort. Er hat mir dann gesagt, ich soll mir das einmal anschauen, aber ich hab mir das nicht vorstellen können, ich wollte eigentlich nicht, weil ich hab mir gesagt, ich geh nie mehr in eine Kirche. Ich weiß, wie das war, wie ich ein Kind war: Wenn ich gehustet hab, haben mich die angeschaut, als würden sie mich umbringen. Jedenfalls hab ich's mir dann doch angeschaut, und hab nur so geschaut, wie ich gesehen hab, wie die dort herumhupfen, (lacht) dann geht auf einmal ein Hund an mir vorbei, naja, und dann hab ich zu ihm gesagt: Das hat mir sehr gut gefallen, und es kann sein, dass ich wieder komme, und er hat gesagt: Ja, komm. Ich war dann noch zwei- oder dreimal, und irgendwann hab ich ihm dann erzählt, dass ich als Kind Ministrant war, und er hat gemeint, wenn ich will, kann ich hier auch anfangen. (lacht) Na servus, wenn ich gewusst hätte, was da auf mich zukommt! Ok, mach ich einmal mit, hab ich gesagt. Ein Jahr war ich ca. dabei, dann ist er langsam gekommen und hat gesagt: Geh, kannst du das machen oder das? Währenddessen hab ich immer weiter gesoffen, nur am Samstag hab ich aufgehört, damit ich am Sonntag fit bin. Ich war nur ein einziges Mal am Sonntag fett. Da hab ich mit ihm gestritten, er hat aber gar nichts gesagt. Ich hab ihm den Schlüssel hingeworfen und bin gegangen. Vier Wochen war ich dann nicht da, aber sie sind dann wieder gekommen. Ich war da noch in der Präkariumswohnung, dort musste ich aber langsam raus, weil die eigentlich nur für ein Jahr, maximal eineinhalb Jahre vergeben wird. Mein Betreuer hat mich dann vorgeschlagen für eine Gemeindewohnung, aber damit hat er sich so lange Zeit gelassen, damit ich meine Schulden zurückzahlen kann. Die hatte ich durch Zeitschriften oder Versandhäuser. Da bin aber nicht ich schuld gewesen, das war von meiner Halbschwester. Ich habe ja zwei Halbschwestern gehabt von meinem Vater, die sind aber viel älter als ich. Eine ist schon gestorben, die andere lebt noch. Und bei der einen Schwester hab ich immer wieder geschlafen, wie ich auf der Straße war. Und die hat eine Linke mit mir gedreht und da Sachen auf meinen Namen bestellt. Und deshalb hat mein Betreuer gemeint, ich soll das halt zahlen, aber das dauert halt, wenn man nur die Arbeitslose hat. Jedenfalls

wollte ich nach ca. drei Jahren dann eigentlich schon in eine Gemeindewohnung. Und bei mir war das ja nicht schlecht, weil ich dann sogar schon was angespart gehabt habe, trotz der Schulden, weil ich hab im Haus mitgearbeitet und da so eine Art Taschengeld bekommen. Wie's der Zufall wollte – wieder einmal – ist einer gestorben, den ich recht gut gekannt habe. Der ist gestorben, wie ich noch in der Präkariumswohnung war. Ich hab also gehört, der ist gestorben, und hab gleich gefragt, was mit seiner Katze passiert. Allerdings sind in solchen Wohnungen Tiere eigentlich verboten, aber nachdem ich ja ein sehr ein braver Mensch bin (lächelt verschmitzt), haben die gemeint: Du bist eh nicht mehr lange da, dann kannst du dir die Katze nehmen. Dann bin ich mit der Hanni zum Tierschutzhaus gefahren, und die wollten dort tausend Schilling für die Katze. Und ich hab mich aufgeregt und gesagt, dass sie immer so jammern, dass es so viele Tiere ohne Zuhause gibt. Wie soll sich denn das ein Pensionist leisten? Naja, ich hab dann gesagt: Wissen Sie was, behalten Sie sich die Katze!, hab mich umgedreht und bin gegangen. Naja, wir sind auf jeden Fall gegangen... und dann hat sie mir der Pfarrer gekauft! Wir haben sie dann aus dem Tierschutzhaus geholt, ich hab sie nach Hause gebracht, aber sie hat nichts gefressen und sich nur versteckt! Ich war dann schon so angsoffen und verzweifelt, dass ich einen Freund angerufen habe, und der ist dann gekommen, hat die Katze eingefangen und ihr das Flohschutzband runter genommen, und dann war der Bann gebrochen. Sie ist zu mir gekommen, hat sich auf meinen Schoß gesetzt und mit mir geschmust. Ich hab die Katze dort noch ein halbes Jahr gehabt, und wie der Zufall so wollte, hat der Arturo von der Gfrornergasse den Mann betreut gehabt und bei Wiener Wohnen für mich interveniert und gefragt, ob ich die Wohnung nicht haben kann. Die haben aber gesagt, dass das nicht geht, das machen sie nicht, weil die erst geräumt und hergerichtet werden muss. Er hat aber blitzschnell reagiert und gesagt, dass sie sich da was ersparen würden, weil ich die Wohnung eh so nehmen würde, wie sie ist. Da hat die gemeint, wenn ich sie wirklich so nehmen würde, kann ich sie haben. Und ich war der Erste, der eine Gemeindewohnung so übernommen hat. Das war 1999. Sie ist nicht groß, aber für mich reicht's, ich bin eh nie daheim. Gearbeitet hab ich in der ganzen Zeit schwarz, irgendwelche Gelegenheitsjobs. Na, und so langsam bin ich dann ehrenamtlicher Mitarbeiter der Caritas geworden. Der Pfarrer hat mir halt mehr und mehr aufgehalst, erst Kleinigkeiten, und bald war ich schon Schlüsselmeister, weil der Christian so viel zu tun hat, dass er sich nicht um alles

kümmern kann. Am Sonntag, wenn er kommt, gibt er mir den Schlüssel, der ist aber sehr heikel, weil er alles sperrt, sogar das Pfarrbüro. Dann hab ich halt alles übernommen, jetzt bin ich halber Chef, z.B. Ministrantenchef. Die setzen sich aus allen Schichten zusammen. Zwei von den Ministranten sind eher schwierig, weil psychisch schwierig, viele Behinderte, Obdachlose, ehemalige Obdachlose und halt auch ganz normale Leute. Insgesamt sind wir 22, pro Messe etwa zehn. Zu Weihnachten und zu Ostern sind wir bei den Schulbrüdern im 15. Bezirk. Die Ostermesse ist besonders schön, weil es viel aufwändiger ist. Zu Weihnachten ist es ja nur ein Abend, da kommen wir hin, richten alles her, dann ist die Mette, und dann räumen wir wieder alles weg. Aber zu Ostern wird am Mittwoch schon der Saal geschmückt, Donnerstag sind wir im Saal, Freitag und Samstag sind wir in der Kirche, und am Sonntag um zehn am Abend ist dann die Messe. Und dann muss alles weg, da helfen aber alle zusammen.

BL: Auch Wohnungslose?

R: Ja, und auch ehemalige.

BL: Sind das doch so viele?

R: Jaja, rund die Hälfte der Kirche sind ehemalige Obdachlose. Die haben das fast alle mit Unterstützung der Caritas geschafft. Ich hab dann noch eine kurze Kur gemacht. Erst Kalksburg, zehn Tage, das hat aber nichts gebracht. Dann war ich in Ybbs, das wollte ich aber auch nicht, weil das dauert drei Monate, und so lange mag ich meine Katze nicht alleine lassen. Ich wollte das aber nicht. Was hab ich denn davon? Da fahr ich jedes Wochenende nach Hause, und da sauf ich dann erst wieder! Das muss vom Kopf ausgehen, sonst bringt das gar nichts. Bei meiner Schwester hat es 15 Jahre gehalten, und dann ist sie rückfällig geworden: zack – aus war's! Jetzt war sie wieder dreimal hintereinander in Ybbs.

BL: Was ist mit dem großen Bruder? Hat der das geschafft?

R: Nein. Der ist erschossen worden. Die Polizei hat ihn auf der Straße erschossen. Das war so: Mein Bruder war Alkoholiker, rauschgiftsüchtig, drogenabhängig. Vom Rauschgift ist er weggekommen, von Alkohol und Drogen nicht. Er hat eine kennengelernt, in die war er vernarrt, aber sie hat nichts wissen wollen von ihm, und er war eifersüchtig. Da war er

wieder einmal auf Drogen, da hat er gesagt, er will mit ihr eine Aussprache. Dann haben sie sich im Lokal getroffen, das war eh ihr Lokal, und da hat er ihr das Messer in den Bauch gestochen, weil sie gesagt hat, sie will nichts mehr von ihm. Und sie ist zusammengebrochen, und er hat geglaubt, sie ist tot und ist davon gerannt, und die Polizei hat ihn gestellt, von rechts und von links, und er hat nicht mehr auskönnen. Der Polizist hat gerufen, er soll das Messer wegwerfen, das hat er aber nicht gemacht, sondern hat eine Bewegung gemacht, weil er sich das Messer selbst in den Bauch stechen wollte, aber der Polizist hat geglaubt, er will auf ihn losgehen. Und da hat er geschossen. Eigentlich darf er ja nicht in die Brust schießen, sondern nur in Beine oder Arme, aber das war noch so ein Junger... kann vorkommen. Die Kugel hat ihn in die Brust getroffen, und während der OP ist er gestorben. Dann sind wir Geschwister verständigt worden und hingefahren, und ich hab natürlich gleich meine Pappn aufgerissen und hab gesagt: Gebt's mir gleich den Namen!, aber das haben die natürlich nicht gemacht wegen möglicher Racheakte.

BL: Wie war das sonst mit Gewalt in der Familie?

R: Jaaa! Ja, hat's schon gegeben. Die Mutter hat geschlagen, der Vater nicht. Es war abhängig von uns. Waren wir brav, war's ok, waren wir schlimm, hat sie den Gürtel hergenommen und uns durchgehaut! (Lacht) Wir waren schon Gfraster. Wir haben das Schuldenbücherl genommen und sind einkaufen gegangen und haben den halben Hof versorgt. Die Eltern haben untereinander auch gestritten, wenn sie zu viel gehabt haben. Nur der Vater hat der Mutter nie gscheit was tun können, aber sie hat ihn ordentlich gehaut und an den Haaren gerissen.

BL: Aber Ihr konntet die Gründe nachvollziehen als Kinder?

R: Ja, wir haben das akzeptiert.

BL: Wie war das mit Gewalt auf der Straße?

R: Uiii, das gibt's viel!

BL: Woher kommt das?

R: Naja, ganz einfach, weil jeder zuerst als erstes auf sich schaut. Sogar beim Essen musst du schauen, wenn du Pech hast, kriegst du nichts mehr. Aber hauptsächlich, wenn man alkoholisiert ist. Da gibt's irgendeinen Anlass, irgendeinen Blödsinn, und die Keilerei

[Schlägerei] geht los. Oder irgendeiner mischt sich ein, wo du sagst: Was hat der da zu reden?

BL: Ist das etwas, das ganz präsent ist auf der Straße?

R: Ja. Ich bin ja auch deswegen in den Häfen gegangen sechs Monate. Das war 1982, wie die Mutter noch gelebt hat. Wie wir auf der Straße waren. Wir sind da so gesessen, und ich hab mit irgendeinem wegen was ganz Belanglosem gestritten, und auf einmal spür ich das Messer zwischen den Rippen. Er hat ein Küchenmesser gehabt, und ich hab gesagt: Was willst du, ich geb dir eine auf die Pfeifn. Und wie der Zufall so wollte, hat sich auf einmal meine Mutter eingemischt, die wollte mir helfen, und ich hab meine Mutter erwischt, statt ihm. Sie ist so blöd gefallen, dass sie sich das Jochbein gebrochen hat, und sie sagt noch: Geh weg, geh weg!, aber ich wollte warten, bis die Rettung kommt, und dann ist die Polizei auch gleich gekommen, aber die haben keine Chance gehabt gegen mich, weil ich mich so gewehrt habe. Dem einen Polizisten hab ich eine gegen das Schienbein getreten, dem anderen hab ich eine ins Gesicht gehaut, dann bin ich auf das Autodach gesprungen und hab ihnen die beiden Blaulichter runtergetreten. Aber dann ist ein großer Wagen mit sechs weiteren Polizisten gekommen, und dann ist es gegangen klick-klick, und ich hab an den Händen und Füßen Achter [Handschellen] gehabt. Erst war ich in der Liesl [Gefangenenhaus] und am nächsten Tag gleich im Einser. Ich hab mir gedacht, ich geh eh gleich wieder heim. Ich hab ja nicht einmal mehr gscheit gewusst, was überhaupt genau war. Dann war vier Monate Untersuchungshaft und dann die Verhandlung. Da hatte ich das Glück, dass ich nur sechs Monate bekommen habe, obwohl die Anklageschrift drei bis sechs Jahre war. Weil es das erste und einzige Mal war. Vorstrafen hab ich genug gehabt, aber im Häfen war ich nie. Vorstrafen waren dreizehn. Alle wegen Raufereien oder Sachbeschädigung, weil wenn ich angesoffen war, hab ich mir immer eingebildet, ich bin klüger als die Polizei. Da hab ich z.B. einmal eine Fensterscheibe eingeschmissen – keine Auslage, weil das wäre ja Diebstahl -, und dann hab ich mich daneben hingestellt und gewartet, bis die Polizei kommt. Weil ich geglaubt hab, ich bin gscheiter wie die. Na-ja, und dann hab ich halt immer eine Geldstrafe bekommen und bin wieder heimgegangen. Aber ich hab nie gewusst, dass das auch eine Vorstrafe bringt. Und bei der letzten bin ich zu einer Richterin gekommen, und die hat mich gefragt, wie viele Vorstrafen ich

denn habe. Ich hab gesagt: Zwei oder drei. Und dann hat sie gefragt, was denn mit den anderen ist, und hat die ganze Liste vorgelesen. Ich hab gesagt, dass das keine Vorstrafen sind, weil ich davon ja auch gar nichts weiß. Aber sie hat gemeint, dass die daher kommen, weil ich meine Geldstrafen nicht gezahlt habe, und dann werden das eben Vorstrafen. Auf Bedingte sind das zusammen mindestens zwei Jahre, wenn sie noch einmal eine Scheibe einhauen, kommen wieder zwei Jahre dazu. Also rechnen Sie sich aus, was los ist, wenn Sie das wieder machen: Dann sind Sie vier Jahre im Gefängnis. Und das hat gewirkt! Seitdem hab ich nichts mehr gemacht. Das war 1994. Ich hab's mir tilgen lassen Anfang 2005, da müssen zehn Jahre vergangen sein. Ich hab zehn Jahre durchgehalten, sonst hätt ich vier Jahre geschnupft!

BL: Sie hatten also diese Kindheit mit den Eltern, die Alkoholiker waren und Gewalt und verschiedene andere sehr belastende Erlebnisse und Eindrücke, dann war ihr eigener Alkoholismus immer wieder mit Obdachlosigkeit und Gefängnisaufenthalt. – Woher kommt denn die Kraft zu sagen, ich will die vier Jahre nicht, und ich will eine eigene Wohnung, und ich will meine fixe Anstellung?

R: Das weiß ich nicht. Vom Hirn. Das muss vom Kopf ausgehen. Drum sag ich ja, es kann nur einer eine Therapie erfolgreich durchziehen, wenn er's auch wirklich selber will. Ich hab ja auch gesagt, ich geh auf keine Therapie mehr. Entweder es geht oder es geht nicht. Und dann hab ich eben mit dem Christian gesprochen, weil der ja gute Kontakte hat zu sämtlichen Einrichtungen, und dann hab ich ihm gesagt: Ich tät's schon noch einmal probieren, ich war ja nur dreimal auf Entzug, ich tät's schon noch einmal versuchen, aber ich geh sicher nicht mehr nach Ybbs oder auf die Baumgartner Höhe. Wenn, dann... weiß ich nicht, was ich mach... fress ich Antabus oder sonst was. Und dann hat er gesagt: Wir könnten noch eines probieren: Es gibt eine ambulante Therapie. Und die hat funktioniert. Er hat also einmal einen Termin ausgemacht mit dem Arzt und ist mit mir hingegangen. Zum Professor Lesch ins AKH, und einem von seinen Ärzten bin ich zugewiesen worden. Und der fragt dich, wie viel und wann und was du trinkst. Dann wirst du genau untersucht, und dann bekommst du deine Pulverln – was die genau bewirken, weiß ich nicht, da kenn ich mich nicht so genau aus. Ja, und dann gehst du jeden zweiten Tag hin zur Alko-Kontrolle und kriegst halt eine Therapie für vier Monate, die genau für dich gemacht

ist. Am Anfang hast du jede Woche ein psychologisches Gespräch, dann jede zweite Woche usw. Und dreimal war Blutabnahme, weil im Blut sieht man bis zu sechs Wochen den Alkohol. Dem Arzt ist es wichtiger, du sagst, dass du was getrunken hast, als du lügst ihn an, und er findet dann einen Restalkohol im Blut. Ja, und sechs Monate hab ich nichts getrunken. Dann aber schon wieder. Das war 2003. Ich hab gesagt, ich mag sicherheits- halber die Antabus. Da hat der Arzt gemeint, das ist gut und schön, aber die kriegen Sie nicht so ohne Weiteres, da muss man erst ein EKG machen, weil mit einem schwachen Herz bekommt man die nicht. Die Antabus hab ich ein halbes Jahr genommen, und dann war ich sooo stark und sooo gescheit – weil das, was da im Beipackzettel steht – ja nicht mit Alkohol einnehmen, weil das kann zum Tod führen –, ist eh alles für die Fische. Ich war halt der Gscheitere, und hab in der Früh das Antabus genommen und am Nachmittag dann ein Bier getrunken. Und da war nichts. Natürlich war das schnell weg, und ich hab ein zweites bestellt. Na, und ich mach einen Schluck, und auf einmal wird mir schlecht! Ich hab das halbe Bier stehen lassen, bin raus, in die Straßenbahn eingestiegen, hab die volle Panikattacke bekommen, musste sofort aussteigen, volle Schweißausbrüche, das Herz hab ich ihm Kopf hämmern gehört, schlecht war mir, wie nur was, am Klo bin ich gesessen, vorne Kotze, hinten das andere, beides gleichzeitig, und hab mir gedacht: Was mach ich jetzt? Ich krepier gleich! Also hab ich den Christian angerufen, und der hat nur gesagt: Naja, wennst jetzt noch nicht gestorben bist, passiert nichts mehr, wenn geht das gleich – zack. Und hat aufgelegt. (Denkt nach) Ich glaub, er war enttäuscht. Ich hab über- legt, was mach ich jetzt in meiner Panik? Hab also die Rettung angerufen und denen dann gesagt, was los ist, aber die haben das Antabus nicht einmal gekannt. Ich bin dann nach Lainz gebracht worden, und die Ärztin dort hat mir erst einmal was zum Beruhigen für den Körper gegeben. Und dann wollte sie, dass ich ein paar Tage bleib, aber am nächsten Morgen bin ich gegangen – ich hab ja schließlich eine Katze daheim, um die ich mich kümmern muss! Naja, also dann hab ich gewusst, wie das geht mit Alkohol und Antabus...

BL: Wie lange haben Sie das Antabus insgesamt genommen?

R: Ein halbes Jahr. Das hab ich dann noch eine Zeitlang weiter genommen. Ich hab ge- wusst, entweder lass ich das Antabus weg oder das Bier. Ich hab auch meinen Kollegen gesagt: Passt's auf, das dürft Ihr echt nicht gemeinsam nehmen! Das Antabus wirkt ja

noch vier Tage weiter im Körper, also Vorsicht! Weil das, was ich da in den drei, vier Stunden mitgemacht hab, das war die Hölle! Ich hab wirklich geglaubt, ich krepier. Die Rezepte sind ja meistens link, deshalb hab ich das überhaupt nicht ernst genommen, was da gestanden ist, aber bei den Pulvern... alle Achtung! Also ich hab dann aufgehört, und von dem Tag an wieder neu angefangen. Das war im April 2004, und von da bis zum 31. Dezember 2009 hab ich nichts getrunken. Zu Silvester hab ich drei Glasln Sekt getrunken, nur hab ich dann so Kopfweg bekommen, dass ich gleich wieder drauf gepiffen hab. Sechseinhalb Jahre nichts, und dann wieder drei Glasln Sekt. Ich weiß ja nicht einmal, warum ich's überhaupt getrunken hab! Na, der Christian hat gleich gemeint, wie ich ihm das erzählt habe: Ach so, dann fangen wir jetzt also wieder an mit dem Trinken... Und ich hab geantwortet: Nix da, wir fangen sicher nicht wieder an! Du immer mit deiner Schwarzmalerei! Er hat natürlich geglaubt, ich fang jetzt wieder an, und es geht dann wieder alles von vorne los.

BL: Gut, das ist auch sicher schwierig zu akzeptieren für jemanden, der so ein Naheverhältnis zu Ihnen hat. Da ist man sicher einfach hilflos als Außenstehender.

R: Ja, aber er hat sicher nicht gewusst, wie konsequent ich was durchziehen kann, wenn ich will. Weil er hat dann eh gesagt: Ich hätte nie geglaubt, dass du das so lange durchziehst.

BL: Das ist ja auch wirklich eine beachtliche Leistung! Auch mit der Arbeit – Sie haben ja tatsächlich nie eine wirklich lange Zeit durchgearbeitet, das längste waren zehn Monate. Und jetzt geht das seit drei Jahren in einem durch, und im April werden Sie fix angestellt. Es ist ja etwas Anderes, ob man mit zwanzig beginnt, verlässlich und regelmäßig zu arbeiten oder mit Ende vierzig.

R: Ich hab gesagt, ich zieh's durch, aber das geht natürlich auch nur, wenn die Gemeinde will. Wenn du da einem nicht passt, kannst du auch schnell wieder weg sein. Also selbst wenn sie mir jetzt den Vertrag geben, kann das jederzeit wieder vorbei sein. Da brauchst du nur auf der Straße jemandem nicht zu Gesicht stehen, der ruft an und beschwert sich, dass irgendwo Dreck liegt oder so. Aber so, wenn du deine Arbeit machst, wenn sie dich arbeiten sehen, dann müsste es eigentlich gehen. Aber es ist natürlich eine Sisyphos-

Arbeit: Du machst die Straße sauber, drehst dich um, und schon schaut's schon wieder aus, weil die Leute einfach alles fallen lassen. Der Mensch ist einfach die größte Drecksau.

BL: Wie haben Sie den Job denn bekommen?

R: Durch meine Schwester, die arbeitet auch bei der MA 48, aber nur mehr bis April, weil dann beenden sie krankheitshalber – sie hatte Kehlkopfkrebs, und weil sie seit der Operation keine Lymphdrüsen mehr hat, fängt sie natürlich alles ein, was da auf der Straße so herumschwirrt – das Dienstverhältnis einvernehmlich. Sie hat das Wetter nicht mehr ausgehalten. Sie ist eine Woche in zwei Wochen krank. Dann geht sie stempeln und nach einem halben Jahr oder so wird sie wahrscheinlich wieder beim Magistrat anfangen. Und durch den Hermann, den Tierombudsmann, den kenn ich auch aus der Kirche.

BL: Das kann man ja nur schaffen, wenn man's wirklich will.

R: Ja, das muss von dir kommen, vom Kopf. Anders schaffst du's nicht. Aber man braucht trotzdem Unterstützung, allein schafft man's nicht. Und die Unterstützung war die Caritas. Drum hab ich auch gesagt, ich werde der Caritas immer helfen. Für meine Tätigkeiten bekomme ich ja nichts. Ich werde geführt als ehrenamtlicher Mitarbeiter der Caritas, und das seit 15 Jahren. Ich bin ja vielleicht kein Gscheiter...

BL: (Lacht) Oh doch!! Sie sind ein Schlauer – ganz eindeutig!

R: ... (Lacht) Neinnein, aber ich glaub halt, wenn du was machen möchtest, musst du's mit dem Kopf machen, es hilft dir ja keine Therapie und nichts, wenn du nicht dazu bereit bist. Wir haben z.B. in der Gemeinde Klienten, die schon vierzig Mal auf Therapie waren. Aber ich finde, das ist wieder ungerecht den anderen gegenüber, die vielleicht zwei oder drei Therapien gehabt haben, aber jetzt keinen Platz kriegen, weil ihnen der den Platz wegnimmt. Wenn ich in der Krankenkasse was zu reden hätte, würde ich sagen: Herr So-wieso, jetzt nicht mehr! Kommen's in zwei oder drei Jahren wieder. – Weil der fährt auf Therapie nach Ybbs nur zum Aufpapperln, und am ersten Tag, wo der daheim ist, hat der schon wieder seine Biere. Na bitte, was hat mir das dann gebracht?

BL: Was denken Sie denn über die anderen Wohnungslosen, wenn Sie die jetzt in der Messe sehen jeden Sonntag?

R: Eigentlich nix, ich denk mir, so war ich einmal! Es gibt ja zwei Kategorien: Die, die unter Anführungszeichen obdachlos sind, und die, die wirklich obdachlos sind. Weil das eine sind die, die einen Haufen Schulden haben, und wenn sich die irgendwo eine Existenz aufbauen würden, würden sie sofort gepfändet werden, und die anderen sind die, die gar nicht mehr wollen. Es gibt ja genug Möglichkeiten, es gibt genügend Heime. Nur können die nicht mehr in einem Heim leben, die sind das nicht gewohnt. Wir haben einen gehabt, der hat gewohnt im Heim, aber nach drei Wochen hat er seinen Schlafsack genommen und ist zurück auf die Donauinsel gegangen, weil er's nicht mehr ausgehalten hat.

BL: Haben Sie Freunde unter den Wohnungslosen?

R: Ja, einige. Mit einigen bin ich oft in Kontakt. Wir unternehmen auch viel gemeinsam, z.B. Radausflüge, jedes Jahr sechs, die dauern einen Tag. Eine Zeitlang haben sie auch zwei Tage gedauert, aber das haben wir dann aufgehört, weil das war schwierig mit dem Alkohol. Da fehlt dann die Kondition. Und dann hab ich einmal Krämpfe gehabt und schlecht war mir, weil ich am Vortag gesoffen hab, und dann bin ich beim Radln eingegangen. Das war ein Zwei-Tages-Ausflug. Am zweiten Tag setz ich mich auf's Radl, und die Krämpfe haben gleich wieder angefangen. Und was hab ich gehört. Du hast ja keine Kondition! Privat treffen wir uns aber eigentlich nicht, sondern immer im Rahmen der Caritas. Und der Christian hat mir dann gesagt, dass die anderen die Kondition schon haben und deshalb durchgehalten haben. Und der hat mich dann so heiß [ärgerlich] gemacht, dass ich gesagt hab: Weißt du was, du mit deiner Partie kannst bis nach Krems fahren, das ist mir wurscht. Ich fahr mit dem Radl bis nach Altenburg und bin gefahren – beinhart, 125 km, in einem Tag. Er hat mich ja heraus gefordert, aber da hat er nicht damit gerechnet, dass ich so reagiert. Erst war er baff, aber dann war's ihm wurscht – und mir auch. Mittlerweile weiß er aber, er kann mich nicht mehr häkeln, weil ich zieh das beinhart durch!

BL: (Lacht) Ein bissl ein Sturschädel sind sie schon, oder?

R: (Lächelt) Stur und gerecht, find ich. Wenn ich was möchte, will ich's auch durchziehen. Eigensinnig ist vielleicht besser. Auf gewisse Sachen bin ich sehr bezogen, wenn das nicht geht, dann geht's nicht, und dann lass mich anglahnt [in Ruhe]. Wenn ich glaub, dass etwas ungerecht ist, z.B. hat der Christian eine Wohngemeinschaft, mit der macht er jede Woche was. Aber die anderen... Die nutzen das aber aus, die Fünf. Das gibt's aber in ganz

Wien in keiner WG, dass die so viel unternehmen. Die gehen jede Woche kegeln oder ins Kino oder ins Theater. Aber wer zahlt das? Wahrscheinlich kommt das von Spenden. Aber dass er einmal mit anderen was macht – nicht mit mir, mit mir hat er eh immer viel gemacht, da darf ich mich nicht beschweren –, aber dass er einmal etwas mit anderen unternimmt, das kommt selten vor. Nur darfst du ihm da ja nichts sagen, und schon gar nichts gegen die WG, weil da geht er sofort in die Höhe. Einmal haben wir Karten gespielt, Jolly zu sechst, und dann kam ein Anruf, dass die Katze der WG auf den Polster gespießen hat. Und ich konnte natürlich nicht meinen Mund halten und hab gespottet, dass sie gleich hinüberfahren müssen, um den Polster frisch zu überziehen, weil das können die ja nicht allein machen und nicht schlafen lassen, und da war der Christian gleich einschnappt. Also wenn fünf gstandene [erwachsene] Mannsbilder nicht einen Kopfpolster überziehen können ohne Hilfe, dann weiß ich nicht! Da geht's um die Gerechtigkeit! Es dreht sich halt immer alles um die WG, die werden immer bevorzugt.

Beim Theater ist es genauso. Da war ich zehn Jahre dabei als Lichttechniker, aber neben dem Arbeiten geht das nicht, da kann ich das nicht verlässlich einhalten. Und dann hab ich gesagt: Die Arbeit ist mir wichtiger, also hör ich halt auf mit dem Theater. Aber ich war vom ersten Tag an dabei. Ich hab zum Schluss 28 Scheinwerfer gehabt, und die musst du mit dem Mischpult koordinieren. Aber ich war da Fanatiker, da muss pünktlich und ordentlich gearbeitet werden.

Naja, aber die Zeit der Obdachlosigkeit war irgendwie interessant für mich. Mir hat's gefallen – im Nachhinein. Wenn man drinnen ist, kann man's sicher nicht genießen, aber im Nachhinein war's nett, weil wir waren ja doch immer unsere Partie, da hat's einen Zusammenhalt gegeben. Nach der Familie waren wir ja auch elf, und wir haben unser eigenes Abbruchhaus im 10. Bezirk gehabt, da durfte auch kein anderer rein. Da hat auch die Polizei drauf geschaut. Natürlich hat's da auch Raufereien gegeben, aber man hat auch was lernen können, also z.B. wie man überlebt. Wir haben nix gehabt zum Rauchen, aber wir waren ja nicht deppert, also sind wir in der Nacht zu zweit über den ganzen Ring gegangen, auf der einen Seite rauf, auf der anderen runter, der Vater und ich, und haben alle Tschick [Zigaretten] gesammelt. Und die haben wir dann alle aufgemacht, den Tabak gesammelt und frische Zigaretten gedreht. Du wirst Überlebenskünstler. Und so haben

wir für die ganze Woche genug Tschick für alle gehabt. Oder du gehst in die Mistkübel stierln und holst Altmetall raus oder Kabel. Die schneidest du dann auf und holst den Kupferdraht raus. Dann sitzt du den ganzen Tag und schneidest die Kabel auf und trinkst deine Bier dazu. Das kannst du dann alles verkaufen.

BL: Wird man auch dankbarer, wenn man da wieder raus kommt? Wird man bewusster?

R: Ja, schon! Ich war jung, da fällt der Ausstieg leichter, es waren ja nur vier oder fünf Jahre. Wenn du älter bist und länger dabei, weiß ich gar nicht, ob man überhaupt noch die Kraft hat. So, wie wir das eh schon gesagt haben: Die einen schaffen's einfach nicht. Nur ewig im Heim kannst auch nicht leben. Es gibt aber solche, die wollen das. Aber wenn man in ein Heim geht, hat man ja auch die Auflagen, und das ist ungerecht. Es soll schon Konsequenzen geben, aber nicht die, dass die Leute wieder zurück auf die Straße geben. Dann muss man sie halt zu Arbeiten einteilen, zum Putzen. Da sollte es Abstufungen geben. In der Gfrornergasse musstest du 0,0 Promille haben, sonst konntest du nicht rein. Hast du das nicht geschafft, musstest du beim ersten Mal für eine Nacht auf die Straße, beim zweiten Mal eine Woche, und beim dritten Mal war Auszug auf dem Programm. Darauf kann man sich aber einstellen. Deshalb machen ja auch viele die Therapie, dass sie nicht wieder auf die Straße müssen. Da waren sie drei Monate auf Therapie, und dann war er wieder ein paar Wochen im Heim. Aber so züchtet man sich die Therapiepatienten, die bis zu dreißig Mal Therapie machen. Das kostet ja jedes Mal einen Haufen Geld! Wenn ich schon dreißig Mal auf Therapie bin, – ob ich dann sterbe mit 50 oder 48, ist dann auch schon wurscht. Und ein anderer, der noch nie auf Therapie war, muss warten, weil kein Platz frei ist. Aber wenn einer die Auflage hat, er muss vier Monate trocken sein, das schafft er vielleicht ein Monat, und dann ist er eh schon gut! Die in Ybbs freuen sich aber natürlich, weil das sind ihre Patienten, die kennen sie schon. Ich hab einen gesehen, der hat beim Auszug gesagt: Reserviert's mir ein Bett für nächsten Juni, da komm ich wieder. Das kann's ja nicht sein!

BL: Ich glaube, wir haben jetzt alle wichtigen Fragen besprochen. Ich danke Ihnen sehr für dieses ausgesprochen informative, aber auch vergnügliche Interview!

R: Ja, es hat mir auch gefallen. Ist eh gut, wenn man über alles nachdenkt und redet, da kommt man unter normalen Umständen eh nie dazu. Und wenn's möglich ist, würde ich das Ganze dann gerne einmal lesen.

BL: Das wird sich sicher machen lassen!

4.3.2.1. Diskussion

Das Gespräch mit Rudi, findet am 24.03.2010 von 17.00 bis 19.45 Uhr in einem Lokal im 10. Bezirk statt und dauert drei Stunden. Rudi ist ein kleiner, quirliger Mann, ordentlich gekleidet, hat einige alte Narben im Gesicht, eine schiefe Nase, die offensichtlich zumindest einmal gebrochen war, und hinkt leicht. Er ist freundlich, erzählt von sich aus strukturiert und auch ziemlich reflektiert, sodass das Interview kaum durch Zwischenfragen unterbrochen werden muss. Im Laufe des Gespräches gewinnt er mehr und mehr durch seinen Charme und das, was in Wien gerne als typischer *Schmäh* bezeichnet wird. Zu keinem Zeitpunkt erweckt er den Anschein, dass seine Aussagen geschönt sein könnten, oder er sich in ein besonderes Licht stellen möchte, so spricht er von sich ganz klar als „Quartalsäuer“ oder erzählt, wie er sich ungewollt fast umbringt, weil er – trotz deutlicher Warnung – ein Medikament gemeinsam mit Alkohol einnimmt, denn „Ich war halt der Gscheitere“. Seine Eltern beschreibt er liebevoll, obwohl er den Grundstein für seinen Alkoholismus und die daraus resultierende Wohnungslosigkeit in seinem Elternhaus sieht, weil „bei uns war's ja schon durch die Eltern. Beide waren Alkoholiker. Wir sind aufgewachsen mit dem Alkohol“. Die Eltern sterben in den 1980er Jahren. Seine Kindheit kommentiert Rudi – trotz der Eltern, die Alkoholiker waren, und obwohl er selber mit sieben Jahren zu trinken beginnt und mit acht die erste Zigarette raucht - mit folgenden Worten: „Aber für mich war's trotzdem eine schöne Kindheit“. Fragt man Rudi nach Gewalt in der Familie, antwortet er: „Jaaa! Ja, hat's schon gegeben. Die Mutter hat geschlagen, der Vater nicht. Es war abhängig von uns. Waren wir brav, war's ok, waren wir schlimm, hat sie den Gürtel hergenommen und uns durchgehaut“. Auch zwischen den Eltern kam es regelmäßig zu Übergriffen: „Die Eltern haben untereinander auch gestrit-

ten, wenn sie zu viel gehabt haben. (...) sie hat ihn ordentlich gehaut und an den Haaren gerissen“. Gewalt ist ein Thema, das ihn auch auf der Straße begleitet hat: „Uiii, das gibt’s viel!“ In der Zeit seiner Wohnungslosigkeit häufen sich Vorstrafen an, die letztlich in einer mehrmonatigen Freiheitsstrafe enden. Seit 2005, als er alle Eintragungen löschen ließ, ist das Kapitel „Kriminalität“ aber für ihn vorüber. Rudi ist das dritte von vier Kindern, sein jüngerer Bruder „hat ja nicht so viel Kontakt zu den Eltern gehabt, weil der hat einen Beruf gehabt und eine Freundin und eine Wohnung, der war ja nie auf der Straße, der war immer der, der uns alle rausgerissen hat, wenn wir Probleme gehabt haben“. Sein ältester Bruder, der über Jahre gemeinsam mit dem Rest der Familie auf der Straße wohnt, wird von der Polizei erschossen, zur Schwester hat er – auch durch den gemeinsamen Dienstgeber, die MA 48 – regelmäßig Kontakt. Wenn er Trauriges erzählt, wie den Tod seiner nächsten Familienangehörigen oder andere besonders belastende Situationen in seinem Leben, senkt er die Stimme und ist offensichtlich bemüht, sich nicht allzu viel von seinen Gemütsregungen anmerken zu lassen. Während des gesamten Gesprächs trinkt er einen gespritzten großen Almdudler und raucht mehrere Zigaretten. Darauf angesprochen, woher er die Kraft nehme, trotz seiner Lebensgeschichte seit vielen Jahren ein geregeltes Leben zu führen, antwortet er: „Das muss vom Kopf ausgehen. Drum sag ich ja, es kann nur einer eine Therapie erfolgreich durchziehen, wenn er’s auch wirklich selber will“. Als ganz wesentliche Unterstützung auf seinem langen Weg zur Eigenständigkeit führt Rudi die Caritas an „(...) man braucht trotzdem Unterstützung, allein schafft man’s nicht. Und die Unterstützung war die Caritas. Drum hab ich auch gesagt, ich werde der Caritas immer helfen“. Seine Dankbarkeit dafür bringt er seit über 15 Jahren als ehrenamtlicher Mitarbeiter der Caritas zum Ausdruck, indem er als Oberministrant und „Mädchen-für-Alles“ die sonntäglichen Messen für Wohnungslose am Schedifkaplatz mitbetreut.

Rudi spricht über andere Wohnungslose respektvoll und meint auf die Frage, was er über sie denkt: „Eigentlich nix, ich denk mir, so war ich einmal!“, mit Ausnahme derer, die wiederholt Therapien machen, ohne diese ernst zu nehmen: „Wir haben z.B. in der Gemeinde Klienten, die schon vierzig Mal auf Therapie waren. Aber ich finde, das ist wieder ungerecht den anderen gegenüber, die vielleicht zwei oder drei Therapien gehabt haben, aber jetzt keinen Platz kriegen, weil ihnen der den Platz wegnimmt“. Wenn er von Wohngemeinschaften berichtet, und wie sehr sich deren Bewohner auf ihre Betreuer verlassen,

wirkt er aber doch etwas eifersüchtig: „Da geht’s um die Gerechtigkeit! Es dreht sich halt immer alles um die WG, die werden immer bevorzugt“.

Selbst seinem Leben auf der Straße kann Rudi – zumindest retrospektiv – etwas Positives abgewinnen: „(...) die Zeit der Obdachlosigkeit war irgendwie interessant für mich. Mir hat’s gefallen – im Nachhinein. Wenn man drinnen ist, kann man’s sicher nicht genießen, aber im Nachhinein war’s nett, (...) da hat’s einen Zusammenhalt gegeben“, und „man hat auch was lernen können, also z.B. wie man überlebt“. Seine Zukunft scheint Rudi im Griff zu haben: Er ist seit siebeneinhalb Jahren trocken, arbeitet als Saisonarbeiter bei der MA 48 als Straßenkehrer, wurde da bereits dreimal verlängert und wurde mit 1. April 2011 in ein unbefristetes Dienstverhältnis überstellt. Für sein Leben kann er also aus eigenen Mitteln aufkommen, er bezahlt alle Fixkosten aus seinem Verdienst und kann sogar einen Teil seines Einkommens zur Seite legen.

Rudi scheint es also ‚geschafft‘ zu haben, in Anbetracht seines Lebensweges eine Leistung, die nicht genügend gewürdigt werden kann, – und man freut sich ehrlich mit ihm darüber. Seine Bereitschaft, ungeschönt und detailreich über sein Leben Auskunft zu geben, hilft bei der Be- und Erarbeitung der Forschungsfragen sehr.

4.3.3. Jenny, 22

J: Ich weiß jetzt nicht, was Sie da genau hören wollen. Weil ich hab das noch nie gemacht, ich kenn mich nicht aus. Dass sich jemand für das, was ich sage, interessiert. Deshalb hab ich mir das schon lange abgewöhnt, dass ich was sage. Ich mach das, was ich tun muss, was im Moment halt gerade nötig ist, mehr geht eh nicht. Wahrscheinlich klingt das jetzt irgendwie komisch für Sie, aber so ist das halt, so seh ich das. Reden macht nichts besser.

BL: Mich interessiert sehr, was Sie mir erzählen. Aber Sie wissen, dass Sie nur zu erzählen brauchen, wovon Sie berichten wollen. Ich möchte nicht, dass Sie sich zu etwas gezwungen fühlen.

J: Neinnein, das ist eh kein Problem. Wo soll ich anfangen?

BL: Vielleicht beginnen wir ganz vorne, am Beginn Ihres Lebens? Das würde mir helfen, die Dinge besser zu verstehen. Wie sind Sie aufgewachsen, haben Sie Geschwister, wie war es daheim?

J: (lacht bitter) Na, da fängt es schon an! Ein Daheim in dem Sinn hab ich ja nicht gehabt. Meine Mutter hab ich schon gekannt, die ist aber dann bald gestorben, die war krank. Aber ich weiß nicht genau, was sie eigentlich gehabt hat. Genau weiß ich das nicht, aber ich war so ungefähr acht. Irgendwann in der Volksschule. Ich war da ja schon bei den Pflegeeltern, weil meine Mutter hat mich zwei Wochen nach der Geburt weggegeben, weil sie das mit mir nicht geschafft hat. Da waren ja auch noch die anderen Kinder, ältere Geschwister, aber die hat sie dann auch alle weggeben. Wir waren alle keine Wunschkin-der... (Denkt nach) Nein, sicher nicht, eher Unwunschkinder. Ich glaub nicht, dass sie ei-nen von uns haben wollte. (Pause) Aber vielleicht tu ich ihr da auch Unrecht. Vielleicht hat sie's nur einfach nicht geschafft. (Pause) Ich hab sie jedenfalls kaum gekannt. Wie ich im Heim war, nach der ersten Pflegefamilie, da hat sie mich zwei- oder dreimal besucht. Das war ein ganz komisches Gefühl. Ich wollte, dass sie mit mir spielt oder mich umarmt, oder was eine Mutter halt so macht, ich weiß ja nicht. Aber sie ist immer nur so dageses-sen, und ich glaube, sie wollte einfach nur weg. (Pause, lacht wieder bitter) Naja, das hat sie ja gut können... (Pause)

BL: Sind Sie im Heim geblieben?

J: Ein bissl mehr als ein Jahr. Dort war es eigentlich ganz leinwand [gut]. Da war immer jemand da, es hat frisches Gewand gegeben und was zum Essen, was Warmes, und was zum Spielen. Nur die meisten Kinder waren deppert. Die Erzieher waren eigentlich auch recht ok, es hat schlimmere Zeiten gegeben. (Pause) Naja, und dann bin ich wieder in Pflegefamilien gewesen, aber da hat es immer Schwierigkeiten gegeben. Entweder mit den anderen Pflegekindern, aber am schlimmsten war es, wenn die Pflegeeltern eigene Kinder gehabt haben, die haben sich immer wichtigmachen müssen, das war echt nicht leinwand. Einmal hat mich die Fürsorge geholt aus einer Familie, weil die wollten nur das Geld haben, und die haben dir immer nur Watschen gegeben und dich hart bestraft, wenn das Bett nicht ordentlich gemacht war oder in der Schule schlechte Noten oder so. Aber Sie haben keine Ahnung, wie es da zugehen muss, damit die Fürsorge Pflegeeltern

die Pflegekinder wegnimmt, da muss es schon echt arg zugehen, das kann sich keiner vorstellen, was da passiert ist, und meistens ist ihnen das eh wurscht! Wie ein Putzvetzen wirst da behandelt. Echt, da bist das Letzte. (Pause) Und dann, mit Zehn, bin ich in eine Familie gekommen, die war urleinwand. Da hat sich jemand interessiert, ob es mir gutgeht, und was ich wirklich brauche. Die Pflegemutter hat uns am Abend immer eine Geschichte vorgelesen und sich gekümmert, wie ich einmal krank war mit Grippe und so. Das war am Anfang irgendwie komisch, aber dann sehr schnell hab ich mich daran gewöhnt, und dann war ich gerne dort. (Pause) Dort war ich eigentlich nicht traurig, sonst hab ich mich ja immer geschämt, weil ich gemerkt habe, dass ich irgendwie kein echtes Kind bin, und das haben mir die Anderen ja auch immer gesagt: „Du bist eh nur ein Bankert, du bist nichts wert!“ oder „Sei froh, dass wir dich aufgenommen haben, dich würd sonst eh keiner wollen!“ usw. Und da schaltest dann halt ab, damit man das gar nicht mehr hört. Aber bei der Familie, da hab ich mich wohlgefühlt. Zum ersten Mal. (Pause, seufzt) Naja, ist auch vorbei, wurscht.

BL: Wie lange waren Sie in dieser Familie?

J: Na, bis sie krank geworden ist. Die hat dann irgendwann Krebs gekriegt und hat nur mehr das Notwendigste machen können, und dann bin ich halt von dort weggekommen. Wieder ins Heim, aber in ein anderes. Aber nicht lange. Dann war ich in einer anderen Familie. (Pause, überlegt) Dort war ich am längsten. (Leise) Leider... (Lange Pause)

BL: Wieso leider? War es da noch schlimmer als in den Pflegefamilien, die sie schon kannten?

J: (Macht eine wegwerfende Handbewegung, dann aufgebracht) Scheißegal. Das glaubt dir eh keiner! Hat gar keinen Sinn. Weil die Pflegeeltern, das sind ja immer die Guten, die Leinwanden, denen glauben sie alles. Was ich red oder die Anderen, das ist wurscht, da hört dir keiner zu. Und wozu auch, ändert ja nichts. (Längere Pause, dazwischen immer wieder kurze Schlucke aus der Dose, dann zur Interviewerin gewandt) Interessiert Sie das wirklich? Ich mein, ich kann Ihnen da nichts Schönes erzählen eigentlich, aber so war das.

BL: Ja, aber es berührt mich, weil ich aus dem höre, was sie berichten, dass es wohl keine unbeschwerte Kindheit war, wie es eigentlich sein sollte. Möchten Sie weitererzählen, oder sollen wir eine Pause machen?

J: Geht schon, Sie sagen halt: Halt, wenn's reicht.

BL: Das wird ziemlich sicher nicht passieren.

J: Naja, weil es geht ja um Obdachlosigkeit. Und das war dann bei mir, weil ich von der Familie dann weggerannt bin, da war ich 15. Also beim ersten Mal. Die haben mich ja dann suchen lassen, und die Polizei hat mich bei Freunden gefunden, und wieder zurückgebracht. Obwohl ich geheult und gebettelt hab, weil ich lieber irgendwo anders hin wollte, ins Heim oder auf die Straße oder irgendwo hin. Und da war so eine von der Fürsorge, die hat mich gefragt und so depperte Fragen gestellt, aber ich wollt nichts sagen, weil das hat je eh keinen Sinn. Und wie ich dann wieder zurück war, hab ich natürlich Strafen gekriegt, das war im Winter, und ich hab in der Unterwäsche draußen stehen müssen für eine lange Zeit. Schnee war eh keiner, aber kalt war's halt. Und da hab ich mir dann schon gedacht, ich bin ein Sautrottler, weil das hätt ich mir sparen können. Aber wie ich weggerannt bin, hab ich mir ja gedacht, das ist für immer, und ich seh die nie wieder, aber da hab ich mich halt getäuscht. Und meine Füße waren schon ganz steif. Bis ich wieder rein hab können, hab ich die dann gar nicht mehr gespürt. (Pause, öffnet die nächste Bierdose) Ja, so war das, und die nächste Zeit ist es dann halt immer so weiter gegangen, viele Schläge und Psychoterror: eingesperrt im dunklen Badezimmer die ganze Nacht, oder nicht auf's Klo gehen dürfen, und wenn man sich dann anpischt, wieder Schläge, und das dann mit kaltem Wasser auswaschen und nass wieder anziehen und so andere Späße. (Pause, Bier). Ja, und dann hab ich's halt nicht mehr ausgehalten und bin nach ein paar Monaten wieder ausgerissen. Nur weg! Alles andere war nicht so wichtig. Mir hat's nur leid getan wegen dem Hund, das war der einzig Nette dort, aber der kann dir ja auch nicht helfen. Die Anderen hätten von mir aus krepieren können! (Längere Pause)

BL: Wo sind Sie dann hin? Hatten Sie irgendeine Adresse oder einen Zufluchtsort?

J: Ja, das war nicht so einfach, weil zuerst wollte ich's nach der ersten Erfahrung ja nicht mehr probieren. Das war dann noch viel schlimmer alles danach, da hab ich dann irgend-

wie den Horror vorm Wegrennen gehabt. (Pause) Am Anfang bin ich nur so auf der Straße herumgerannt und war im Prater und so, weil da hab ich zugeschaut bei den Hochschaubahnen und so, das hat mir irgendwie getaugt [gefallen]. Und da hab ich dann halt auch Leute kennengelernt, und die waren auch auf der Straße. Und mit denen bin ich herumgezogen. Aber man hat dann ja auch Hunger, und immer kannst ja nicht leben von dem, was die Leute bei den Würstelständen und beim McDonald's liegen lassen. Da wird man schon auch irgendwie satt, aber wirklich lustig ist das nicht. (Pause) Da kommst dir schon vor wie... ein Mensch dritter Klasse, wenn du da die anderen, denen es gutgeht, beobachtest und hoffst, dass sie was von ihrer Wurst stehenlassen, damit du's dir holen kannst. Das ist nicht schön. (Pause, Bier) Und die deppaten Verkäufer stampfern dich dann weg und schimpfen dich noch, die Trottel. Und selber hauen sie sich die Wampe [Bauch] voll... Na, wurscht.

BL: Wo haben Sie in dieser Zeit geschlafen?

J: Na, das war so ein Problem, weil ich hab ja immer aufpassen müssen, dass mich die Polizei nicht erwischt. Weil die hätten mich ja gleich wieder zurückgebracht, und das war das Letzte, was ich wollte (schüttelt heftig den Kopf). Na, echt nicht! Wirklich nicht! Nicht mehr dorthin zurück... Das war das Wichtigste, da hab ich auch alles andere in Kauf genommen dafür. Naja, und da hab ich mich halt immer verstecken müssen und immer Angst gehabt, dass sie mich erwischen. (Lacht) Manchmal war's eh ziemlich eng, aber es ist sich immer irgendwie ausgegangen. Jedenfalls am Anfang, da war Sommer, hab ich meistens auf der Donauinsel oder in der Lobau geschlafen, weil da gibt's viele Stellen, wo kein Mensch nachschaut. Da kann man sich ins Gebüsch legen, und das geht dann eh. Arsch ist es halt, wenn's regnet, aber dann ist man halt nass, - trocknet eh wieder. Und geschissen ist es auch, wenn du krank bist oder was zum Drücken brauchst, und nichts geht. (Pause)

BL: Das heißt, Sie haben irgendwann angefangen mit Drogen?

J: Ja, sicher, auf der Straße geht das recht schnell. Weil da lernst irgendwelche Leute kennen, und die sagen dann: „Probier das!“, und... naja. Am Anfang glaubst ja, das geht eh alles, aber das geht schnell. - Dass es nämlich nicht mehr geht. Aber dann ist es eh schon zu spät. Und dann fangt die Hölle erst an. Dann musst anschaffen gehen, dass du was zum

Drücken hast. (Pause, mehrmals Bier) Ja, und im Winter hab ich halt in Häusern, die leer waren, geschlafen oder auf Baustellen, weil da ist ja in der Nacht niemand. Da musst nur aufpassen, dass du rechtzeitig aufstehst, bevor die kommen, weil sonst wird's eng. Und dann hab ich eh schon meine Leute gehabt, und mit denen bin ich dann herumgezogen.

BL: Hat das mehr Sicherheit gegeben?

J: Einerseits schon, andererseits sind das ja auch nicht immer die Guten. Da hab ich schon einiges mitgemacht. Die Giftler sind eh nicht so arg, zumindest so lange du selber nichts hast. Aber wenn's gsoffen haben, ist es nicht einmal passiert, dass sie über dich herfallen. (Pause)

BL: Darf ich fragen, was heißt das, über dich herfallen?

J: (zuckt mehrmals mit den Achseln) Na, kannst dir eh denken, wenn die angsoffen sind, und du die einzige Frau bist, und das sind mehrere. Da kommen's dann schnell auf super Ideen, die Burschen. (Pause, kratzt sich lange am Kopf, denkt nach) Naja, das war nicht einmal, dass sie mich hergerissen haben. (Pause)

BL: Es ist schlimm, das zu hören. (Pause) Sind Sie dann weg von denen?

J: (lacht) Nein, eigentlich nicht. Weil wir haben uns dann ja auch oft den Stoff geteilt. Das war dann schon, wenn einer was gehabt hat, haben die anderen zumindest ein bissl was gekriegt, das war bei uns so. Und um das Scheiß-Heroin geht's ja eigentlich immer. Und wenn du allein bist, gibt es das halt nicht. Und dann sind da ja auch noch andere Gefahren. (Schüttelt den Kopf) Nein, da bleibst dann halt dort, das ist halt so, wennst drauf bist.

BL: Woher ist das Geld für die Drogen gekommen? Sie haben gesagt, Sie waren anschaffen...

J: Ja, hauptsächlich. Aber dann halt auch andere Geschichten. Ein bissl was selber verkaufen oder manchmal was mitgehen lassen im Geschäft. Da gibt's viele Möglichkeiten. Aber hauptsächlich anschaffen, das geht ganz gut, wenn du noch nicht so fertig bist. Meistens eh im Prater selber, da rennen dann immer Türken oder irgendwelche anderen Ausländer herum, die brauchen's eh. Das geht schon. Aber schön ist was anderes! (denkt nach) Naja, so ist das halt auf der Straße. Die hat ihre eigenen Gesetze... Only the strong survive!

BL: Haben Sie nie Hilfe bei einer der Anlaufstellen gesucht?

J: Na, oja, schon. Aber erst, wie ich alt genug war, mit 18. Davor hab ich mich immer versteckt. Dann hab ich gewusst, die suchen mich nicht mehr, und dann bin ich schon ins P7 gegangen oder in die Gruft. Da geh ich heute auch noch hin, aber nicht oft, aber einmal in der Woche oder so, Gewand tauschen. Sonst stinkt das ja nur so! Aber bleiben mag ich dort nicht. Das ist irgendwie unheimlich, da sind mir viel zu viele von den Trottern, die ich nicht sehen will. Ja, und dann gibt's halt verschiedene Stellen, wo man was essen kann. Aber das mach ich nur, wenn ich gar keine andere Möglichkeit hab. Weil die fragen dann immer so viel, und das interessiert mich nicht. Das brauch ich nicht. Ich komm schon zu recht.

BL: Aber es ist schwer, oder?

J: (Lacht laut) Ja, sicher. Ringenspiel ist das keines! Aber was bleibt mir anderes übrig? Wennst nichts gelernt hast, und arbeiten interessiert mich sowieso nicht. Da gibt's eh genügend Depperte, die das machen. Das brauch ich nicht. Ich leb halt so von der Sozialhilfe und so.

BL: Reicht die?

J: Nein, weil vom Heroin bin ich nicht wirklich weg, und Tabletten brauch ich auch. Weil nach der Geschichte mit meinem Kind hab ich einen Entzug gemacht von den harten Drogen, aber das hat halt nicht wirklich so lang gehalten.

BL: Was war das für eine Geschichte mit Ihrem Kind?

J: (Pause) Ja, das war sowas... Weil irgendwann war ich schwanger, das ist halt passiert beim Anschaffen oder so, ich weiß nicht, wo. Und dann war ich schwanger, aber mit den Drogen verträgt sich das nicht so gut. – Das weiß ich jetzt. (kurze Pause) Jetzt bin ich gscheiter. Aber damals... (Überlegt) na, wissen tust es eh, aber das Machen ist halt eine andere Geschichte. Na, und dann war's halt so, dass zu früh die Wehen eingesetzt haben, und wie ich dann im Spital war, haben's mir gesagt, dass das Kind im Bauch schon tot ist. (Pause) Aber ich muss es trotzdem zur Welt bringen. Und dass es wahrscheinlich wegen dem Gift tot ist. (Pause)

BL: Wollten Sie das Kind behalten?

J: (laut) Na, sicher! Das wollt ich sicher behalten. Weil, am Anfang war's natürlich schon ein Schock, weil ich hab ja nicht gewusst, dass ich schwanger bin. Und mein Leben war ja auch nicht so, dass man sagt: „Na, super, ein Kind wäre jetzt leinwand“. Und dann hab ich auch nicht viel daran gedacht. Aber irgendwann hab ich dann schon gemerkt, dass da was ist, und dass das vielleicht gar nicht so schlecht ist. (Pause) Aber dann war das mit dem toten Kind, und... (Längere Pause). Ich weiß halt, dass das war wegen dem Stoff, und da denk ich oft daran, dass ich da hätte aufhören müssen... (Pause) Das ist echt Arsch! (Nachdenklich) Na, wer weiß, was sich die erspart hat... Aber das ist halt ein Wahnsinn, wennst ein Kind normal zur Welt bringen musst und gleichzeitig weißt, das ist eh schon hin. Das macht echt keinen Sinn, die Schmerzen und die Wut und das alles. (Pause, Bier, dann sehr ärgerlich) Ist eh wurscht. Scheißegal.

BL: Haben Sie sich einmal überlegt, mit jemandem darüber zu reden?

J: (Springt auf, dann aufbrausend) Mit einem Irrenarzt vielleicht, oder was? (Tippt sich an die Stirn) Ich bin ja nicht deppert! Was soll ich mit den Trottern? Können die's wieder lebendig machen oder was?

BL: (Ruhig) Nein, natürlich nicht. Aber vielleicht gäbe es einen Weg, dass Sie nicht so traurig sein müssten. Das ist doch sehr schwer, das zu erleben. Und es gibt ja viele Leute, die da Hilfe anbieten, und die trotzdem keine PsychiaterInnen oder PsychologInnen sind, solche zum Beispiel, die das selber erlebt haben.

J: (Setzt sich, wieder ruhiger) Na, Ringelspiel ist das keines. (Lauter, ballt die Hand zur Faust) Aber mit so einem Trottel red ich trotzdem nicht. Das bringt ja gar nichts. Was will mir der schon erzählen, der Depperte? Der hat doch keine Ahnung!

BL: Vielleicht haben Sie ja Recht. Wie ist es denn danach weitergegangen? Sie waren ja einige Tage im Spital, nehme ich an. Wie alt waren Sie denn da?

J: 19. 18 oder 19, so genau weiß ich das nicht. Ja, nach ein paar Tagen war ich wieder draußen, und dann ist halt alles wieder von vorne losgegangen. Eigentlich schnell. Weil ich hab ja auch einen Freund gehabt zu der Zeit, und der war meistens drauf, und ich war froh, dass ich an nichts denken musste. Das ist manchmal gut, oft ist das eh das Beste. (Überlegt) Da brauch ich nicht drüber reden... (schüttelt den Kopf) So ein Schuß!

BL: Haben Sie mit anderen Wohnungslosen auch Kontakt oder sind Sie immer mit derselben Clique unterwegs?

J: Na, das ist unterschiedlich. Weil mit dem einen Freund war es ja dann aus, der hat immer solche Tanz gemacht wegen dem Anschaffen und dem Stoff, aber was hätt ich machen sollen? Und außerdem war er über das Geld ja auch immer froh.

BL: Hat er nichts verdient?

J: Na, schon, aber das war halt auch immer zu wenig. Ja, und dann bin ich halt mit einem Freund weg von denen, und dann sind wir zu zweit herumgezogen... (Pause) aber das hat auch nicht wirklich lang gedauert, weil der war einfach ein Arschloch, und das hab ich echt nicht gepackt. Der hat mich auch ständig gehaut und so, echt brutal. Und dann bin ich wieder zu den anderen zurück usw. Das ist halt immer irgendwie so ein Hin und Her, je nachdem, was grade nötig ist. Weil es ist ja so: Geregelt oder normal oder regelmäßig ist ja auf der Straße nichts. Echt nichts. (Überlegt). Na, is eh scheißegal.

BL: Haben Sie Pläne für die Zukunft? Was würden Sie sich wünschen, wenn Sie einen Wunsch offen hätten?

J: (Lacht laut) Na, viiiiiiel Geld, damit ich´s denen allen zeigen kann. Dann kauf ich mir eine Insel in der Karibik und tschüß! Ab durch die Mitte, da können´s mich dann alle einmal! (Nachdenklich) Meine Ruhe haben, endlich Ruhe. Das wäre einmal schön. Ja, und... (Sieht auf der anderen Straßenseite einen Bekannten, ruft und winkt, grüßt und ist weg)

4.3.3.1. Diskussion

Das Gespräch findet am 18.07.2010 von 11.15 bis 12.40 Uhr in einem Park im 1. Bezirk statt. Jenny erscheint mit ca. zwanzig Minuten Verspätung, Erkennungsmerkmal ist ihr Hund, an dessen Leine sie mehrmals während des Interviews ungeduldig zieht. Sie ist klein, sehr schlank, wirkt verwahrlost, die Kleidung ist verschmutzt und teilweise zerrissen, das Haar ungewaschen, kurz und deutlich blondiert, ihre Zähne stark sanierungsbedürftig. Jenny führt einen Rucksack und ein Plastiksackerl mit sich, aus dem sie während

des Interviews zwei Bierdosen holt, die sie in schnellen Zügen austrinkt. Sie steht eindeutig unter Drogen, sie spricht schleppend, macht immer wieder Pausen, ist in ihren Reaktionen verlangsamt. Ihr Gang ist unsicher und leicht schwankend. Ihre Sprache ist mit vielen verbalen Kraftausdrücken angereicht, die ebenfalls weggelassen werden mit Ausnahme der Passagen, in denen sie inhaltlich in einem erkennbaren Zusammenhang stehen und für die Zuhörer*in Sinn machen. Die Intonation ist relativ monoton, die erkennbaren Unterschiede in der Betonung werden hauptsächlich durch Veränderung der Lautstärke gemacht, es werden aber weder Worte noch Satzteile besonders akzentuiert oder hervorgehoben, auch nicht, als sie von sehr schwierigen Situationen – wie den Misshandlungen durch die Pflegeeltern, dem Verlust des Kindes, den Vergewaltigungen – spricht. Während einer heiklen Gesprächssituation wird sie aufbrausend und unterstreicht diesen Gemütszustand durch deutliche Körpersprache, beruhigt sich aber ebenso schnell wieder. Obwohl Jenny mehrmals betont: „Reden macht nichts besser“ oder „Deshalb hab ich mir das schon lange abgewöhnt, dass ich was sage“, geht sie in jeder Phase des Gespräches auf die an sie gerichteten Fragen ein und beantwortet sie logisch, auch wenn sie manchmal relativ lange überlegt, bevor sie darauf reagiert. In diesen Momenten schaut sie auf einen Punkt, der weit entfernt scheint, so gut wie nie sucht sie Augenkontakt. Von ihrer Umwelt nimmt sie insgesamt wenig Notiz, ihre Körpersprache ist oft aggressiv, – so schüttelt sie wiederholt die geballte Faust, springt immer wieder auf, macht schnelle, weit ausholende Handbewegungen, die in großem Gegensatz zu ihrem Sprechtempo stehen. Einige Ursachen und Zusammenhänge stellt sie von selbst her, wie z.B. den pränatalen Tod des Kindes: „Ich weiß halt, dass das war wegen dem Stoff, und da denk ich oft daran, dass ich da hätte aufhören müssen“ oder ihre Arbeitslosigkeit: „(...) was bleibt mir anderes übrig? Wennst nichts gelernt hast“. Die Fragestellung ist sehr behutsam und betont ruhig und ist die Grundlage für ein irgendwie vertrauensvolles und konstruktives Gesprächsklima. Jenny macht einen extrem resignativen und destruktiven Eindruck, hat keine Pläne für die Zukunft („Ich mach das, was ich tun muss, was im Moment halt gerade nötig ist, mehr geht eh nicht“) und scheint mit ihrem Leben abgeschlossen zu haben. Das Interview wird abrupt von Jenny beendet, als sie einen Bekannten ausnimmt, dem sie sich anschließt.

4.3.4. Martin, 54

BL: Vielen Dank, dass du dich bereit erklärt hast, mir ein Interview zu meiner Arbeit über Wohnungslosigkeit zu geben!

M: Gerne! Ich glaube ja, fast jeder versucht, aus der Obdachlosigkeit herauszukommen. Aber Viele verlieren den Mut und sagen: Scheiß auf alles, auf die Gesellschaft, die haben sich dann irgendwann einfach mit dem Zustand abgefunden. Warum die's dann nicht schaffen, keine Ahnung, wahrscheinlich ist es Resignation, weil aus dem Zustand wieder rauszukommen, ist ja nicht gerade einfach. Der tägliche Kampf um's Überleben sowieso, die Gesellschaft und und und... Es wird dir ja auch nicht so leicht gemacht, es gibt so viele Hürden, wo einfach Leute, die labiler sind oder nicht so einen Überlebenswillen haben, sagen: Aus, ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich geb' auf. Da hab ich auch einige erlebt, und ich sehe auch heute noch viele, die immer noch in dem Zustand sind, in dem sie auch schon vor ein paar Jahren waren, wo ich mir denk: Baah! Und wenn man sich mit den Leuten unterhält, dann weiß man, da resignieren einfach ein paar. Und die Zahl ist deutlich höher als die, die sich irgendwie derrappeln [sich erfangen, auf die Beine kommen]. Im *Ganslwirt* auf der Gumpendorfer Straße, das ist so eine Institution vom *Fond Soziales Wien* [FSW], eine Anlaufstelle mit Drogenberatungsstelle, ich arbeite da hie und da, mach da Wäschedienst usw., das ist eine Tagesstätte, wo die Leute hinkommen können, um Spritzen zu tauschen usw., und da fällt mir auf, dass die Leute immer jünger werden, die sind 16, 17, und die dann einfach nicht mehr wollen – auch durch die Drogen natürlich. Und wenn ich ihnen sag, dass es doch um's Leben geht, dann sagen die einfach: Nein! Ich sag, auf der einen Seite ist es eh die Entscheidung von jedem Einzelnen, aber manchmal sind es halt auch die Bahnen, auf denen sich die befinden. Meistens kommen ja mehrere Faktoren zusammen.

BL: Wann hat bei dir die Wohnungslosigkeit begonnen und wodurch?

M: Das war im Dezember 2007. Ich war drogenabhängig ab ca. 2006, war davor ziemlich lang im Gefängnis, war dann in einer betreuten Wohneinrichtung, hab dann Liebeskummer und und und gehabt und hab dann einen Selbstmordversuch gemacht. So bin ich dann

ins Otto-Wagner-Spital [OWS] gekommen, da war ich zweimal. Beim ersten Mal eben zwei Monate, da hab ich einen Entzug gemacht, und in dieser Zeit hab ich das Zimmer verloren, weil ich ja auch keine Miete mehr gezahlt hab. Die haben zwar meine Situation gekannt, aber da gibt es halt diese Auflagen, und der Andrang ist ja auch irr groß, und das geht halt einfach nicht. Ja, und da gibt's den *Grünen Kreis*, und die schicken ihre Betreuer immer wieder ins OWS, und die schauen, ob es Leute gibt, die ihre Hilfe brauchen. Ich hab damals auch mit dem Primar geredet, und der hat mich gefragt, wie ich mir das weitere Leben vorstelle, wie es weitergehen soll. Und ich hab gesagt, dass ich den Suizid jetzt eben probiert hab, – ich hab mir mit einem Stanley-Messer den ganzen Arm komplett aufgefetzt, die ganzen Venen entlang, und es hätte funktioniert, wenn ich nicht gefunden worden wäre. Das war in meinem Zimmer von *Neustart*, das ist für Haftentlassene, bei der Gumpendorfer Straße, das war eine WG mit fünf Leuten. Und unter uns, im ersten Stock, war so ein Orden von Mutter Theresa, und die haben uns öfter besucht und was zum Essen gebracht usw. Wir haben den Schwestern ja auch immer wieder geholfen, z.B. was getragen, da hat's öfter Kartons mit Lebensmitteln oder Kleiderspenden gegeben usw. Und an dem Tag hat die Schwester, wie jeden Tag, das Essen in die Küche gestellt. Und keine Ahnung, wieso, kein Mensch, auch sie selber nicht, weiß wieso, sie war auf jeden Fall schon am Gehen, da hat sie umgedreht und an meiner Tür geklopft. Ich hab nicht zugesperrt gehabt, weil ich an das einfach in dem Zustand gar nicht gedacht hab, und außerdem war's mitten unterm Tag, und wie sie rein gekommen ist, hat sie mich schon da liegen gesehen. Die haben mich dann auch noch zweimal im Spital besucht und da auch noch einmal gesagt, dass sie das normalerweise nicht macht. Dann hat sie natürlich die Rettung angerufen.

BL: Darf ich fragen, was letztlich der ausschlaggebende Grund dafür war?

M: Jaja, das ist völlig ok, und es hat ja keinen Sinn, wenn ich irgendeine Räubergeschichte erzähle, und es ist ja schließlich auch mein Leben. Da sind mehrere Faktoren zusammen gekommen: Liebeskummer, ein stressiger Job... Ich hab nach der Haftentlassung 2004 – ich war 16 Jahre in Stein – bei einem Ausgang einen Freund kennengelernt, und der hat auch bei dem Würstelstand gearbeitet, und der hat gesagt, die suchen wen, und wenn du einen Job brauchst, meld dich bei denen. Und ich hab Koch/Kellner gelernt und davor

Großhandelskaufmann und hab mir gedacht, dass ich froh bin mit meinem Hintergrund, wenn ich irgendeinen Job krieg. Das ist ja ein Problem, ich kann ja keinem Chef erzählen, ich war 16 Jahre auf Montage oder auf Urlaub oder so. Entweder es akzeptiert einer oder eben nicht, die lange Zeit muss man ja natürlich begründen. Und der Einstieg in den Job und überhaupt ins Leben, da ist man mit der Geschichte völlig gehandicapt. Außerdem erzählt man ja auch nicht jedem alles. Also jedenfalls hat er dann gesagt: Dein Leben, das ist eh deine Geschichte, ich will, dass du arbeitest, dass du pünktlich und ehrlich bist - ich hab ja auch das Inkasso gehabt, also die Abrechnungen gemacht -, und du bist bei mir wegen dem Job, mehr verlang ich nicht. Naja, das ist so ein Radldienst gewesen, einmal Tagdienst, einmal Nachtdienst, und alles in allem ist es doch eher Rotlichtviertel, es ist ja direkt beim U-Bahn-Bogen bei der Thaliastraße. Und allein schon durch die Umgebung hab ich natürlich immer wieder Leute getroffen, die ich vom Gefängnis gekannt hab. Und irgendwann einmal hab ich dann mit dem Kokain angefangen – weißt eh, Nachtdienst und Stress, und damit bleibt man fit und wird nicht müde usw.

BL: War das der erste Kontakt mit Drogen?

M: Neinnein, nur im Gefängnis hab ich keine genommen, obwohl da kriegst du alles, was du haben möchtest, da geht's viel ärger zu als draußen! Solang du zahlen kannst oder draußen Familie oder Freunde hast, die auf ein Konto einzahlen, kriegst du alles! Es gibt ja genügend junge Beamte, die Familie haben und ein Haus bauen, und das Geld brauchen. Da hat's Drogen und Alkohol und Handys und alles Mögliche gegeben. Also, alles, was illegal ist, gibt es – solange du dafür zahlen kannst... Der Handel blüht da drin. Da könnt ich ein Buch schreiben!

BL: Das finde ich eine ausgezeichnete Idee!

M: (Überlegt kurz) Ich hab ja vom Gefängnis heraus auch immer wieder für den Augustin geschrieben, das ist auf irgendwelchen dunklen Kanälen nach außen geschmuggelt worden, weil das war ja strengstens verboten, Kontakt zur Presse aufzunehmen, da hab ich irgendwelche Geschichten geschrieben, die mir so im Kopf herumgegangen sind, also eh gar nichts über das Gefängnis, also das könnt ich mir wirklich einmal überlegen, ein Buch zu schreiben...

Davor hab ich auf jeden Fall Haschisch genommen, aber nie was Härteres. Körperlich war ich also nicht abhängig, aber dafür war die geistige Abhängigkeit natürlich sehr groß. Durch's Rotlichtmilieu und die Leute, die aus dem Gefängnis gekannt habe, hat sich dann der Kontakt mit dem Kokain ergeben, das ergibt sich eigentlich fast zwangsläufig. Es bleibt dir irgendwie gar nicht erspart. Aber es gehört halt auch immer einer dazu, der sagt: Willst du?, und einer, der sagt: Ja, ich will. Ich sag ja gar nicht, ich bin der Arme, weil wenn du nicht willst, musst du ja nicht. Es zwingt dich ja keiner dazu. Es gibt natürlich Umstände, die eintreten, die dir den Ausstieg erschweren, wie Joblosigkeit oder spezielle gewisse Lebensumstände, und das erleichtert's natürlich nicht, weil die Hemmschwelle geringer ist und die Resignation höher.

Ich hab jedenfalls geglaubt, ich hab's eh im Griff, aber das ist natürlich ein Trugschluss, weil vom Anfang, wo ich's nur gelegentlich genommen hab, bis da, wo's ganz regelmäßig war, das war natürlich kein sehr langer Weg. Es hat ja auch viele Vorteile, man bleibt wach und fühlt sich fit und redet viel mit den Leuten, und dadurch kriegt man wieder mehr Trinkgeld. Ich war voll angestellt, aber es waren viel mehr als die 40 Stunden durch den Nachtdienst, und eigentlich hätte es mir nach der Haftentlassung ja gar nicht besser gehen können: Ich hab den fixen Job gehabt und mein Zimmer von Neustart, – ich hätt eigentlich eh zufrieden sein müssen. Irgendwann einmal hab ich ein Mädels kennengelernt, die hat Problemkinder betreut, aus zerrütteten Familien mit Gewalt und Vergewaltigungen usw. Und das ist ein Zeiti gut gegangen, bis ich irgendwann drauf gekommen bin, dass die total alkoholabhängig ist, also wirklich schwerstens am Saufen. Richtiger ist, ich wollte es halt lang nicht wahrhaben und wollte sie von dem Alkohol wegbringen, – und irgendwann hab'ich selbst zum Saufen angefangen.

BL: Das ist jetzt aber nicht ganz logisch: Du sagst, du wolltest sie wegbringen vom Alkohol, hast aber selbst zu trinken begonnen?

M: Ich hab mir irgendwie eingebildet, damit ich mit ihr auf einem Level bin, trink ich halt auch ein paar Bier. Weil sie angesoffen und ich nüchtern oder auf Kokain, das funktioniert nicht, das sind einfach verschiedene Feelings. Wir sind halt, wenn ich Tagdienst bis zehn Uhr abends gehabt hab, fortgegangen, auch wenn ich am nächsten Tag wieder früh arbeiten musste, – und irgendwann ist mir das einfach entglitten: Sie ist mir entglitten, auch

durch meine Stonedheit, weil davon durfte sie nichts wissen, und das war natürlich ein zusätzlicher Druck, weil ich mir gedacht hab, dass sie sich noch weniger von mir sagen lässt und noch weniger auf mich hört mit ihrer Sauferei, wenn sie mitkriegt, dass ich auch abhängig bin. Naja, wir waren jedenfalls ein gutes Jahr zusammen, wir haben dann auch am Schluss immer öfter gestritten, weil ich selber auch immer näher an der Grenze meiner Belastbarkeit war mit dem Job und dem Koks und der Sauferei und dem Stress rundherum usw., und irgendwann ist es einfach eskaliert, und mir hat es einfach komplett den Vogel rausgehaut, und ich hab mitten im Nachtdienst, wie sie mich besuchen gekommen ist, was auch nicht gut ist, weil man sich nicht so auf den Job konzentriert. Und außerdem hat mein Chef sie gekannt und mich gewarnt, weil sie mir nicht guttut, aber ich natürlich, je mehr er mich gewarnt hat, umso sturer bin ich geworden, und hab nicht erkannt, dass er mir helfen wollte. Obwohl es eigentlich eh mehr oder weniger offensichtlich war, dass er Recht hat. Naja, und um zwei oder drei in der Früh haben wir gestritten, und ich hab's einfach nicht mehr gepackt und das Standl zugesperrt und bin heim gegangen, hab mir noch eine Flasche Wein unterwegs gekauft, und Koks hatte ich noch zu Hause, und das hab ich mir dann alles reingezogen und mir gedacht: So, mich leckt's jetzt alle am Arsch, aus, ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr!, und hab dann halt das mit dem Suizid versucht. Ich war ja eigentlich nicht zurechnungsfähig, sonst hätte ich wahrscheinlich ganz anders überlegt, oder richtiger überhaupt überlegt. Ich hab mir zu dem Zeitpunkt gedacht, die ganze Welt bricht zusammen: mit der Freundin war Schluss, der Job war mir da auch schon zu viel, man hat ja keinen normalen Rhythmus mit dem ständigen Wechsel aus Tagdienst und Nachtdienst, und wenn man nach Hause kommt, kann man nicht schlafen, obwohl man das dringend sollte usw. Und dann kommen die Drogen erschwerend hinzu, weil man dann den Körper auch nicht so spürt. Ja, und dann ist es mit der Rettung direkt auf die Baumgartner Höhe gegangen. Ich bin wieder halbwegs zu mir gekommen, wie die Rettung da war und mich versorgt hat, und da war auch die Polizei, aber das ist alles an mir vorbeigelaufen wie im Film, ich war ja auch noch so stoned und so. Naja, und in den nächsten zwei Monaten hab ich dann halt den Entzug gemacht vom Alkohol, weil ich hab ja zum Schluss auch schon bis zu zehn Bier im Dienst getrunken, man ist ja durch das Kokain da viel resistenter, da dauert es viel länger, bis man was vom Alkohol spürt. Harte Sachen hab ich aber nie getrunken. Genauso wie ich früher, in Linz, nie

harte Drogen genommen hab. Das ist ja auch, ich schweife wieder ab, aber wie ich aus dem Gefängnis gekommen bin, wollte ich nicht zurück nach Linz, weil ich mir gedacht habe, in Wien bin ich anonym, und da kann ich mir ein neues Leben aufbauen usw. Aber die andere Seite hab ich natürlich nicht bedacht, dass ich genauso, wie ich hier anonym bin, mich keiner kennt, ich ja andererseits auch niemanden kenne und damit mehr oder weniger isoliert war, und genau der Kontakt, den ich eigentlich überhaupt nicht gebraucht hab, war der einzige, den ich gehabt habe, nämlich die Leute, die ich aus Stein gekannt hab und alle die aus dem Rotlichtmilieu. Und für den Neueinstieg ins Leben war das halt das Allerschlechteste. Früher, in den 70er- und 80er-Jahren war ich manchmal in Wien auf einem Konzert, aber das war schon alles, hier hab ich wirklich niemanden gekannt. Mein Lebensmittelpunkt war eigentlich immer Linz. Das hat auch wahrscheinlich dazu beigetragen, weil je einsamer man ist – und in einer Großstadt wie Wien kann man schon sehr einsam sein, und umso anfälliger bist du natürlich auch für Einflüsse von außen wie falsche Freunde. Keiner will gerne einsam sein, und da überlegst du dir dann nicht, ob das jetzt die richtigen oder die falschen Freunde sind für mich, da ist einfach nur wichtig, es sind ein paar Leute da, mit denen man reden kann. Es kommen einfach auch viele Sachen zusammen.

Die Ärzte wollten mich also zuerst vom Alkohol runterbringen, weil das mit dem Kokain war nicht so arg, das spielt sich ja vor allem im Kopf ab, und da gibt es ja auch nicht wirklich Medikamente. Die Symptome, die man hat, sind Schlaflosigkeit, Schweißausbrüche, Nervosität, Reizbarkeit sowieso, gewisse Wahnvorstellungen wie Verfolgungswahn: du hörst Stimmen usw. Wenn man länger Kokain nimmt, kommen die Symptome natürlich dann immer, also nicht nur beim Entzug.

Es taugt mir echt total, dass wir das jetzt machen, weil wie oft machst du das schon, dass du über dein Leben und deine Vergangenheit sprichst. Ich mein, so viele Leute gibt es eigentlich nicht, die über das, was ich dir da jetzt erzähle, Bescheid wissen. Von meinen paar Freunden zwei, drei vielleicht, aber auch nicht alles. Die sind alle hier in Wien, jetzt bin ich doch schon seit 2004 in Wien. Zwischen Freund und Freund ist natürlich auch ein Unterschied, deshalb zwei Freunde, auf die man sich verlassen kann, das ist schon sehr viel. Deine wahren Freunde siehst du immer erst, wenn du in der Scheiße hängst. Wenn

dann einer von zehn überbleibt, ist das eh schon gut. Es ist natürlich immer noch nicht leicht, weil ich denke mir, wenn du neue Freunde kennenlernst – und meine Vergangenheit ist ja doch nichts, womit man gerne angibt oder hausieren geht oder die man gerne erzählt –, da ist es natürlich schwierig, wem vertrau ich was an? In meiner Zeit im Gefängnis hab ich einfach gemerkt und begriffen, wem man was anvertraut... gerade im Gefängnis. Weil da einfach die Gefahr besteht, da entwickelst du so einen Selbstschutzmechanismus, dass keiner das Wissen, das er über dich hat, gegen dich verwenden kann, und gerade im Gefängnis ist das sehr schwierig, dass man dann nicht angreifbar wird. Ich hab da so eine Mauer um mich aufgebaut, um ja nicht verletzbar zu sein, und ja keine Angriffsfläche zu bieten, das ist ja eine ganz eigene Welt, das hat wenig mit den Hollywoodfilmen zu tun, das ist nicht die Realität, weil die kann tödlich sein, da gibt es eigene Gesetze, eigene Regeln, und je mehr ich die Schutzmauer um mich aufgebaut habe, desto weniger hab ich eigentlich gesehen, dass zwar niemand zu mir kann, aber ich auch zu niemandem kann. Das war eine Burg, damit dich niemand angreifen kann, aber irgendwann ist die Mauer so hoch, dass du selber nicht mehr raus kannst.

BL: War das auch schon im Gefängnis ein Problem oder erst danach?

M: Die ganzen Troubles haben eigentlich erst ab der Haftentlassung angefangen, weil du hast 16 Jahre, also eine irrsinnig lange Zeit, dein eigenes Leben aufgebaut, und plötzlich bist du aber in der Realität.

Aber ich hab eigentlich auch immer das Glück gehabt, dass ich gute Leute um mich gehabt habe. Das hat angefangen mit meinen Großeltern, bei denen ich gewohnt habe, bis meine Mutter, wie ich zwei oder drei war, einen Typen kennengelernt hat, und der hat sie gezwungen, sich zu entscheiden für mich oder ihn, und deshalb hat sie mich weggegeben, oder eigentlich ist sie gegangen, weil wir haben davor schon bei ihnen gewohnt. Und so bin ich halt dann bei meinen Großeltern aufgewachsen – und Gott sei Dank muss ich sagen, weil meine Mutter hat kein gutes Leben gehabt –, und meine Großeltern sind gestorben, wie ich 16 Jahre alt war, aber bis dahin haben sie mir viel gelernt.

BL: Auch Sicherheit gegeben und Geborgenheit?

M: Ja, absolut, Geborgenheit und Liebe. Mir ist es absolut nicht schlecht gegangen, wir haben nicht viel zum Leben gehabt, ich hab's nicht kennengelernt, wie man in Saus und Braus lebt, aber mir ist nichts abgegangen. Ich denke mir, in der heutigen Zeit können Eltern so viel kaputtmachen an ihren Kindern.

BL: Hast du dann noch Kontakt gehabt zu deiner Mutter?

M: Nein, überhaupt nicht. Also absolut komplett nicht, außer im Gefängnis zwei-, dreimal. Zu Weihnachten manchmal oder bei größeren Familienfesten, aber meine Mutter war meine Großmutter und mein Papa der Großvater. Weil der Mann von meiner Mutter war einfach irgendwer für mich, und meine Mutter war nicht meine Mutter.

BL: Glaubst du, dass du damals das Gefühl, da fehlt jetzt was ganz Wichtiges, schon gehabt hast? Mit Drei verbindet man ja doch schon etwas mit seiner Mutter. Oder warst du noch zu klein, fehlt die Erinnerung?

M: Doch, das hab ich schon gehabt. Das glaub ich schon. Ich wollte ja dann auch später, wie ich schon in die Schule gegangen bin und in der Pubertät war, zuerst von meinen Großeltern und dann auch von meiner Mutter wissen: Warum? Warum überhaupt hat mich meine Mutter einfach in die Situation gebracht? Aber es war so ein Tabuthema, sie sind mir immer ausgewichen, und irgendwann einmal ist mir das dann so vorgekommen, als wäre das ein Tabu. Ich hab meinen Vater ja nie kennengelernt, nur ein einziges Mal ein Foto gesehen, und da hat es immer geheißen: Da ist etwas schiefgelaufen, der ist nach Australien gegangen. Aus, das war's, mehr war nicht. Und irgendwann ist der Zeitpunkt gekommen, das war noch im Gefängnis, wo ich halt mit meiner Mutter versucht hätte, Kontakt aufzunehmen, weil meine Großeltern haben das Gott sei Dank nicht mehr mitgekriegt, wie sie mich eingesperrt haben, das hätte ihnen sicher das Herz gebrochen. Und ich hab durch Bekannte und den *Sozialen Dienst* in Linz dann ihre Adresse und Telefonnummer herausbekommen.

BL: Und hat sie dich dann besucht?

M: Neinnein, gar nicht! Ich hab zwei Halbschwestern gekriegt, aber auch keinen Kontakt mit ihnen gehabt, solange ich noch in Freiheit war, und ich hab dann eben versucht, mit meiner Mutter in Kontakt zu kommen, weil ich wollte einfach wissen, wieso kann eine

Mutter ihr Kind weggeben? Und vielleicht, um wieder Familie zu haben, die Großeltern waren ja schon tot. Zwei Jahre vor meiner Entlassung hatte ich einmal Ausgang, und da hab ich meine Mutter im Altersheim besucht. Das haben ihr meine Halbschwestern besorgt, aber die beiden hab ich nie gesehen, da gab's gar keinen Kontakt. Ich war für meinen Stiefvater ja der „Bastard“, das hat er mir auch irgendwann ins Gesicht gesagt. Naja, und irgendwann hab ich die Mutter besucht, aber das war eine absolute Katastrophe, das hätt ich mir eigentlich sparen können. Aber ich wollte einfach die Frage einmal beantwortet haben, aber ich hab nicht bedacht, wie sehr das meine Mutter auch belasten könnte, das war Egoismus von mir. Meine Mutter ist mit dem, glaub ich, auch ihr ganzes Leben nicht zurechtgekommen, aber das hat mir auch keiner gesagt, dadurch dass ich nie Kontakt hatte, hab ich das gar nicht einschätzen können. Aber eigentlich glaube ich, dass sie über das selber nie hinweggekommen ist. Mein Stiefvater hat sie auch ziemlich schlecht behandelt, der war Säufer und Spieler und hat sie geschlagen und mies behandelt. Und sie hat, wie ich dort war, eigentlich nur gejammert, dass das Leben so schlecht mit ihr ist. Ich hab ja immer nur Bruchstücke von meinen Großeltern gehört, wenn halt einmal wieder Gewalt im Spiel war, aber da war ja keine Verbindung. Aber das hätt ich mir sparen können, weil was ich eigentlich wissen wollte, das, weshalb ich gekommen bin, da bin ich nicht einmal ansatzweise dazu gekommen, weil sie die ganze Zeit nur über ihr Leben gejammert hat, aber kein Wort über mich, und deshalb war's eigentlich schade um die Zeit. (Spricht mit brüchiger Stimme, schluckt schwer)

BL: Hast du ihr auch geschrieben aus dem Gefängnis?

M: Ja, ein paar Mal, aber da hat sie auch gar nicht reagiert. Ich hab sie dann auch angerufen, bevor ich sie besucht hab, und das war ok, aber von selber war da gar nichts.

BL: Wartet man da nicht sehr, wenn man Briefe und Karten an die Mutter schickt?

M: Ja! Pahh, das war ... (Kurze Pause)... Das gibt's doch nicht! Was ist? Ich hab's auch über den Sozialdienst probiert, aber sie haben auch schon gemeint, dass ich's lassen soll, wenn sie nicht will, hat das überhaupt keinen Sinn, das belastet uns beide nur noch mehr, und so entstehen vielleicht noch mehr Fragen als davor.

Jedenfalls hab ich zu ihr gesagt, wie ich gegangen bin, dass wir uns nach meiner Haftentlassung ja vielleicht sehen könnten. Obwohl der Besuch frustrierend war, weil ich ja mit einer ganz anderen Erwartungshaltung, wegen der großen Frage, hingefahren bin. Kaum war ich zurück im Gefängnis hab ich vom Sozialen Dienst erfahren, dass meine Halbschwestern mir ausrichten lassen, sie würden mich bei der Polizei anzeigen, wenn ich jemals wieder Kontakt zu meiner Mutter aufnehme und sie quäle. Ich weiß bis heute nicht, was da passiert ist. Ich hab auch nie mehr etwas getan, das war für mich ein absoluter Schock, ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt noch lebt. Meine Schwestern dürften auch massiven Druck auf meine Mutter ausgeübt haben. Meine Mutter hat auch gesagt, dass sie den beiden gar nicht erzählen darf, dass ich sie besucht hab. (Überlegt) Ja, wissen will ich's natürlich immer noch, aber es gibt halt keinen Weg dahin. Weil ich nach wie vor nicht verstehen kann, wie man einen Typen kennenlernt und deshalb mehr oder weniger das eigene Kind verleugnet. Ich kann mir keine Beweggründe vorstellen, dass man so handelt.

BL: Ich weiß nicht, ob dich meine Meinung interessiert, aber so schnell überlegt, kann ich mir – so wie du deine Mutter beschreibst – vorstellen, dass sie sehr sicher in ihrer Persönlichkeit eher schwach war. Das würde erklären, warum sie so unter der Fuchtel der Töchter gestanden hat. Sie wurde von ihrem Mann schlecht behandelt, geschlagen und war auch und primär da massivem Druck ausgesetzt, und da konnte sie ja auch nichts dagegen machen, dem konnte sie nicht standhalten, und wahrscheinlich hat sie gehört: Ich heirate dich, aber nur, wenn du das Kind weggibst. Und das heißt für mich überhaupt nicht, dass das für sie nicht entsetzlich ist und war, aber würde vielleicht erklären, wie es dazu kommen könnte.

M: (Denkt nach) Ja, das kann schon sicher so gewesen sein. Ich hab ja ab und zu bei Gartenfesten – mein Stiefvater hat in der Linzer Brauerei gearbeitet, und da hat es für die Angestellten so Schrebergärten gegeben -, und zufälligerweise haben wir da in der Nähe gearbeitet, und meine Großeltern haben den Garten betreut, weshalb ich da auch nach der Schule immer wieder war, und hie und da hat's da eben so Gartenfeste gegeben, und meine Schwestern hat's da schon gegeben, die sind nur ein paar Jahre jünger als ich, und da hab ich halt mitgekriegt, wie mein Stiefvater meine Mutter behandelt vor seinen

Freunden, wie einen Putzfetzen. Da hab ich schon gemerkt, es geht ihr nicht gut. Aber ich war da zwölf oder dreizehn Jahre und geistig nicht so reif, dass ich da irgendwelche Zusammenhänge hätte herstellen können. Ich war da nicht so weit, dass ich meiner Mutter hätte helfen können, außerdem war sie ja irgendwie eigentlich auch nicht meine Mutter. Ich hab ja mit mir selber genug zu tun gehabt.

Durch meine Großeltern hab ich meine Mutter eigentlich auch nicht so vermisst, die waren ja da für mich. Das ist erst später gekommen, irgendwann einmal in der Hauptschulzeit, und das war auch die Zeit mit dem Schrebergarten. Meine Leute, meine Familie waren meine Großeltern. Wahrscheinlich haben sie ihr auch nie verziehen, was sie gemacht hat, aber über das wollte ja keiner reden, und ich war zu klein und zu naiv, dass ich mir da Gedanken gemacht hätte. Kein Mensch hat darüber geredet. Das hat mich schon verunsichert, dieses Schweigen. Und ich glaub auch eher, dass sie mich schützen wollten, sie haben sich ja bemüht, mir so gute Eltern oder Erzieher zu sein, wie sie konnten.

BL: Hat es in deiner Kindheit Übergriffe gegeben durch die Großeltern?

M: Absolut nicht! Ich hab eine einzige Ohrfeige gekriegt in den ganzen Jahren, einmal, aber auch nur, weil ich im Keller mit einer Kerze herumgezündelt hab, und plötzlich der Keller gebrannt hat. Aber das war das einzige Mal, und das hab ich auch absolut verstanden. Im Nachhinein denkt man natürlich ganz anders über das alles, aber sie haben wirklich versucht, für mich da zu sein. Mir ist also absolut nichts abgegangen. Mein Großvater hat auch kein gutes Leben gehabt, der war im Krieg und in Russland, und meine Großmutter hat bei Bauern am Hof gearbeitet als Zugehhilfe und mein Opa auch, also die haben sicher auch kein leichtes Leben gehabt. Mein Opa hat ja auch beim Magistrat eine fixe Anstellung gehabt, der hat damals bei der Müllabfuhr gearbeitet. Und am Wochenende haben sie bei den Bauern ausgeholfen beim Schlachten usw., und wir haben dann als Bezahlung Lebensmittel gehabt, und die Gefriertruhe war immer voll. Ich hab nie Hunger gehabt, meine ganze Kindheit nicht, ich hab zwar nie ein Moped gehabt oder das neueste Rad, aber mir ist nichts abgegangen.

BL: Wie war denn das in der Schule oder mit anderen Gleichaltrigen, die wahrscheinlich alle bei ihren Eltern aufgewachsen sind?

M: Das war eigentlich nie ein Thema. Ich hab bei meinen Großeltern gelebt, und das war so, auch nicht bei den Lehrern. Da hat mir nie jemand das Gefühl gegeben, dass ich ein weggeschicktes Kind bin. Das macht es Kindern natürlich noch schwieriger, wenn der Einfluss von außen kommt.

BL: Dann war die Kindheit bis 16, trotz dieser erschwerten Voraussetzungen, eigentlich doch eine relativ runde Sache?

M: Was aber komisch war, so die letzten Jahre in der Hauptschule, ist mein Stiefvater in den Vordergrund getreten: Die Kinder der Angestellten konnten damals so zwei, drei Wochen auf Urlaub fahren an den Mondsee oder nach Italien, und das hat er mir ermöglicht. Damals hab ich mich gefreut, aber ich hab mir halt keine Gedanken gemacht darüber. Er war beim Bus da beim Abfahren, gemeinsam mit der Mutter und den Großeltern, und da hab ich sogar ein bissl ein Taschengeld gekriegt.

Meine Großmutter ist dann gestorben, wie ich 15 war und grade mit der Lehre angefangen hab, und mein Großvater zwei Jahre später an gebrochenem Herzen, wie ich glaube. Er wollte einfach nicht ohne sie leben, sie waren ja über fünfzig Jahre zusammen und haben fast alles gemeinsam unternommen, und dann war er halt ein bissl mit seinen Freunden unterwegs im Schrebergarten usw. und hat auch ziemlich viel zu trinken angefangen. Er hat sich zwar immer noch um mich gekümmert, gekocht und gewaschen und so, aber er ist halt immer mehr vereinsamt. Er war zwar noch ein paar Mal bei Pensionistenvereinen und so, aber er war eigentlich einsam. Damals hab ich das natürlich nicht so verstanden, aber heute weiß ich, dass er durch den Verlust meiner Großmutter einfach die Lust am Leben verloren hat. Er ist zwar schon noch unter die Leute gegangen, aber es hat ihm nichts mehr gegeben. Die Oma ist an einem Herzinfarkt gestorben, da war sie noch nicht einmal siebzig. Ich hab sie übrigens gefunden. Sie hat so ein Ritual gehabt, dass sie sich nach dem Mittagessen immer so eine Stunde hingelegt hat. Und wie ich sie aufwecken wollte, hat sie sich nicht mehr bewegt, und ich hab sie geschüttelt, und dann ist auch mein Großvater gekommen, der hat das überhaupt nicht wahrhaben wollen, dass sie jetzt tot ist. Der Notarzt hat irgendwas mit übertauchter Grippe gesagt und dass sie keine Schmerzen hatte oder so. Ich hab eigentlich gar nicht so einen Schock gehabt, aber für meinen Großvater ist eine Welt zusammengebrochen. Bei mir ist das eher langsamer ge-

kommen. Der Opa wollte sie unbedingt wieder aufwecken, das war komplett schrecklich, der hat das überhaupt nicht gepackt, und die Ärzte mussten ihn auch mit Gewalt wegbringen von ihr. (Sehr nachdenklich) Ja, und kurz davor hab ich mit der Lehre zum Großhandelskaufmann begonnen, weil das hat mir immer schon getaugt, so mit weißem Mantel und mit den Leuten reden und zu tun haben und so. Die hab ich auch fertig gemacht.

BL: Und wann Koch und Kellner?

M: Das war im Gefängnis. Nach der Lehre war ich dann in Amsterdam, ein bissl in der Weltgeschichte herumfahren, ich wollte einfach was erleben. Die Gemeindewohnung in Linz hab ich nach dem Tod vom Opa übernommen, die hab ich gehabt, und dann wollt ich einfach ein bisschen was von der Welt sehen: Spanien, Marokko, Frankreich usw. Aber überall war ich gleich so monateweise, ich hab mir gedacht: Holladaro, ich will was erleben! Ich bin dazwischen aber immer zurückgekommen und hab dann immer so Gelegenheitsjobs gemacht und ein bissl was gespart, und im Ausland hab ich auch immer was gefunden, z.B. Weinernte in Frankreich und so. Das war nicht immer alles legal, aber das war in dem Alter wurscht. Es war ein Abenteuer. Das hat bis 25, 26 gedauert, also über mehrere Jahre immer wieder ein paar Monate weg. Zum Schluss war ich im Gastgewerbe in Tirol, das hat mir auch gefallen. Und Anfang der 80er-Jahre war das mit den Jobs auch nicht zu schwierig. Wahrscheinlich war das auch durch meine Erziehung von daheim, da hat es eigentlich nie irgendwelche Zwänge gegeben. So ab meinem dreizehnten, vierzehnten Lebensjahr hab ich eigentlich tun und lassen können, was ich wollte. Ich war da regelmäßig bis Zwei in der Früh in der Diskothek. Daheim hab ich dann natürlich schon Schimpfer bekommen, aber es hat nicht so wirkliche Konsequenzen gegeben, und in der Schule hat's immer so halbwegs gepasst. Dem Opa war das schon wichtig, dass ich Aufgabe mache und lerne, bevor ich mit meinen Freunden herumziehe, da hat er sich schon total interessiert dafür, was ich mach. Aber durch meine Reisetätigkeit, und auch durch das Hasch, mit dem ich dann bald angefangen habe, sind diese Freundschaften dann irgendwann eingeschlafen, der Freundeskreis hat sich einfach verlagert mehr zu dieser Hippie-Gesellschaft. Ich war dann eher der Außenseiter, weil ich lange Haare gehabt habe und ganz anders gekleidet war. Aber auf der einen Seite denk ich mir, bis auf das Gefängnis möchte ich eigentlich nichts missen, und wahrscheinlich nicht einmal das wirklich, weil

was wäre aus mir geworden, wenn ich so ein braves und total behütetes Kind gewesen wäre? Ich weiß es nicht.

BL: Wie alt warst du, wie du ins Gefängnis gekommen bist?

M: Da war ich 31.

BL: Und warum warst du im Gefängnis? 16 Jahre sind doch eine lange Zeit.

M: (Schluckt) Hmmm. (Seufzt) Weil ich ... jemanden getötet habe.

BL: (Kurze Pause) Was ist passiert?

M: Tja, was ist passiert? Darf ich noch ein Bier bestellen – und vielleicht einen Toast?

BL: Natürlich, bitte! Sehr gerne.

M: (Gibt die Bestellung auf, lacht laut, wirkt nervös) Naja, durch meine Drogenvergangenheit... Nach der Schulzeit, so mit 15, wie ich angefangen hab, länger wegzugehen, da war ich so in Diskotheken und Lokalen, die waren wie die „Camera“ hier in Wien. Naja, meinen 17. Geburtstag hab ich in Amsterdam gefeiert, da hab ich neun Monate gelebt. Einmal sind wir im Park auf einer Bank gesessen, mein Freund, der in derselben Firma gearbeitet hat, und ich, und an dem Tag haben wir unseren Lohn ausgezahlt bekommen, das waren damals so ungefähr 700 Schilling, das war damals auch viel Geld, und wir sitzen so und rauchen einen Joint, und irgendwie sind wir auf Amsterdam gekommen, weil das war damals in der Szene ein totales Must, so wie Goa oder Marokko. Naja, und da sagt der zu mir: „Du, ich fahr morgen nach Amsterdam, fährst du mit?“ Und ich: „Ja!“ Null überlegt, einfach ja gesagt! (Lacht) Das war wahrscheinlich die wildeste Sache, die ich in meinem ganzen Leben gestartet habe. Also, wir haben ausgemacht, dass wir uns am nächsten Tag mit Rucksack und Schlafsack treffen, mehr brauch ich nicht, weil er kennt eh Leute oben. Ich bin dann am Abend heim gekommen, hab mir schon einen Schlafsack ausgeborgt gehabt, und wie mich der Opa fragt, was ich da tue, hab ich geantwortet, dass ich am nächsten Tag mit ein paar Freunden nach Passau fahr, weil das haben wir manchmal gemacht, billig einkaufen, Zigaretten usw. Mein Opa hat sich also nichts gedacht dabei, und mir sogar noch fünfzig Schilling gegeben. Und am nächsten Tag sind wir schon auf der Autobahn gestanden und sind Richtung Amsterdam getrampt. Dort haben wir dann auf einem Hausboot gelebt, weil die Leute, die er gekannt hat, hat er natürlich nicht

mehr gefunden, und so sind wir dann herumgeirrt, und irgendwann ist er dann gekommen und hat gesagt, dass er ein Hausboot für uns gefunden hat, auf dem wir gratis wohnen können. Die Besitzer waren, das hab ich erst später erfahren, Chinesen, für die mein Freund Heroin dealen gegangen ist in der Nacht. Neun Monate lang – aber es war absolut super. Ich hab aber mit Heroin nie was zu tun gehabt, mein Freund schon, der hat gedrückt. Naja, und nach einer Zeit sind Freunde von uns nachgekommen aus Linz und Wels, und mit denen hab ich mein Hasch geraucht. Das Heroin hat mich nie interessiert, für mich war nur wichtig: Party jeden Tag und feiern. Abenteuer halt. Ja, und irgendwann einmal, kurz bevor ich gefahren bin, hat mein Freund mich ein paar Mal gefragt, ob ich nicht auch ein bissl Heroin checken möchte, aber das wollte ich nicht. Ich mein, Haschisch, das war ok, das hab ich schon verkauft, aber mit den harten Sachen wollt ich nichts zu tun haben. Damals hat es in Amsterdam zwei weltberühmte Lokale gegeben, das eine war das *Paradiso*, und das andere fällt mir nicht ein, die waren so wie das Hardrock Cafe, und da waren die Rolling Stones usw., und ich hab da Konzerte gesehen, das war ein Wahnsinn für mich! Und wir haben absolut gut gelebt. Wir haben durch's Dealen genug Geld gehabt und ein Fahrrad, mit dem sind wir durch ganz Amsterdam gefahren, und genug zum Essen und jeden Abend Feste am Hausboot – das waren neun Monate Party! Das hab ich damals, mit meinen 16 Jahren, gar nicht so wirklich gecheckt, was da tatsächlich passiert. Wenn mir das heute passiert: Hurra! Da verdien ich eine Menge Geld... Vor allem war mir damals gar nicht bewusst, mit welchen Leuten ich da Kontakt hab: Musiker und Künstler usw. Eine Sensation! Ja, und damals hab ich auch meinen ersten Sex gehabt.

BL: Also, die Zeit in Amsterdam war jedenfalls eine gute Zeit. Eine Frage tut sich da auf: Was war mit dem Großvater, der wird ja recht bald gemerkt haben, dass du doch nicht in Passau gelandet bist, sondern irgendwo anders, und vor allem, dass es nicht nur übers Wochenende war.

M: Naja, die Leute, die uns besucht haben, haben mir erzählt, dass mich der Opa sucht, und Jössas!, da ist er mir wieder eingefallen. Ich hab ihm dann gleich eine Karte geschrieben: Opa, ich bin in Amsterdam, und mir geht's gut. Mehr nicht. Ich hab mich schon immer wieder gemeldet, alle paar Wochen, nicht regelmäßig, aber doch. Und wie ich nach

den neun Monaten dann wieder zurückgekommen bin, hab ich an der Tür geläutet und gefragt, ob ich wieder bei ihm wohnen darf, und er hat nur gesagt: Komm rein und erzähl. Er hat das auch irgendwie verstanden und hat nur gemeint, dass ich ihm was hätte sagen sollen, was ich tu, weil dann hätte er mir Geld mitgegeben. Naja, ich hab dann irgendwann auch die Chinesen kennengelernt, und mein Freund wollte mich ja dann auch zum Dealen bringen, und ich hab mir gedacht (flüstert und schüttelt den Kopf): Nanana! Irgendwie hab ich sicher auch Angst gehabt, dass ich ein Junkie wird, weil das hat mir gereicht, wenn ich die manchmal gesehen hab. Ich hab mich dann einfach nicht mehr wohlfühlt, und ich hab dann eigentlich noch ein bissl Geld gehabt, und zum Nikolaus, da gibt es so einen großen Umzug in Amsterdam, da hab ich beschlossen, ich geh wieder heim. Ich wäre schon gerne geblieben, aber nach neun Monaten hab ich mir gedacht, da hab ich für 17 eh schon einen Haufen erlebt. Es war eine Mordsgaudi [Riesenspaß], aber dann war Schluss. Wie ich dann daheim war, hat mir mein Großvater dann einen Job vermittelt in der Firma, wo ich gelernt hab, und dort hab ich wieder einsteigen können. Ich war davor eh schon ein paar Wochen daheim und bin nur herumgehängt. „Bua“, hat er immer gesagt „jetzt musst wieder arbeiten gehen!“ Und ich hab immer ja gesagt und sogar Insekte aus der Zeitung ausgeschnitten, und in der Früh bin ich immer aus dem Haus gegangen, aber natürlich nicht auf's Arbeitsamt, sondern schnurstracks zu meinen Freunden. Und zu Mittag bin ich aber immer pünktlich wieder zum Essen zu Hause gewesen. Natürlich hat der Opa das irgendwann durchschaut, aber nur gesagt, dass es jetzt langsam Zeit wird. Und dann hat er mir irgendwann gesagt, dass ich am nächsten Tag um 07.30 in der Arbeit sein muss. Der hat natürlich auch gewusst, ich brauch einfach einen Tritt in den Arsch, sonst geht da nichts weiter. Er hat's ja mehr oder weniger für mich gemacht, der hat schon mitgekriegt, wie mein Freundeskreis ist, und wollte mich da sicher auch schützen. Na, er war schon ein guter Mann, der Opa. Ich hab mir eh oft überlegt, das musst du erst einmal machen, das Enkelkind aufnehmen und dafür so sorgen, das ist nicht selbstverständlich, es gibt viele, die das nicht machen würden. Naja, und das ist dann so sechs Monate gegangen. Dann hab ich ein Mädchen kennengelernt, und sturer Hund, der ich war, ich bin ja Widder im Sternbild, wollt ich dann halt unbedingt mit ihr im Sommer auf Urlaub fahren, aber da hab ich noch keinen Urlaubsanspruch gehabt. Und da hab ich zu meinem Chef gesagt, entweder krieg ich den Urlaub oder ich kündige. Ja, und dann hab

ich halt auf der Stelle gekündigt, mir war der Urlaub wichtiger. In Griechenland war ich eh noch nicht, das muss ich auch sehen. Mein Großvater hat natürlich geschimpft, aber ich glaub, er war auch traurig, weil einerseits hat er sich sicher Sorgen um mich gemacht und andererseits auch wegen der Einsamkeit. Aber das sind halt alles Sachen, die kommen einem erst im Laufe der Zeit. Und solche Gschichten kannst ja eigentlich nur machen, wenn du jung bist, weil später überlegst du ganz anders, trotz Fernweh und Abenteuerlust. Ja, und der Urlaub war absolut super. Wir waren dann auch ein paar Tage von den drei Wochen in der Türkei, und die restliche Zeit sind wir von einer Insel auf die andere gefahren: Patmos, Rhodos usw. Wie ich dann wieder zu Hause war, hab ich dann eigentlich immer nur so kürzere Arbeitsverhältnisse gehabt, das waren schon ordentliche Anstellungen, aber wenn ich nicht mehr wollte, nach ein paar Monaten oder so, hab ich gekündigt. Damals war ich bei einer Spedition, im Lager, am Bau, im Gastgewerbe, also alles Mögliche. Das hat mich halt alles immer eine Zeitl interessiert, und dann hab ich wieder nix gemacht, nur Freunde getroffen, daheim herumgehängt. Dann ist der Opa auch gestorben, aber da hab ich dann komischerweise wieder geschaut, dass ich einen ordentlichen Job krieg. Bis dahin hat ja der Opa für die Miete usw. gesorgt, und ich hab ihm halt ein bissl Kostgeld gezahlt, wenn ich gearbeitet habe. Aber da ist mir klar geworden, dass ich jetzt selber schauen muss, wo ich bleib, und dann hab ich ein gute Zeit einen fixen Job gehabt. Weil plötzlich hab ich eine Wohnung gehabt, und die hab ich erhalten müssen. Ja, und irgendwann war das dann halt nicht mehr so, und dann hab ich die Wohnung hergeben müssen, weil ich ein paar Monate keine Miete gezahlt habe. Ich bin damals auf Saison nach Tirol gefahren und hab in der Wohnung ein paar Freunde wohnen lassen. Die haben dann Parties gefeiert, auch mit Drogen und so, aber auch keine Miete gezahlt, die Idioten. Und die Nachbarn haben sich auch beschwert, und das alles zusammen hat halt dazu geführt, dass ich gekündigt wurde. Ich hab noch 14.000 Schilling Ablöse gekriegt. Ich hab dann ein Zeitl bei ein paar Freunden gewohnt, einmal da und einmal dort.

BL: Das ist eigentlich formal die erste Wohnungslosigkeit gewesen.

M: (Überlegt) Stimmt, ich war ja nirgends gemeldet. Hast Recht, da war ich formal das erste Mal wohnungslos. Aber das hat mich damals eigentlich nicht belastet, das war das Unwichtigste von allem. Da waren nur Parties wichtig, die haben oft auch mehrere Tage

gedauert, und da hat man sich überhaupt keine Gedanken gemacht. Und ich war überall gern gesehen, weil ich das Geld gehabt hab und damit das Hasch zahlen konnte. Und mir war's wurscht, Hauptsache, es macht Spaß. Naja, und das ist halt ein paar Jahre so dahin gegangen. Dazwischen hab ich auch immer wieder mal ein eigenes Zimmer gehabt, weil mir das auch irgendwann auf die Nerven gegangen ist, immer von den Anderen abhängig zu sein. Das war halt, wenn ich Geld durch Gelegenheitsjobs gehabt hab, ein paar Tage dort und ein paar Tage da. Das war natürlich nicht so optimal. Ja, und dann war ich sechs Monate in der Schweiz. Meine damalige Freundin wollte unbedingt nach Paris, Stadt der Liebe usw., und mir war's wurscht, weil es war ja nichts da, das einen gehalten hätte, die Großeltern waren tot, Wohnung hat's keine gegeben, sesshaft wollt ich eh nicht unbedingt werden. Ja, also das war 1984 oder 1985, und da war dann die unglaublichste Geschichte. Wir sind getrampt und auf der Autobahn vor München gestanden, und da hat ein Paar eine Autopanne gehabt, und wir sind hingegangen, und ich hab ihnen geholfen. Es hat sich dann herausgestellt, es sind Schweizer, er war Anwalt, sie hat ganz oben auf irgendeinem Berg bei St. Gallen Ponys und Jagdhunde und Schafe gezüchtet, und wir sind halt so ins Gespräch gekommen. Sie haben uns dann für ein paar Tage auf ihren Hof eingeladen, meine Freundin wollte eigentlich nicht, aber ich war total begeistert, nur Tiere und Natur rundherum, und nach kurzer Zeit hat mich die Frau gefragt, ob ich nicht vielleicht länger bleiben möchte, um ihnen zu helfen. Ich hab ein bissl Geld gekriegt und gratis Verpflegung und ein eigenes Zimmer. Mich hat das schon gereizt, weil es auch was ganz Neues war. Und meine Freundin und ich haben dann sehr gestritten, und die große Liebe war's eh nicht, wie sie am nächsten Tag in der Früh dasteht mit den gepackten Koffern und sagt: Wir fahren jetzt! Aber da hab ich auf stur geschalten und ihr gesagt, dass sie fahren kann, wenn sie will, aber ich bleib da und komm irgendwann nach. Naja, und nach sechs Monaten haben wir uns dann in Linz wieder getroffen. Ich bin jeden Tag um Vier in der Früh aufgestanden, hab den Stall gemacht und die Tiere gefüttert, und es hat mir absolut getaugt. Aber nach sechs Monaten haben sie gesagt, dass das so nicht weitergeht, weil sie mich anmelden müssten, das aber zu teuer wäre. Es tut ihnen auch ehrlich leid, aber es geht nicht. Das war schade, aber ich hab's verstanden. Jedenfalls ist mir aus der Zeit Geld übrig geblieben, nicht viel, aber es hat ja auch kaum eine Möglichkeit gegeben, dort was auszugeben, weil das so entlegen war. Und in Linz hat mir meine Freundin

dann erzählt, dass sie in Paris war, aber dort hat sie irgendwelche schlechten Leute kennengelernt (lacht) und ist dann mit Filzläusen heimgekommen. Da hab ich mir dann auch gedacht, dass es wohl einen Sinn gehabt hat, dass ich nicht mitgekommen bin. Und so, wie es gekommen ist, war es ja auch absolut ok für mich. Ja, dann bin ich als nächstes nach Spanien, Frankreich und Marokko gefahren. Dazwischen hab ich wieder bei irgendwelchen Freunden geschlafen, auch um das Geld zu behalten. Der gute Samariter wollte ich auch nicht mehr sein, der alle sponsert, das hab ich auch schon gelernt gehabt. Und mein Freund hat dann gesagt, er kennt Leute in Frankreich und Spanien, und bei der Weinernte dort kann man gut Geld verdienen. Die Arbeit ist zwar hart, und das Geld wirklich schwer verdient, aber es war gut bezahlt. Das war in Chateauneuf-du-Pape. Das waren so Kooperativen, wie bei uns Genossenschaften, die haben dich dann auch weitervermittelt, wenn du ordentlich gearbeitet hast. Das haben wir insgesamt zwei Monate gemacht, die ganze Weinlese halt. Am Ende haben uns die Einheimischen aber mit Tränengas und Knüppeln aus dem Ort vertrieben, das war echt ein Wahnsinn. Die wollen nicht, dass du dort bleibst, die wollen, dass du sofort nach der Lese verschwindest. Da bist du nur so lange geduldet, solange du für sie arbeitest. Ja, und dann sind wir zu dritt, ein Engländer, seine Freundin und ich, auf einer uralten Maschine nach Spanien gefahren, eigentlich sind wir nur durchgefahren, weil wir wollten nach Marokko, und in Tarifa haben wir Halt gemacht, das ist der südlichste Punkt Europas. Dort ist ein Freund von ihm im Gefängnis gesessen wegen irgendeiner Drogengeschichte, und dem wollte er Geld und ein paar Sachen bringen. Dort waren wir ca. eine Woche, weil es hat ein bissl gedauert, bis er die Bewilligung gekriegt hat, ihn zu besuchen, und dann bin ich weiter nach Marrakesch und Gedama, da hab ich noch mit ein paar Touristen mit Haschisch gecheckt, und dann bin ich wieder gemütlich nach Hause getrampt. Das war alles 1986. (Pause, dann nachdenklich)

Naja, das war eigentlich ein Fehler. Wenn ich gewusst hätte, was dann passiert, wär ich nicht mehr gekommen. Während ich weg war, ist ein Freund in eine Verkehrskontrolle geraten, und ohne zwingenden Grund hat der dann angefangen, der Polizei Geschichte zu erzählen. Seine Mutter war Lehrerin, die Familie sehr angesehen, und die haben ihm halt gedroht, dass der Führerschein weg ist, wenn er nicht was erzählt. Und er hat halt erzählt, dass ich ihm dann und dann so und so viel Haschisch verkauft habe. Und deswegen haben

sie mich dann zur Fahndung ausgeschrieben. Die haben mich dann schon ziemlich lange gesucht, aber ich war nie konkret greifbar oder fassbar, weil ich ja immer unterwegs war. Wie ich von Marokko zurückgekommen bin, ist es gegangen klick-klack, und ich hab mir gedacht: Na, super! Was da los war, hab ich ja alles erst später erfahren! Das Gemeine war ja das: Ich hab immer wieder am Samstag am Flohmarkt am Hauptplatz was verkauft und hab den Typen dort noch ein paar Mal getroffen dort, aber der hat nichts gesagt und so getan, als wäre nichts. Gut, er hat dann eh noch gebüßt, zwar nicht durch mich, sondern durch ein paar Freunde von mir, aber das hat ihm auch gehört... Bis zur Verhandlung hab ich eigentlich nicht wirklich gewusst, worum's eigentlich geht, sonst hätt ich mich ja irgendwie vorbereiten können, aber ich hab so viel verkauft, oft einmal ein ganzes Kilo, dass ich überhaupt nix gewusst hab. Ja, und bei der Verhandlung... (Macht kurze Pause, denkt nach, schüttelt den Kopf, flüstert dann) Der Idiot... (Mit normaler Stimme) Ich hab dann alles abgestritten, weil ich immer noch sicher war, dass mir der Freund das erzählt hätte - blöd, ich Trottel! Und die Richterin hat mir eh gesagt, dass sie das alles wissen, und ich das gestehen soll, weil auf falsche Aussage bis zu drei Jahre stehen. Aber ich bin stur geblieben. Naja, und plötzlich geht die Tür auf, und er kommt rein und bestätigt das Ganze. Ich hab schon zwei Vorstrafen wegen Suchgiftmissbrauch gehabt und hab deshalb und wegen der Falschaussage ein Jahr bekommen und bin sofort im Gerichtssaal verhaftet worden. (Wieder Pause) Das hab ich dann in Linz abgesessen, und ich hab ja noch ein bissl Geld bei Freunden gehabt, und wie ich rausgekommen bin, hab ich mir überlegt, dass sich etwas ändern muss. Jetzt bin ich Dreißig, war ein Jahr im Gefängnis und hab für meine Gutheit eigentlich immer nur draufgezahlt, und wollte mit dem Ganzen und meinen Freunden usw. auch nichts mehr zu tun haben. Zufälligerweise hab ich über's AMS [Arbeitsmarktservice] einen Job im *Tourhotel* gekriegt und tollerweise auch gleich eine Garconniere im Angestelltenhaus vom Hotel. Die Arbeit war zwar wirklich das Letzte, da war ich Abwäscher und Mädchen für alle niederen Dienste, aber ich war zufrieden, weil das so kurz nach dem Häfen einfach trotzdem ok war. Ich war von den Leuten weg, hab einen Job und eine Wohnung gehabt, hab sogar im Wirtshausverein mit Freunden zum Fußballspielen begonnen. Und durch die Enttäuschung und den Verrat und so wollt ich einfach ein anderes Leben. Ich hab ja eh schon mehr als genug erlebt gehabt (räuspert sich), und

jetzt war's Zeit für ein neues Leben, und dass mit mir was weitergeht. (Pause, nachdenklich)

Das Tourhotel hat auch Catering gemacht bei Veranstaltungen usw., und wir konnten da freiwillig mitmachen und war schwarz ausgezahlt, also passt. (Pause) Ja, und nach einem halben Jahr war wieder so eine Veranstaltung, und ich hab ungefähr 2000 Schilling verdient, und was getrunken hab ich auch schon gehabt, und ... (Pause) Ich hab gewusst, dass ich das, was ich tu, nicht tun sollte, aber statt dass ich heim geh, weil ich eh am nächsten Tag wieder arbeiten muss, bin ich in eine Diskothek von früher gegangen, wo ich die alten Leute wieder getroffen hab. Ich hab aber die ganzen sechs Monate, wo ich gearbeitet hab, keinen Kontakt mehr gehabt, nichts. Aber ich, der Größenwahnsinnige, geh einfach dort hin, weil ich mir gedacht hab, ich hab Geld. (Pause) Und ich wollte ihnen das einfach zeigen, ich hab ja gewusst, wen ich da treff: Da schaut's her, ich hab Geld, es geht mir gut, ich führ ein anderes Leben. (Leise) Warum, weiß ich einfach nicht, ich weiß es nicht. Ich wollte einfach zeigen, mir geht's gut. Aber vernünftig war's nicht. Vernünftig war's auf keinen Fall. Ich hab ja keinem was beweisen müssen. (Wieder lauter) Mir selber hab ich's eh schon bewiesen, aber vor lauter Größenwahn geh ich halt dort hin und erzähl, ich geh arbeiten und führ ein halbwegs geregeltes Leben. Aber ich hab ihnen nicht gesagt wo, weil ich wollte nicht, dass dort einmal einer auftaucht und mich abholt, das braucht keinen interessieren. Naja, natürlich triffst die Leute, ich, der Größenwahnsinnige, zahl, zahl, zahl, ein paar Bier und eine Flasche Whiskey um ein paar hundert Schilling, so unter dem Motto: Was kostet die Welt? Größenwahn eben einfach, ich wollte beweisen, mir geht es gut, ich kann mir das leisten. (Pause)

BL: Ich glaub nicht, dass es Größenwahn ist, es ist vielleicht eher sowas wie Trotz. Du hast ja das Geld und deine fixe Anstellung, das war ja beides keine Erfindung, das war ja tatsächlich so.

M: Ja, eh. Aber was schmeiß ich da mit Geld herum?

BL: Ja natürlich, das ist eine andere Frage. Das ist natürlich fraglich sinnvoll. Aber ich kann nachvollziehen, was dich dorthin getrieben hat. Größenwahn war es – würd ich sagen - nicht. Dass es wahrscheinlich nicht gscheit war, ist eine andere Sache.

M: (Pause, schluckt schwer) Na, ganz sicher nicht. Gscheit war's ganz sicher nicht. Wahrscheinlich wollte ich denen einfach sagen, ich hab's geschafft, aus mir ist etwas geworden, ich kann mir sogar leisten, dass ich zahle und euch einlade. (Pause) Naja, ok, natürlich war dann auch ein bissl Haschisch im Spiel, ich hab eh schon seit dem Gefängnis nichts mehr geraucht, und dann auch Whiskey... Ich hab mein ganzes Leben keine harten Sachen genommen, und da auf einmal Whiskey... Weißt du, das mein ich mit Größenwahn, völlig trottelhaft ist das! Na klar, bald war ich schwerstens betrunken. (Lacht verbittert) Ja, auf jeden Fall war da ein Mädchen dabei, das ich noch von meiner früheren Zeit gekannt habe, von der Haschisch-Clique, wo wir so viele Parties gefeiert haben in den verschiedenen Wohnungen, und da hab ich mich halt wohlfühlt, das Hirn hat ausgesetzt, gefallen hat sie mir, und geil war ich auch, und irgendwie hab ich dann gemerkt, ich kann sie haben. Und passt. Und dann hat sie gefragt, ob ich was zum Rauchen daheim hab, und ich Idiot sag natürlich ja, obwohl die eh auch so mitgekommen wäre. Und meine Freunde haben mich noch gewarnt und gesagt: Lass die Finger von der Frau, die ist nicht gut! Aber je mehr sie sie mir ausreden wollten, umso sturer bin ich geworden und hab ihnen gesagt, dass sie nur neidig sind. Dass die in der Zeit, wo ich im Gefängnis gesessen bin, angefangen hat, am Strich zu gehen und ein Junkie geworden ist und mit Tabletten und so, das hab ich natürlich nicht gewusst. Die Freunde haben mich dann noch einmal gewarnt, aber ich wollte einfach nicht auf sie hören. Was ich mir in den Kopf setze, das zieh ich auch durch, wurscht ob gut oder schlecht. Naja, wurscht... (Verbittert und leiser) wurscht. (Wieder lauter) Also ich war schon so eingeraucht und betrunken, dass ich nur mehr daran denken konnte, dass ich mit ihr ins Bett wollte. (Pause) Ja, dann irgendwann um Drei in der Früh – ich war eh schon angefüllt bis zum Stehkragen, hab aber trotzdem noch eine Flasche Wein mitgenommen – sind wir halt mit dem Taxi gefahren. Und wie wir bei mir daheim waren, sagt mir sie, das weiß ich noch: Du Arschloch, ich weiß eh, dass du nichts zum Rauchen da hast! (Pause) Ich Volltrottel! (Pause, dann leise) Ich hätte auf meine Freunde hören sollen, aber grad bei sowas, wenn du spitz bist auf eine Frau, da hörst du dann auf niemanden, ich hab halt geglaubt, die wollten sie mir schlecht machen, in Wirklichkeit haben sie's nur gut gemeint. Aber da sind sie bei mir an den Richtigen gekommen... (Pause, seufzt tief) Ja, wir haben dann jedenfalls miteinander geschlafen, das hat trotz meiner Betrunkenheit und so weiter noch funktioniert, frag mich nicht wie. Und

danach liegen wir so gemütlich im Bett, sagt mir sie, so wie wir jetzt da miteinander sprechen: Du weißt eh, ich hab AIDS, ich hab dich jetzt angesteckt. Und das war, wie man so schön sagt, der Filmriss. (Längere Pause) Das war 1988, und da war AIDS noch gleichbedeutend mit Todesurteil. Damals war die Medizin noch so, dass es keine Medikamente gegeben hat, die Leute waren noch nicht so aufgeklärt, und das war gleichbedeutend mit Siechtum und Tod. Naja, Filmriss, das hat auch der Gerichtsgutachter gesagt. Da sind ja ein Haufen Leute gekommen und haben Untersuchungen gemacht, das war ja damals in der Kleinstadt Linz ein Riesenskandal mit Zeitungsberichten und und und, das ist bis dahin ja noch nie vorgekommen. Und ich hab auch die Tatrekonstruktion mitgemacht, da bekommst du so eine komische Puppe, anhand der du die Tat nachmachen musst, aber ich hab das nicht geschafft, ich hab das einfach nicht gekonnt, und mein Anwalt hat dann gesagt, das war ihm eh schon im Vorhinein klar. Auf alle Fälle bin ich dann wieder zu mir gekommen, wie alles voll Blut war. Ich weiß auch bis heute nicht, den ganzen Ablauf weiß ich bis heute nicht, der ist dann nachher so schrittweise rekonstruiert worden. Was ich noch weiß, wir sind ja zuerst noch nebeneinander gelegen, und ich bin dann auf ihr drauf gesessen und hab sie angeschrien: Du Trottel, wie kannst du mir das nicht sagen? usw. Und oberhalb von meinem Fenster war so ein kleines Bücherregal, und da war unter anderem so ein marokkanischer Krumdolch. Und das ist auch rekonstruiert worden, weil ich hätte es nicht mehr sagen können, während ich so auf sie eingeschlagen habe mit beiden Fäusten, hab ich den irgendwie zu fassen gekriegt, und durch die Schlagbewegungen hab ich scheinbar ihre Halsschlagader durchtrennt, und sie ist dann an inneren Verblutungen gestorben.

BL: An inneren oder an äußeren Verletzungen?

M: An inneren, außen hat sie natürlich schon auch geblutet, aber es waren die inneren. Und der Notarzt, der gekommen ist, hat auch gesagt, selbst wenn er direkt daneben gestanden wäre, hätte er ihr nicht helfen können bei diesen Verletzungen. Durch die Schlagbewegungen war die Halsschlagader einfach so zerfetzt, da war absolut nichts mehr zu machen. Und das Arge, das Makabere war, wie ich wieder zu mir gekommen bin – alles war rot, überall war Blut, Wahnsinn, der totale Wahnsinn, der absolute Horror! -, da hab ich mir eingebildet, sie hat noch geröchelt, das waren aber nur so Blutgeräusche,

weil das noch irgendwie gesickert ist oder so. Weil durch die Halsschlagader ist halt noch das Blut mit Sauerstoff und Luft gesickert, und ich hab mir gedacht: Hei, komm, steh auf!, dabei war sie schon tot. Aber ich hab in meinem Taumel halt geglaubt, sie atmet, ich war ja immer noch betrunken und die Drogen undundund. (Pause) Ich hab mir halt eingebildet, sie atmet, dabei war das nur eine Reaktion vom Körper, das hat ja mit Leben nichts mehr zu tun gehabt. Naja, und meinen Finger hab ich mir auch fast durchtrennt, der ist ja auch heute noch taub, und dann hab ich mir halt was herumgebunden und hab mir überlegt, was tu ich? Und ich hab mir eingebildet, weil ich hab das Ausmaß ja gar nicht begriffen, und dadurch dass ich geglaubt hab, sie lebt eh, hab ich mir gedacht, wenn ich geh und zurückkomme, geht's ihr eh wieder besser. Panik hab ich natürlich auch gehabt, einerseits hab ich mir gedacht, ich komm aus dem Gefängnis eh nie mehr wieder raus, andererseits hab ich an den AIDS-Tod gedacht, weißt eh, da kannst du nicht mehr rational denken. Ich bin dann halt ins Tourhotel rüber gegangen und hab mir dort den Finger verbinden lassen, weil der so stark geblutet hat, weil die Sehne war doch durchtrennt, und die haben mich natürlich gefragt, was los war, außerdem war mein freier Tag. Und ich hab gesagt, dass ich in der Nacht eine angesoffene Rauferei gehabt hab am Urfahrner Jahrmarkt, was hätt ich denen auch erzählen sollen? Und dann bin ich wieder heim gegangen, und dort war natürlich gar nichts, die hat nicht mehr geröchelt und war tot, und dann hab ich überlegt, was ich tu. Totale Panik. Ich hab kein Geld gehabt, keinen Pass, gar nichts. Flüchten bringt also nichts. Tot bin ich sowieso, entweder komm ich ins Gefängnis, und sonst sterb ich ja sowieso an AIDS, und so bin ich den ganzen Tag durch die Stadt getaumelt. Zu meinen Freunden hab ich mich auch nicht getraut, weil ich gewusst hab, die würden mich gleich nach ihr fragen, und dann bin ich zu einem Freund, der hat einen Bekannten, der ist Anwalt. Das war zu dem Zeitpunkt mein bester Freund, und da hab ich mir gedacht, zu dem schau ich. Naja, und dann hab ich ihm erzählt, was geschehen ist, und er sagt. Du musst dich stellen! Sag ich: Bist deppert? Ich komm aus dem Häfen nie wieder raus. Und er hat dann einen Termin mit dem Anwalt ausgemacht, und wie ich ihm das alles so erzählt hab, wie ich es halt erlebt hab, hat der auch gesagt, ich soll mich stellen. Naja, und in der Zwischenzeit (seufzt) in der Zwischenzeit, das ist das Ärgste, war in dem Haus, wo ich gewohnt hab, eine Wasserrohrbruch, und die Haustechniker haben alle Wohnungen angeschaut, ich war nicht daheim, und finden die da. Naja, die ganze Linzer

Polizei hat mich schon gesucht, aber ich hab das nicht gewusst, weil ich ja den ganzen Tag herumgeirrt bin, und die haben mich schon gesucht ein paar Stunden. Ich bin dann irgendwann auf die Polizeistation gegangen, um mich zu stellen, sagt der: Was wollen Sie da? Sag ich: Ich hab eine Tote daheim liegen. Aber der hat mir das nicht geglaubt und wollte mich wieder wegschicken! Er hat mir dann gesagt, ich soll da warten und redet mit irgendeinem Vorgesetzten, und der dürfte gewusst haben, worum's geht. Und ich war schon am Nachmittag in Aktenzeichen XY zur Fahndung ausgeschrieben, und die haben mich schon überall gesucht. Naja, und dann ist es gegangen batschbatsch, und ich hab schon die Handschellen an den Händen und Füßen gehabt. Naja, und im Gefängnis sind die dann in der U-Haft-Zeit draufgekommen, die hat gar nicht AIDS gehabt, sondern Hepatitis C. Das ist dann bei der Verhandlung rausgekommen. Da hat der Staatsanwalt gesagt, mit dem ich einen Riesenwickel hatte, weil er ein Arschloch war und mich einfach rausfordern wollte, und der hat mich politisch benützt, weil ich war ja damals *der* Fall, und das war für ihn der Karrieresprung, weil so eine Geschichte hat's in dem Ausmaß noch nicht gegeben mit Prostituierten und Drogen usw., und was mir das Genick gebrochen hat, war, dass er gesagt hat, ich hätte ja verhüten müssen. Und da hab ich geantwortet: Du Trottel, ich war ja angsoffen, und das war halt nicht absehbar. Er hat das auf jeden Fall dann so gedreht, dass er gemeint hat, dass ich mit 16 Jahren eh noch gut bedient war bei meiner Vorgeschichte.

BL: Also 16 Jahre waren das Urteil, und du bist auch wirklich keinen Tag früher rausgekommen?

M: Neinnein, ich hab das ganz ausgesessen und sogar noch zwei Monate dazu bekommen von einer älteren Strafe, von einer Rauferei.

Naja, das war 1988, und plötzlich war's 2004. Das war ja damals total utopisch für mich. Ich hab da echt lang gebraucht, bis ich einmal realisiert hab, was für ein Zeitraum das ist. Allein die Zahl! Das ist eine Zeitspanne, mit 31 bin ich eingefahren und mit 47 rausgekommen. In der Zeit gründen andere eine Familie und machen Karriere. Das ist unvorstellbar! Das rennt alles bei dir vorbei. Allein die ganze technische Geschichte, wie ich eingefahren bin, hat's noch keine Handys gegeben, also abgesehen von diesen Riesenkastln, die nur ganz wenige gehabt haben. Oder Computer, das Internet... Wenn dir da-

mals einer gesagt hätte, dass einmal jeder auf der Straße mit dem Handy geht, das hat man sich gar nicht vorstellen können, das war wie in einem Sciencefiction-Film. Im Häfen hat's ja sowieso nichts gegeben, kein Handy, keinen Fernseher, kein Radio. Einmal in der Woche hast gruppenweise fernsehen gehen dürfen. Sonst keine Zeitungen, nichts.

BL: Was habt ihr dann gemacht den ganzen Tag?

M: Irgendwelche Arbeiten, Bastelsachen, oder irgendwas im Garten oder Kartenspielen – die Zeit totschlagen halt. Das hat erst angefangen Anfang der 90er Jahre, der humane Strafvollzug, wo sie drauf gekommen sind, man muss den Leuten ja eine Chance geben, weil die meisten kommen ja irgendwann einmal wieder raus. Und das hat dann so schön langsam angefangen mit dem Beruf-Erlernen. Gärtner, Maurer, Koch usw. Und ich hab dann irgendwann angefangen, in der Werkskantine zu arbeiten, und irgendwie sind die mit der Landesberufsschule für Hotelfachkunde in Geras übereingekommen, die schicken Lehrer her und unterrichten sie genauso wie draußen. Und ich war einer der Ersten, die sich gemeldet haben.

BL: Und das war gut, nicht? Allein schon, weil der Tag strukturiert war.

M: Ich hab damals das Glück gehabt, dass ich schon ein paar Jahre in der Beamtenküche gearbeitet hab, und interessiert hat's mich auch. Schließlich essen und trinken die Leute immer, das braucht man immer. Die Lehrer haben uns dann zwei Jahre unterrichtet, intensiver halt, Praxis und Theorie, und die Prüfung war dann eigentlich auch sehr schwer, weil die Prüfer gesagt haben, die haben eh den ganzen Tag Zeit zum Lernen. Und das Gute war, dass man da ganz ein neutrales Zeugnis bekommen hat, da war nur der Stempel von Geras drauf. Das wär ja auch ironisch, wenn du ein Zeugnis hast, und da steht drauf Stein. Ich hab sogar zwei bekommen, eins für Koch und eins für Kellner.

BL: Gut, du bist also 2004 rausgekommen. Und du hast gesagt, du hast mit Linz ganz abgeschlossen und nicht mehr zurück, aus Sorge, dort immer mit deiner Vergangenheit konfrontiert zu werden.

M: Ja, einerseits das, andererseits erfährst du in Stein aber auch mehr über Wien, weil da ja viel mehr Wiener und Niederösterreicher sind, und da war ich halt mehr am Laufenden. Und in Wien bin ich anonym, da kennt mich keiner. Aber du baust dir im Gefängnis ja eine

eigene Welt auf, das ist ja wieder eine eigene Geschichte. Du willst ja nicht angreifbar sein und verletzlich. Ich hab drinnen zwei oder drei Raufereien gehabt, und dann hab ich meine Ruhe gehabt, das gehört einfach dazu. Entweder du gehst den geraden Weg, und die Leute sagen: Ok, den akzeptieren wir, oder du gehst unter. Es gibt nur genau die zwei Möglichkeiten. Entweder du kommst so durch, oder du bist ewig Sklave von irgendwelchen Typen, und da hilft dir kein Mensch, auch nicht die Beamten, die drehen sich da einfach weg.

BL: Ist der Kontakt mit Neustart noch von Stein aus zustande gekommen?

M: Ja, ein paar Monate vor der Haftentlassung haben sie mich gefragt, was ich tun möchte. Ca. zwei Jahre vor der Entlassung hab ich einmal Ausgang gehabt, das muss sein, aber mehr war da nicht, weil ich bei den Beamten auch nicht sonderlich beliebt war. Ich hab ja immer wieder anderen Häftlingen dabei geholfen, Anträge zu schreiben und ein paar andere Geschichten, und da macht man sich halt nicht besonders viele Freunde unter den Beamten. Dann war ich auch noch zweimal im Fernsehen beim Peter Resetarits für „Am Schauplatz“, da hat es damals eine Sendung gegeben, die hat sich mit Fällen beschäftigt, wo niemand genau sagen konnte, wie die eigentlich abgelaufen sind, und er hat sich da erkundigt, wer in Stein dafür in Frage kommen würde, und so ist er dann halt auf mich gekommen. (Lacht) Da war ich dann der „Filmstar“ drinnen, mein Honorar war eine Stan-ge Marlboro. Er ist eben auch noch ein zweites Mal gekommen, um zu recherchieren, wie es mit mir weiter gegangen ist. Wie ich dann draußen war, hab ich versucht, ihn zu kontaktieren, um eine Kopie von den Sendungen zu bekommen, aber das hat irgendwie nicht funktioniert, er hat nicht reagiert, aber ich hab da auch nur die Sendungsadresse gehabt, und vielleicht hat er das auch gar nicht bekommen. Mir wäre es halt wichtig, weil ich's einerseits gerne sehen würde, andererseits hab ich mir auch gedacht, er kann mir vielleicht helfen mit dem Job oder so. Schaden kann es jedenfalls nicht, werden wir schon sehen...

BL: Hat dir Neustart auch die Wohnung vermittelt? Inwiefern haben die dir geholfen?

M: Das war so: Über den Sozialen Dienst in Stein ist der Kontakt zustande gekommen, weil die haben mich nach meinen Zukunftsplänen gefragt. Und ich hab gesagt, ich möchte mich gerne in Wien niederlassen, aber keine Ahnung wie und was. Ja, und ich hab dann

gemeinsam mit einem Beamten einen Termin bei Neustart in der Zentrale in der Gumpendorfer Straße gekriegt und hab dort einmal gesagt, was ich gerne haben würde: eine Wohnung und ein Zimmer und vielleicht auch einen Job, wenn das überhaupt möglich ist, und die haben gesagt, sie kümmern sich darum und melden sich bei mir. Sie haben mir dann geschrieben, dass sie eine Garconniere für mich haben in der Heinestraße im 2. Bezirk, und ich soll mich bei ihnen melden, wenn ich entlassen werde. Und das hat dann auch geklappt, für drei Monate hab ich dort gewohnt, dann hat der Besitzer aber das Haus verkauft und wir mussten ausziehen dort. Dann bin ich in eine WG am Gumpendorfer Gürtel gekommen. Dort war auch das mit dem Selbstmordversuch. Das ist befristet für zwei Jahre, du musst dich verpflichten, dass du arbeiten gehst, weil du musst ja auch Miete zahlen, und danach checken die das mit der Gemeinde Wien, dass du auf die Liste für eine Gemeindewohnung kommst. Dafür musst du zumindest zwei Jahre in Wien gemeldet sein, und dein Betreuer muss da intervenieren und sagen, dass du verlässlich bist, und es keine besonderen Vorkommnisse gibt usw.

BL: Wann war dann die Zeit deiner Wohnungslosigkeit?

M: Das war im Dezember 2006. Der Antrag für eine Gemeindewohnung ist schon gelaufen, und ich hätte ca. zwei Monate später eine bekommen, das war schon befürwortet, und mein Auszug war schon geplant.

BL: Was ist dann passiert?

M: Mein Selbstmordversuch, da fängt die Geschichte jetzt an: Ich hab keine Miete mehr bezahlt, weil ich hab ja auch kein Geld mehr gehabt, und da hat mich der eben im OWS besucht und gesagt, so leid es ihm tut, aber ich kann mein Zimmer nicht behalten, weil so viele Leute auf das Zimmer warten, und sie das nicht einfach leer stehen lassen können. Tut uns leid (Tritt in Arsch auf gut Deutsch), schau, wo du bleibst.

BL: Dann war also die betreute Wohnung weg und gleichzeitig auch die Chance auf eine Gemeindewohnung, weil die Voraussetzung eines gleitenden Übergangs nicht mehr erfüllt würde?

M: Genau, du sagst es. Ok, und da ist dann eben der Primar zu mir gekommen und hat mit mir besprochen, wie es nach Entlassung weitergehen soll. Darf ich mir noch ein Bier bestellen? Magst du auch noch was?

BL: Ja, gerne noch ein Mineralwasser. (Gibt Bestellung auf) Also das ist schon eine ausgefüllte Lebensgeschichte...

M: Ja, zweifellos. Ich kenne einige, die wesentlich älter sind und nichts erlebt haben. Obwohl ich hab einiges erlebt, auf das ich verzichten könnte – gerne auch noch. Aber es ist halt, wo ich mir denke, das ist Schicksal, aber das glaub ich alles nicht.

BL: Was ist es dann?

M: Ich weiß nicht. Ich denke mir dann immer, es hat mir ja keiner angeschafft, dass ich mein Leben so führe, aber die Geschichte mit dem Mord ist passiert, auch wenn es sich blöd anhört, das ist einfach passiert.

BL: Aber das ist dann eigentlich schon Schicksal, oder?

M: (Überlegt) Ja, Schicksal. Manche sagen halt, das ist vorbestimmt, und das glaub ich nicht. Ich hab natürlich jahrelang überlegt im Gefängnis – weil da hast du ja auch genug Zeit dazu –, warum ist gerade mir das passiert, und warum hab ich gerade an dem Abend das erste Mal Whiskey getrunken, und warum bin ich gerade an dem Abend auf die gestoßen, und warum sagt die mir erst nach dem Sex das mit dem AIDS usw. (Pause, sehr nachdenklich) Aber dann fällt mir wieder ein, wie eines Tages bei irgendeiner Gartenpartie mein Stiefvater zu mir den Satz gesagt hat: „Du Bastard! wirst eh irgendwann im Häfen [Gefängnis] landen, das kann ich dir jetzt schon sagen!“ Da war ich aber Dreizehn oder Vierzehn. Und das kommt dann natürlich im Häfen, da hast ja viel zu viel Zeit zum Grübeln und zum Denken. Aber ich glaube, ich hab für mich das Beste gemacht, was ich hab machen können: Ich hab zwei Berufe gelernt und verschiedene Kurse gemacht, Englisch, Computer und viel gelesen. Ich hab zumindest die Zeit genutzt, weil ich mir gedacht hab, irgendwann komm ich ja wieder raus, und das Leben geht ja trotzdem weiter.

BL: Du hast eigentlich nicht den Mut verloren. Und so gesehen passt das mit dem Selbstmordversuch – und ich sage das völlig wertfrei, nicht dass du meinst, ich urteile darüber – nicht in das Konzept, weil selbst wenn du unzählige Male verzweifelt bist und auch große

Schuldgefühle hattest und immer noch hast wegen des Mordes, aber trotzdem bist du am Weg geblieben und hast nicht aufgegeben und immer wieder nach vorne geschaut.

M: Ja, das hab ich mir auch gedacht: Jetzt hab ich eh schon so viel durchgemacht, und das musst du ja auch erst einmal alles aushalten und auf einmal... Man glaubt, man hat das Schlimmste schon hinter sich. Aber die sechzehn Jahre waren nicht das Schlimmste, das beginnt erst ab der Entlassung, da beginnt der Kampf ums Überleben, das Hoffnungslose, deine Vergangenheit... Ich hab heute immer wieder Alpträume, wo ich einen total intensiven Blutgeruch in der Nase hab, so als wäre neben mir eine Tote, eine Blutlache, gar nicht die ganze Geschichte, sondern nur dieser Blutgeruch. Weißt du, am Computer kannst du eine Datei löschen, aber das, das kannst du nicht löschen, das bleibt.

BL: Aber du musstest lernen, damit zu leben, und ich denke, das ist eine unfassbare Herausforderung.

M: (Sehr leise) Ja, das ist schwer. Das ist ganz schwer. (Wieder lauter) Aber es ist ein Teil von meinem Leben, das ist auch das, was es nicht unbedingt leichter macht. Als Beispiel: Jetzt hab ich Glück mit einem Job. Ich arbeite tageweise bei *Fix und Fertig* [sozialökonomischer Betrieb der Suchthilfe Wien gGmbH], das ist so ein Verein Wiener Sozialprojekte, das ist für ehemalige Drogenabhängige oder Langzeitarbeitslose oder Haftentlassene, die haben dort die Möglichkeit, sich tageweise ein bissl ein Geld zu verdienen. Ich krieg jetzt Arbeitslosengeld, weil ich ein Zeitl in einem Lokal gearbeitet hab, und dazu Sozialhilfe, und weil das ein bissl weniger als das Existenzminimum ist, kann ich sechzehn Mal im Monat dazu verdienen. Das geht von 10.00 bis 15.00, und für die fünf Stunden bekomme ich zwanzig Euro. Das ist eine Versandtätigkeit, wir geben Broschüren in Kuverts und kleben die Adresspickerl drauf, es ist eine genaue Arbeit, weil das muss alles grad sein und ordentlich, natürlich ist es keine schwere oder schwierige Aufgabe, aber es muss passen, weil die Firma lebt von den Aufträgen der Kunden. Und ich bin bei solchen Dingen sehr genau, das muss wirklich ordentlich sein.

Aber weil wir vorhin geredet haben von der Akzeptanz: Es fängt schon an nach der Haftentlassung mit der Jobsuche. Jeder Chef will wissen, was du die letzten Jahre gemacht und gearbeitet hast. Ich muss natürlich nicht die Wahrheit sagen, ich wäre blöd, wenn ich das mache, da brauch ich mich gar nicht erst vorstellen gehen. Aber dann muss ich halt

immer irgendeine Geschichte erzählen, weil mit der Wahrheit kann kaum einer umgehen, und das kann ich auch gar nicht verlangen.

BL: Und das ist auch etwas, womit du jetzt noch kämpfst?

M: Ja, klar. Darum bin ich auch froh, dass es solche Projekte gibt, wo ich zumindest ein bissl was dazu verdienen kann. So kann ich meine Miete zahlen und die Stromrechnung, und zum Leben bleibt mir halt ... ja... ein bissl was. Naja, und da gibt's z.B. Jobs, da musst du ein Leumundszeugnis bringen, und das ist eine Tatsache, über die kann man nicht hinwegsehen, das werd ich haben, bis ich sterbe. Das Gleiche ist mit der Pension: Für die sechzehn Jahre, die ich eingesperrt war, krieg ich natürlich gar nichts, ich war nur kranken- und unfallversichert, aber nicht pensionsversichert. Aber wenn ich das Geld hätte, um die Jahre nachzukaufen, würde ich eher die Konzessionsprüfung machen und mich selbstständig machen und ein Lokal eröffnen – absolut kein Problem. Aber dafür fehlt mir einfach das Geld.

BL: Noch einmal zurück, um das Kapitel abzuschließen, wie ist es denn dann weitergegangen nach den zwei Monaten im OWS?

M: Ja, jetzt kommt eigentlich erst das Kapitel Obdachlosigkeit und der Grüne Kreis! Das sind halt alles Stationen, aber irgendwie gehört's ja dann doch zusammen. Man könnte da ja tagelang philosophieren. Naja, also zum Leben bleibt, wiegesagt, nicht viel, aber das geht schon. Das Wichtigste ist: Nichts Illegales mehr!

BL: Das ist ein sehr guter Vorsatz!

M: Ja, klar. Stell dir vor, egal was ich mach, wo ein anderer eine bedingte kriegt, krieg ich gleich die volle Länge. Das hängt wie ein Damoklesschwert über mir, egal was ist, und wenn's nur eine Kleinigkeit ist. Unlängst war ich z.B. Zeuge eines Verkehrsunfalls. Einem Taxifahrer fährt hinten einer rein, und ich geh hin und sag, dass ich ihm als Zeuge gehen kann. Vor 14 Tagen geh ich dann auf die Polizeistation wegen dem Protokoll, fragt mich der nach Vorstrafen, und während ich mir noch überlege, was ich ihm antworte, sagt der, er kennt sich eh schon aus und schaut mich auf einmal an, wie nur was, und geht einen Schritt zurück. Da hab ich mir gedacht: Nie wieder! Das mach ich nie wieder! Verstehst, und da weiß ich, ich brauch nicht einmal bei Rot über die Kreuzung zu gehen... (Pause,

seufzt tief, schluckt) Naja, ok... (Versucht, den Faden zu finden) Ja, genau, kurz vor der Entlassung war also das Gespräch mit dem Primar, der wollte wissen, wie's mit mir weitergeht. Er hat ja eh die ganze Geschichte gekannt, weil es hat ja keinen Sinn, wenn ich da irgendwas erfinde. Und ich hab mir gedacht, ich kann nur Hilfe kriegen, wenn ich denen sag, was Sache ist. Also, ich hab gesagt, dass ich nicht weiß, wie's weitergehen soll. Entweder probier' ich den Suizid noch einmal, aber dieses Mal gscheit, also so, dass mich keiner findet. Wer weiß, ob's mir jetzt besser ginge, wenn das funktioniert hätte... Oder ich probier's halt doch, weil die Therapie hab ich ja mehr oder weniger erfolgreich gemacht, und irgendwann werd ich entlassen, ich bin ja kein Pflegepatient. Mein Gewand und meinen Computer und meine Papiere, das war alles bei Neustart zwischengelagert, und die Betreuer haben mich auch manchmal besucht und mir gesagt, dass sie das alles für mich aufheben, aber mehr können sie mir halt nicht helfen, auch wenn sie gerne wollten, weil sie einfach keine Möglichkeiten haben. So hab ich halt gesagt, ich weiß es nicht, wenn ich hier rausgehe, weiß ich nicht, wo ich schlafen soll, wo ich hingehen soll. Zu meinen beiden Freunden konnte ich auf keinen Fall. Keine Ahnung also, was ich mach. Vielleicht geh ich auch wieder zurück zu meinen Leuten und hau mir wieder irgendein Zeugs rein. Meine Gedanken waren eher, dass ich's wieder probier. Ich hab keinen Ausweg gesehen, keine Chance. Ich war zwar körperlich clean, aber nicht psychisch. Ich hab damals auch mit Obdachlosigkeit keine Erfahrung gehabt. Wie ich nach Wien gekommen bin, hab ich sowieso mein Zimmer gehabt, und das war halt jetzt alles vorbei. Der Primar hat mich dann gefragt, ob ich vom Grünen Kreis schon einmal etwas gehört habe. Das ist eine Langzeittherapie-Einrichtung, Genaues kann er mir aber nicht sagen, aber es kommt regelmäßig ein Betreuer vorbei, und mit dem kann er mich zusammenbringen. Ich hab gleich zugesagt, weil ich hab ja absolut nichts zu verlieren gehabt. Und ein paar Tage später ist der gekommen und hat mir erklärt, dass es in Niederösterreich ein paar Bauernhöfe gibt, die leergestanden sind und die die Bewohner selber hergerichtet haben. Da geht's vor allem um Drogenentzug und Therapie durch Arbeit, und ich war mit Abstand der Älteste, weil die Kernklientel zwischen Zwanzig und Dreißig ist. Die haben halt alle eine Drogenvergangenheit, keine Perspektive, kommen aus desolaten Familien, also wirklich überhaupt keine Basis, nichts. Der Entzug ist ja eines, das ist der erste Schritt, aber wenn du keine Perspektive hast, fällst du ja sofort wieder zurück in dein altes Leben, weil da

kennst du dich aus , und da fühlst du dich wohl. Und irgendwann einmal kommt dann die Überdosis, weil's nicht mehr geht, und du auch keine Kraft mehr hast. Dort lernt man auf jeden Fall, auf eigenen Füßen zu stehen, sich was zu schaffen, du kannst dort auch verschiedene Berufe lernen, die vermitteln dich weiter. Die Therapie geht über sechs, zwölf oder 18 Monate, und in der Zeit kannst du halt mit therapeutischer Hilfe schauen, irgendeine Struktur aufzubauen für die Zeit nach der Therapie. Das Ganze ist eigentlich zugeschnitten für junge Leute. Ich war ja alt, das ist dann ein bissl ein anderes Problem. Am Anfang hast du dort einmal einen medizinischen Check, da wird geschaut, was kannst du machen, weil jeder hat dort seinen eigenen Aufgabenbereich, dort gibt's verschiedene Tiere oder Renovierungsarbeiten, damit du körperlich wieder in Schuss kommst. Eines der Hauptaugenmerke wird auch auf Sport gelegt, also körperliche Betätigung, dass du wieder belastbar wirst. Die meisten hatten auch durch die Vergangenheit AIDS oder Hepatitis, das ist halt einmal so. Naja, und sie haben gesagt, sie checken mich einmal körperlich, und ich soll nicht verzweifeln, weil es gibt einfach eine Möglichkeit, es geht weiter, zumindest einmal die nächsten Monate. Es geht ein Stückl weiter. (Wischt sich über die Stirn) Ist es so heiß hier herinnen?

BL: Mir ist nicht heiß.

M: (Lacht) Na, dann sind es entweder die drei Bier oder die ganzen Geschichten. Reicht die Aufnahmekapazität? Weil das geht ja jetzt schon fast vier Stunden das Interview.

BL: Das geht noch gut.

M: Ich hab also gesagt, ich probier's einmal. Weil von meinem Alter gehör ich ja eigentlich nicht zum Zielpublikum. Die zweite Kategorie waren die mit Vorstrafen, da nennt sich das dann „Therapie statt Strafe“. Der Richter kann bei kleineren Delikten entweder die Strafe aussprechen, oder den Vorschlag für eine Therapie machen. Damit tun sich aber viele schwer, weil der Druck ein ganz anderer ist, als wenn man, so wie ich, freiwillig dort ist. Ich hab ja gewusst, ich kann jederzeit gehen. Das können die aber nicht, weil dann müssen sie die Strafe absitzen, wobei dir die Zeit, die du dort verbringst, nicht angerechnet wird auf die Haft. Aber die Gefahr eines Rückfalls ist natürlich zehnmal höher, wenn du das nur machst, um dir das Gefängnis zu ersparen. Etwas, das du unter Zwang machst, ist natürlich viel weniger zielführend. Ins Leben gerufen hat das der Primar Pernhaupt Ende

der 80er-Jahre mit Spenden. Erst war es ein Hof, mittlerweile sind es sieben für verschiedene Institutionen, z.B. ein Mutter-Kind-Hof. Wir waren in der Nähe von St. Corona. Ich hab's aber absolut super gefunden. Ich hab aber das Pech gehabt, dass ich mir einen Leistenbruch zugezogen hab, jetzt hat das die ganze Prozedur verzögert, weil ich beim Sport nicht teilnehmen konnte. Ich hab dort auch die Therapie für die Hepatitis C angefangen, das war auch das erste Mal, weil im Gefängnis hab ich nichts bekommen, weil die gesagt haben, es ist zu kostenintensiv. Außerdem musst du das ja auch erst einmal aushalten, es ist wie eine Chemotherapie, eine chemische Keule. Der Körper reagiert stark, es ist aber auch psychisch schwer zu verkraften, da gibt es immer wieder Selbstmorde während der Therapie. Du kriegst da die ganzen Nebenwirkungen ja voll mit, weil es den Körper ja stark belastet, und wenn der Körper auch noch geschwächt ist durch die Drogen, wird's echt heavy.

BL: Du hast das aber durchgestanden?

M: Nein, eben nicht. Ich hab nicht können und nicht dürfen. Ich hab das im KH Neunkirchen gemacht, aber es gibt vier verschiedene Hauptstämme mit unterschiedlichen Unterstämmen, aber nach vier Monaten ist das Virus so aggressiv geworden und hat den Körper so angegriffen, dass die im Spital gesagt haben, dass ich aufhören muss, weil ich sonst sterbe in den nächsten Monaten. Die Symptome sind wie die einer starken Grippe, mit Gliederschmerzen, Gelenkschmerzen, Kurzatmigkeit, du kannst keine Stiege mehr in einem raufgehen. Dann ist bei mir ja noch der Leistenbruch dazukommen. Bei mir sind also nicht nur die aggressiven Zellen abgetötet worden, sondern auch viele gute. Wir haben dann mit den Ärzten besprochen, dass ich mit der Therapie aufhöre und warte, bis es neue Medikamente gibt, die meinem Körper nicht so zusetzen. Das Schwierige ist ja auch, dass das Virus immer wieder mutiert und damit resistent wird gegen die Behandlung. Ja, jetzt hab ich die Hepatitis seit über zwanzig Jahren, und am Anfang hat man mir gesagt, ich kann zwischen zwanzig und dreißig Jahren damit leben. Das ist irgendwie echt ein Teufelskreis. Jedenfalls bin ich noch nicht chemisch verseucht. Und es betrifft sicher viel mehr Leute als man glaubt, vor allem sicher junge.

Dort war ich jedenfalls gut integriert. Am Hof war ich bis Dezember 2007, also zehn Monate. Ich hab blöderweise irgendwann einmal einen Rückfall gebaut, gleich bei meinem

ersten Ausgang. (Nachdenklich, dann stockend) Mit Morphium. Ich Volltrottel. Vom Karlsplatz. Neugier. Oder besser Blödheit. (Wieder lauter) Auf jeden Fall bist du die ersten drei Monate kaserniert, da darfst du mit deinen Freunden und Verwandten keinen Kontakt haben, du hast auch Handyverbot, damit du dich ganz konzentrierst auf das Hier und Jetzt. Auf den Boden der Tatsachen zurückkommen und Zeit haben, um herauszufinden, ob das etwas ist für mich. Und das ganz ohne Einfluss von außen, du bist völlig abgeschnitten von der Umwelt. Du sollst erst einmal landen. Das heißt Kontaktsperre und hat absolut Sinn. Damit du von niemandem beeinflusst werden kannst, auch zwischen Bewohnern unter den verschiedenen Höfen, das machen ja auch oft Paare, die sind dann aber auf anderen Höfen, damit sie sich nicht gegenseitig runterziehen können. Drogenbeziehungen sind aber sowieso von vornherein zum Scheitern verurteilt, das ist eine Tatsache. Das Ganze war also absolut ok, ich hab den Leistenbruch auskuriert und mit der Therapie angefangen, die ersten vier Monate, bis ich aufhören musste. Das war dann aber schon ein ziemlicher Einbruch oder Schnitt, weil du hegst ja die Hoffnung: Da hab ich eine Chance, dass ich wieder gesund werde und was mach für mich. Heraußen hast du ja kaum so die Chance, dass du Therapie mit so viel Unterstützung machst. Drinnen hast du ja immer Begleitung, und wenn's dir psychisch schlecht geht durch die Therapie, sind immer Leute da, die dir helfen. Man ist ja auch nicht arbeitsfähig, man ist ja zu schwach und schweißgebadet und wie tot. Und welcher Chef akzeptiert das schon, dass du so oft ausfällst. Ich hab mich also eigentlich darauf gefreut, und gefallen hat's mir auch, allein schon die viele Natur herum und die Tiere. Wir waren fünfzehn Leute, und jeder hatte seine Aufgabe. Das haben ja die meisten jungen Leute gar nicht gekannt, Verantwortung und Struktur usw. Und das war eine neue Erfahrung für viele, für etwas gut zu sein und nicht nur der gschissene Junkie zu sein, den alle verachten. Das ist einfach ein psychologischer Effekt. Und die Jungen sind einfach noch gezielter zu formen als ein Alter. Die haben ja oft mit Zwölf die Schule abgebrochen und sind gleich einmal abgerutscht. Ich war der Katzen-Papa, ich hab ja immer schon Katzen und Hunde gehabt. Das hat eh gepasst, absolut super. Der Hof ist mit Holz geheizt worden, auch das Warmwasser, und das war mein Verantwortungsbereich, der Heizer (Lacht). Ja, und jeder, der neu auf den Hof kommt, muss einmal die ersten beiden Wochen in die Küche. Es war ja ein Selbstversorgerhof, eine Woche kochen und davor eine Woche abwaschen. Ja, und wie die herausgefunden ha-

ben, dass ich Koch bin, haben sie gleich gesagt, dass ich die Neuen einschulen soll. Aber das wollte ich ja gar nicht! Es war ein Spaß, aber ich wollte nicht die Verantwortung auch noch haben, ich hab ja eh schon genug mit mir zu tun gehabt! Ich wollte das nicht, aber ich hab ja eh nicht auskönnen. Am Anfang hab ich eh die Nerven weggehaut, weil man muss sich ja durchsetzen gegen die verschiedenen Essgelüste der Leute. Außerdem hat's einen bestimmten Etat gegeben, und mit dem musstest du durchkommen, also genaue Kostenaufstellungen und Speisepläne machen usw. Wie im echten Leben halt. Wenn du Scheiß gebaut hast, haben alle nichts zum Essen gehabt. Das war also viel, weil ich bin ja mit mir selber kaum zurecht gekommen.

Ich versuche, mich kurz zu fassen, aber es fällt mir dann immer wieder noch so viel ein, und so lange wie mit dir hab ich überhaupt noch nie mit jemandem über mich gesprochen. Es macht mir absolut Spaß, weil sonst würd ich ja auch nicht bei zwei Jahren beginnen und das alles erzählen, obwohl das sind ja auch alles nur Splitter meines Lebens.

BL: Das freut mich sehr. So haben wir auch beide etwas davon.

M: Absolut. Das ist absolut gut für mich. Jetzt aber weiter. Also, die Hierarchie vom Grünen Kreis war so, das sind jetzt die ganzen negativen Sachen, die betreffen mich eigentlich nicht, und ich will da jetzt auch nichts Schlechtes erzählen, aber die gehören halt auch dazu. Viele Leute wurden da auch psychisch gebrochen in ihrer Persönlichkeit, das hat bis hin zu Selbstmorden geführt und so. Aber das ist nicht meine Geschichte, das ist die Grüner Kreis-Geschichte, die sind ja auch teilweise bekannt geworden. Aber für mich war's absolut ok. Die meisten Höfe waren ja desolate oder lange unbewohnte Höfe, die dieser gemeinnützige Verein gekauft hat, und die die Bewohner zum Großteil instand setzen. Jeder Hof hat seine eigene Struktur. Bei uns waren immer Zwei-Mann-Zimmer auf dem Hof, der zirka zweihundert Jahre alt war, mit Scheune und Ställen usw. Zwischen den Zimmern waren Dusche und Klo und dann wieder ein zwei-Mann-Zimmer, also immer Vierer-Wohneinheiten. Ich hab das Glück gehabt, dass ich mit einem Mann im Zimmer war, mit dem ich mich gut verstanden hab, obwohl der zwanzig Jahre jünger war. Wir haben uns relativ gut verstanden, er war auch schon einmal im Gefängnis, und vielleicht verbindet das auch irgendwie. Irgendwie hat sich das so rauskristallisiert, dass ihnen das gar nicht so unbedingt Recht war, dass wir uns so gut verstehen, weil je besser sich zwei

verstehen, umso schwieriger wird es, von außen einzugreifen und zu formen. Und sie haben halt gesagt, dass mich der bewundert, weil ich so lange im Gefängnis war. Da hab ich mir schon gedacht, die sind deppert. Irgendwie hat ihnen das halt nicht gepasst. Er war ja so ein Skinhead-Typ, hat immer *Rammstein* gehört mit so Neonazi-Texten, und wie ich gekommen bin, ist er halt irgendwie ruhiger geworden.

BL: Wahrscheinlich, weil du auch so ein Friedlicher bist.

M: Na, der scheint trügt, glaub nicht alles, was du siehst! Friedlich bin ich nur, so lange man mich in Ruhe lässt. Ich kann schon auch ganz anders. Aber stimmt schon, eigentlich bin ich schon friedlich. Es kommt halt immer drauf an, aber ich halt sicher nicht die linke Backe auch hin. Aber so lange man mir oder meiner Freundin nichts tut, bin ich ganz friedlich.

(Denkt nach) Du sagst, ich helf dir, mit dem Interview, aber das hilft mir auch. Weil ich mir das alles wieder einmal von der Seele reden kann. Das tut gut. Ich muss nur immer aufpassen, dass mir nicht Tränen kommen.

BL: (Ruhig) Das ist auch kein Problem.

M: Na für mich schon! Vor dir halt.

BL: Vor mir? Wieso? Da gibt's überhaupt keinen Anlass, das ist völlig ok.

M: Männer dürfen nicht weinen. Nicht vor Selbstmitleid oder so.

BL: So ein Blödsinn! Das sind ja auch ganz bewegende Sachen, die du erzählst. Ich bewundere deine Selbstbeherrschung sowieso, aber es ist nicht nötig. Ich fürcht mich nicht, und ich renn nicht davon, das ist einfach ok.

M: (Leiser) Na, aber ich muss mich schon sehr beherrschen, dass ich da nicht fünf Minuten zu weinen anfang.

BL: Wenn's so sein soll, ist das auch total in Ordnung. Du musst überlegen, was da vor sich geht: Du erzählst mir in diesen relativ wenigen Stunden diese ganzen Tragödien, die sich abgespielt haben, und natürlich braucht es da ein Regulativ, das wäre doch komisch, wenn dich das nicht bewegen würde, das bewegt ja auch mich. Und es hat ja auch seinen Sinn, wenn man weint.

M: Ja, aber ich weiß ja nicht, wie du das empfindest.

BL: Das ist einfach so. Wenn man traurig ist, weint man. Mach dir bitte keine Gedanken.

M: Na gut, passt. Wir haben also nach zehn Monaten dann einmal gemeinsam Ausgang gehabt. Man musste da ganz genau, und zwar auf die Minute genau, einen Zeitplan erstellen: Zwei Stunden Fußmarsch zum Bahnhof nach Aspang, also ich geh um 07.30 vom Hof weg, steig um 09.17 in den Zug ein, komm um 11.05 in Wien an usw. Die Ausgänge sind dazu da, dass man auf Wohnungs- und Arbeitssuche geht, und das wird auch minutiös überprüft. Das ist wie beim Orwell – Big brother is watching you! Ja, wir haben den gleichen Therapeuten gehabt, und wir beide haben uns gut verstanden und kaum Geheimnisse voreinander gehabt. Der Therapeut ist aus der Wirtschaft gekommen und ist auf den Hof gekommen, ohne irgendeine Ahnung über Drogen zu haben. Keine Ahnung, wie der auf den Hof gekommen ist, wahrscheinlich Freunderlwirtschaft oder so. Und er hat auch immer so getan, als wäre er der große Experte und hat uns immer erzählt, wie das Leben so läuft. Und dem hab ich natürlich nahezu gar nichts erzählt, dem hat man einfach nicht trauen können. Den hab ich ziemlich schnell durchschaut. Er hat halt immer so väterliche Ratschläge erteilt und mich auch immer wieder nach meinem Zimmerkollegen gefragt. Aber da hat er nichts erfahren. Er wollte eigentlich, dass ich seinen Job übernehme und mit dem Zimmerkollegen arbeite. Da hab ich mir aber gedacht, dass das ja völlig am Therapieziel vorbeigeht, weil ich brauch ja Hilfe, der Kollege ist eine andere Geschichte. Gleichzeitig wollte er ihm immer ausreden, dass er mich als Vorbild sieht. Der war natürlich auf Grund seines Skinhead-Backgrounds ziemlich aggressiv, hat von klein auf gelernt, sich durchzusetzen, weil das waren extrem schwierige Kindheitsverhältnisse, er ist immer geschlagen worden usw. Er ist aber immer weniger aggressiver und ruhiger geworden, weil ich hab ja auch lang und viel mit ihm geredet, wir waren ja mehr oder weniger 24 Stunden am Tag zusammen. Ich bin nach dem Ausflug jedenfalls wieder zurückgekommen, er aber nicht. Und dann haben sie natürlich gesagt, dass sie das eh gewusst haben, und dass das mein schlechter Einfluss war usw. Und ich hab gefragt: Ja, wie-so habt's uns dann gemeinsam weggelassen? Das war doch eure Entscheidung! -Naja, ist ja wurscht. Wir waren also gemeinsam unterwegs, ich bin zu Neustart gegangen, um mich für eine Gemeindewohnung anzumelden, und dann hat der Freund vorgeschlagen, dass

wir am Karlsplatz gehen. Ich wollte das aber nicht, weil da sind genau die Leute, die ich eigentlich nicht sehen wollte. Aber wir haben halt das Hirn ausgeschaltet und nicht nachgedacht. Er wollte sich dann was reinhauen, das wollte ich auch nicht. Ich hab ja genau gewusst, dass wir einen Alko- und Harntest abgeben müssen, sobald wir zurückkommen, das war sogar, wenn wir mit den Betreuern gemeinsam einen Ausflug gemacht haben oder so. Und wenn da was passiert ist, musstest du vor der ganzen Gruppe, also fünfzehn Leuten und zwei Betreuern, Rede und Antwort stehen, und alle sind dich angegangen, wie man das denn machen kann usw. Die fetzen dann auf dich hin, du musst einen Bericht schreiben, also Psychoterror vom Feinsten. Ich hab also gefragt, wozu wir uns das antun sollen. – Aber wir haben's uns angetan. Mir war's einfach komplett wurscht. Ich hab genau gewusst, irgendetwas wird passieren, wenn ich zurückkomme, dem muss ich mich stellen, also was soll's. Naja, dann lernt der Idiot irgendein Mädchen kennen und will bei der übernachten. Er hat aber vom Gericht die Auflage gehabt, die Therapie zu machen, das war das „Therapie statt Strafe“-Projekt, und er hätte noch drei oder vier Monate gehabt, dann wäre er fertig gewesen. Er hat gleich Herzerln in den Augen gehabt und ja über zehn Monate auch schon keine Frau gehabt..., kann ich alles verstehen. Aber ich hab gesagt: Sei nicht so deppert, du hast nur mehr ganz eine kurze Zeit, das wirst du doch nicht jetzt auf's Spiel setzen! Du hast einen Dreier offen, vergiss das nicht! Aber es war alles zwecklos. Ich hab gesagt, dass ich auf jeden Fall zurückfahre, was kann mir denn schon groß passieren, die Standpauke muss ich halt über mich ergehen lassen, aber wurscht. Das hab ich in Kauf genommen. Ich hab ihn so weit gebracht, dass er bis zum Bahnhof mitgekommen ist, aber da hat ihn dann die Freundin angerufen, und aus war's. Er war ja auch obdachlos, und wahrscheinlich war er einfach froh, dass er irgendwo wohnen konnte, – deppert. Im Gefängnis war er jedenfalls, ich hab ihn auch vor kurzem wieder getroffen. Wie ich dann zurück war, hat es eben dieses Tribunal gegeben, wo ich allen Rede und Antwort geben musst, da bin ich mir vorgekommen wie im Film und hab mir gedacht: Das darf ja nicht wahr sein, ausgerechnet ihr redet, ihr seid ja um nichts besser als ich! Ich hab halt nicht versucht, irgendein Gschichtl zu erzählen, sondern hab blöderweise gesagt, dass es mir wurscht war. Genau in dem Augenblick, in dem ich das gemacht habe, war's mir wurscht. Aber jetzt weiß ich, ich hätte dort in Selbstmitleid versinken sollen und Entschuldigungen und Ausreden erfinden. Und im Endeffekt war es so, dass ich

am nächsten Tag gehen musste. Ich bin also dagestanden mit genau zwei Plastiksackerln, mit einem bissl Gewand und Laufschuhen drin, ein paar CDs usw., und das war's. Der kleine Rest ist in schwarze Müllsäcke gestopft und in die Zentrale geschickt worden. Dort hab ich dann einmal in der Woche vorbeigeschaut und die auf Knien angefleht, die Sachen nicht wegzuschmeißen, bis ich wieder eine Wohnung hab. Ich bemü mich eh und schau, aber es dauert halt noch ein bissl. Die haben natürlich auch nicht viel Platz, das ist ja kein Warenlager dort, aber auf jeden Fall haben sie's aufbehalten, weil sie gesehen hab, ich bemü mich und komm regelmäßig, und mit ein bissl gutem Willen von ihnen geht's ja dann auch. Aber oft genug schmeißen sie die Sachen auch weg oder geben sie der Caritas, wenn man sich da nicht drum kümmert. Das war am 17. Dezember, ich steh mit fünfzig Euro Taschengeld am Franz-Josefs-Bahnhof und weiß nicht, wohin. Das war mein zweiter Eindruck von Wien. Der erste war nach der Haftentlassung, aber da hab ich gewusst, es gibt Neustart, und da muss ich hin. Aber da, da hat's geschneit, das war ein saukalter Winter, da war ich... (Pause, schluckt mehrmals) Meine erste Überlegung war halt, wo kann ich hingehen, wo kenn ich jemanden? - Am Karlsplatz. Das war der einzige Ort, wo ich mir gedacht hab, dass ich vielleicht jemanden treff, den ich kenn. Sonst hab ich absolut keine Idee gehabt, wo ich hin könnte. Keine Ahnung. (Pause) Zu Neustart, das wollt ich nicht, da hätt ich mich geschämt, außerdem waren die ja auch gar nicht mehr zuständig für mich. Ich wollte auch nicht dorthin fahren... (Pause) So bin ich halt auf den Karlsplatz gefahren und dort herumgelaufen, und irgendwann hab ich einen Typen getroffen, dem hab ich erzählt, dass sie mich beim Grünen Kreis rausgehaut haben. Er hat dann vorgeschlagen, dass wir uns was reinhauen (lacht), na, genau das brauch ich! Nein, das wollt ich nicht, und da hat der mir gesagt, es gibt den Ganslwirt, das ist eine Drogenberatungs- und Anlaufstelle mit Therapeuten und Psychologen und Sozialarbeitern. Naja, wie ich dorthin komm, glaub ich, mich trifft der Schlag: Nur kaputte Leute dort, Drogensüchtige, völlig Verwahrloste, na servus! Dann ist eine Sozialarbeiterin gekommen und hat mich gefragt, ob ich neu bin und ob die mir helfen kann, und ich war froh, weil ich nicht gewusst hab, was ich tun soll. Wir haben uns dann zusammengesetzt, und die hat mir gesagt, dass sie nicht so viele Möglichkeiten haben, und dass es Übernachtungsmöglichkeiten in verschiedenen Einrichtungen gibt, bei ihnen kann ich drei Nächte schlafen, dann muss ich was anderes suchen. Für's erste war das eine Hilfe, und sie hat mir versprochen,

dass sie was für mich finden wird, hat mir nach den drei Tagen auch einen Nächtigungsschein für sowas wie die Gruft gegeben, aber wie ich das gesehen hab, hab ich mir gedacht: Bist du deppert, da geh ich lieber wieder in den Häfen! Das ist unter jeder Würde! Wirklich unter jeder Würde. Das soziale Wien... (Lacht bitter) Wirklich, wenn ich das höre, krieg ich den Zuckaus... (Pause) Jedenfalls haben mir die dann vermittelt die VinziRast [Notschlafstelle und Übergangswohnhaus], das ist bei der Philadelphiabrücke und macht die Witwe vom Axel Corti. Sie hat das Erbe von ihm nur antreten können unter der Voraussetzung, dass sie in dem Haus ein Obdachlosenzentrum macht. Naja, und dort waren dann Schlafsäle für fünfzig Leute, immer so wacklige Stockbetten wie beim Bundesheer, wenn sich der unten umgedreht hat, hast du oben geglaubt, du bist auf hoher See, das Ganze getrennt durch dünne Holzwände. Bist du deppert, da hab ich mir echt gedacht, das druck ich nicht durch. Da hab ich mir echt gedacht (Pause, dann ganz leise) Nananana, bist du deppert... (Wieder lauter) Da kannst du pro Nacht nicht länger als zwei, drei Stunden schlafen, da ist die ganze Nacht ein Wirbel: schnarchen, schreien, streiten, stinken tut's... Das war wie gesagt der Winter, wo's so eiskalt war, und trotzdem musstest du um Acht in der Früh raus, und um Sechs am Abend darfst du wieder rein. Dazwischen war ich den ganzen Tag Straßenbahnfahren, Busfahren, U-Bahnfahren, in der Hauptbücherei war ich Zeitung lesen, hab geschlafen. Dann war ich noch bei der *Josi*, das ist bei der Josefstädter Straße, da war ich halt auch untertags, aber das hab ich auch erst durch einen Typen erfahren, der mir erzählt hat, wo ich was zu essen krieg und frisches Gewand. In der Gruft z.B., die hab ich noch aus Erzählungen im Häfen gekannt. Dass ich mir das jemals reinziehe, reinziehen muss... (Pause, weint leise) Ja, das hat gedauert bis 1. April, da hab ich dann meine Wohnung gekriegt. Durch den Ganslwirt.

BL: Das ist dann aber eigentlich sehr schnell gegangen.

M: Ich sag einmal, ich hab Glück gehabt. Naja, Glück... ich hab schon dazu beigetragen, weil ich hab eine meine Sachen erfüllt. Ich hab mit dem Ganslwirt geredet, wie das mit der Vinzi-Rast war. Da hab ich einen Euro gezahlt und hab ein Dach über dem Kopf gehabt und ein eigenes Bett und regelmäßiges Essen, das war nicht einmal schlecht, da hab ich schon wesentlich schlechter gegessen! Also auch besser als in der Gruft, weil da schläfst auf Matten am Boden und gestohlen wird, da stehlen's den Leuten beim Schlafen die

Schuhe von den Füßen. Da kenn ich viele Geschichten von Kollegen, mit denen ich gemeinsam arbeite bei Fix und Fertig. Und in der Vinzi-Rast hab ich einmal vier Euro gezahlt, und da hast du dann einen eigenen kleinen Spind mit Schloss, wo du die wichtigsten Habseligkeiten lassen kannst, ohne Sorgen zu haben, dass die verschwinden. Ja, und dort war auch ein Gemeinschaftsraum mit einem Fernseher, da hast zwar nichts verstanden (lacht), weil immer zwanzig Leute auf einmal geredet haben, aber immerhin, es hätte schlechter sein können. Untertags war ich eigentlich immer alleine unterwegs, weil ich wollte mit den Leuten nichts zu tun haben. Die meisten waren ja Alkis oder Junkies, und ich wollte an die nicht anstreifen, ich wollte absolut nichts mit denen zu tun haben. Da bilden sich ja immer irgendwelche Cliquen, und mit denen wollt ich absolut nichts zu tun haben, da hab ich mir immer gedacht: Nananananana!

BL: Warum wolltest du nichts mit denen zu tun haben?

M: Weil ich das kenne und mich ja auch selber kenne. Und bevor ich mich in die Gefahr begeben, dass ich mir gemeinsam mit denen wieder was reinhau und dann den ganzen Tag herumsandel, wie das am Karlsplatz ist oder so, das wollt ich nicht. Nicht, dass ich mir gedacht habe, da bin ich mir zu gut dazu, sondern einfach... (Pause) Es war einfach unter meiner Würde. Die Gefahr war mir schon bewusst, aber ich wollte einfach nicht ein Sandler auf der Straße sein. (Sehr leise) Obwohl zu dem Zeitpunkt war ich's ja, war ich ja genau das, was die Gesellschaft mit einem Sandler assoziiert: keine Arbeit, kein Dach über dem Kopf, seine Fetzen an, zwei Plastiksackerl, eine Bierdose in der Hand... Das allgemeine Erscheinungsbild halt. Aber das wollte ich nicht, ich wollte mit den Leuten einfach nichts zu tun haben, weil ich vielleicht geahnt habe, wohin das führt, wenn ich mich das Stück auch noch aufgeben und mich damit abfinde, ok, bin ich halt ein Sandler.

BL: Wohin hätte es geführt?

M: Na, dass ich komplett abstürze. Ich weiß nicht, ich wollte nicht einmal wissen, was wäre, wenn... Da hab ich lieber in Kauf genommen, dass ich den ganzen Tag Autobus fahre und keine Freunde hab und keine Clique. Aber mir hätte es da vor mir selber gegraust. Ich hab gscheite Leute kennengelernt, Professoren und Akademiker, die durch irgendeinen Umstand einfach in die Situation gekommen sind, aber ich wollte da halt nicht hängen bleiben, dazu ist mein Überlebenswille einfach zu stark. Ich wollte es gar nicht darauf

ankommen lassen. Ich wollte nicht sagen, ich geh mit euch mit, und dann schauen wir halt, was kommt.

BL: Ja, das hast du dann ja auch geschafft!

M: (Wieder lauter) Naja, es war dann einfach so, dass ich regelmäßig bei meiner Betreuerin vom Ganslwirt war, und der hab ich gesagt, dass ich in der VinziRast bleibe, bis ich eine eigene Wohnung hab. Das passt dort eh so weit, und ich wollte nicht wieder wechseln. Ich hab's sogar geschafft, dass ich arbeiten war, so wie jetzt bei Fix und Fertig, von damals kenn ich das auch. Das war auch über den Ganslwirt, dort hab ich auch meine Meldeadresse gehabt, ich war ja als nicht-sesshaft gemeldet.

BL: Wie war es denn mit Gewalt auf der Straße?

M: Das ist absolut ein Riesenproblem! Genau dem wollte ich ja aus dem Weg gehen. Damit bin ich aber nicht in Kontakt gekommen. Die depperten Raufereien zwischen den Angesoffenen, die hat's jeden Tag gegeben, aber ich hab mich da absolut zurückgezogen, die haben mich nicht interessiert. Das waren auch nicht meine Freunde, dass ich mir gedacht habe, ich muss mich da einmischen und ihm helfen. Wenn ich gemerkt hab, das geht jetzt los – und das war ja ganz normal, das hat's ja ständig gegeben -, hab ich mich gleich zurückgezogen und mich ins Bett gehaut und mir gedacht: Tut's, was ihr wollt!

BL: Das ist eigentlich ein sehr gesunder Selbstschutz.

M: Ja, schau: (Überlegt) Selbst wenn ich dabei sitzen geblieben wäre und geschaut hätte, irgendwann hätte es einmal eine Remperei oder so gegeben, und ich wäre mitten drin gewesen. Und der nächste Schritt wäre dorthin gewesen, wo ich hergekommen bin: der Häfen. Ich bin ja auch nicht der, der sich eine in die Goschen geben lässt wegen nichts. Also wenn ich mich schon da hinein begeben muss, muss ich wissen, wie ich funktioniere, auf was ich mich da einlasse. Und wozu?

BL: Ist es auch das, was du meinst, wenn du sagst, dass du jede Situation vermeidest, wo du in die Gefahr kommen könntest, wieder irgendwie straffällig zu werden?

M: Ja, klar. Völlig wurscht, welcher Staatsanwalt oder Richter, den interessiert es nicht, wer angefangen hat, oder wie es dazu gekommen ist. Sie schon wieder! Sie kennen wir eh! Wie du dazugekommen bist, und ob du dich nur verteidigt hast, ist dem scheißegal.

Das ist reiner Selbstschutz, Überlebenswille. Ich hab ja absolut keine Veranlassung gehabt, dass ich mich um Sachen kümmere, die mich einen Dreck angehen. Was weiß ich, warum die streiten. Im Rausch geht das ja ganz schnell, das ist ja ihre Geschichte. Ich hab nur gewusst, wenn ich's zu meiner Geschichte mache, bleib ich über, ohne dass ich irgendeine Veranlassung dazu gehabt hätte. Ich hab dort keine Freunde gehabt, dass ich irgendeinen beschützen muss oder Partei ergreife, da muss ich mich sicher nicht wichtig machen.

BL: Gibt's in der VinziRast nur Inländer, oder wird da nicht unterschieden nach Nationalitäten?

M: Nein, wird es nicht. Ich glaub, du musst eine Aufenthaltsbewilligung haben. Solange er Ruhe gibt, kann er bleiben. Wenn er randaliert, muss er gehen. Dort sind ja hauptsächlich ältere Betreuer, die das ehrenamtlich machen, und die sind dem nicht gewachsen, die haben die Auflage, bei Raufereien die Polizei zu rufen. Was soll er auch anderes machen? Die Polizei ist ja dazu da. Entweder sind die Leute eh zur Verhaftung ausgeschrieben, oder sie werden mitgenommen zur Ausnüchterung auf die Polizei, er darf halt dann aber ein paar Tage nicht mehr rein, bis er wieder halbwegs nüchtern ist. Aber das ist natürlich ein Spiel, das sich laufend wiederholt.

BL: Und hast du da innerhalb der Gruppe der Obdachlosen sowas wie Hierarchien oder Unterstufungen gemerkt?

M: Ja, schon. Komischerweise, so blöd es auch klingt. Aber in der Situation, wo alle im selben Boot sitzen, hat es das trotzdem gegeben. Keiner hat was, aber jeder möchte irgendwas erreichen. Keiner hat mehr als – wenn's gut geht - seine paar Papiere und seinen Ausweis und seine zwei Plastiksackerln mit seinem Hab und Gut. Es hat keiner mehr. Wenn du Papiere hast, hast eh schon mehr als manche andere. Keiner hat Geld, keiner hat Arbeit. Und gerade da denk ich mir: Ihr Trotteln, haltet's doch zusammen! Aber es ist natürlich der Alkohol, die Drogen, viel zu viel Zeit. Wenn ich den ganzen Tag nur herumhäng und vielleicht auch noch unter Drogen, da baut sich eine gewisse Spannung auf, und der erste banale Streit, z.B. wenn der Fernseher läuft und zwei unterhalten sich, schreit ein anderer: Depperter, halt die Goschen, wir wollen fernschauen! Und der andere: Was

willst, lass mi in Ruh! Dreh halt lauter, Trottel! - Und ich bin schon in mein Bett gegangen, hat mir schon gereicht... Wegen sowas, das ist doch zu blöd!

Naja, es gibt: Die Scheißausländer und wir! Dann gibt's: Die Alkis und die Arschloch-Giftler. Sogar untere denen, die eh schon nichts mehr haben, sogar unter denen gibt es eine gewisse Gesellschaftsstruktur. Aber die Grenzen verschwimmen da untereinander. Es ist echt interessant. Als Anthropologin... schau mal da hin.

BL: Weil du die Solidarität angesprochen hast, wie schaut es damit aus?

M: Das ist auch wieder so eine Sache. Wenn ich weiß, einer hat ein bissl Geld, dann halt ich mich bei dem ein bissl näher auf und sag ihm, er soll mir ein Bier zahlen oder so. Das ist die Solidarität. Mehr ist nicht.

BL: Gibt es sowas wie Informations-Solidarität?

M: Das gibt's absolut. Den Erfahrungsaustausch, wo gibt's Essen und Essensgutscheine und Gewand usw., das gibt's absolut. Ganz egal, wer wer ist. Komischerweise gibt's da einen Zusammenhalt. Zumindest, so lange es genug gibt. Wenn's weniger gibt, ist jeder sich selbst der Nächste, und dann kommen die Geier. Aber sobald der sieht, einer kommt mit einem Plastiksackerl voll Bierdosen heim am Abend, sind sie die besten Freunde, auch wenn sie am Tag davor noch gerauft haben. Das ist eine ganz eigene Geschichte, eine ganz eigene Welt.

BL: Du hast nach kurzer Zeit eine Wohnung bekommen?

M: Ja, nach vier Monaten, aber auch nur, weil ich Eigeninitiative gezeigt habe. Ich war jeden zweiten Tag beim Ganslwirt, war bei Fix und Fertig,, obwohl ich in der Zeit auf der Straße gelebt hab. Ich hab kaum geschlafen, hab um Acht raus müssen aus dem Heim, der Job beginnt aber erst um Zehn. Ich durfte vor 18.00 nicht wieder rein, der Job ist aber nur bis 17.00 gegangen. Und trotzdem bin ich trotz der ganzen Widrigkeiten jeden Tag jobben gegangen. Weil nur davon kannst du leben und dir ein Essen kaufen. Im Winter ist es natürlich mühsamer, diese Stunden dazwischen aufzufüllen. Und auch wenn's wichtig ist usw., du musst dich zu jedem Schritt überwinden, weil's von Tag zu Tag mühsamer wird, weil nichts weitergeht, weil's immer mühsamer wird, es geht nichts von heute auf morgen, es geht einfach nichts weiter. Und du musst aber trotzdem – oder eben nicht.

BL: Ist das ein Unterschied zur Therapie, wo es eine relativ klare Struktur gibt?

M: Ganz genau. (Leise) Du hast nirgends einen fixen Termin. Du kannst nur von einem Tag auf den anderen leben. Wenn ich einmal keine Arbeit gehabt hab, bin ich halt untertags dorthin gegangen, weil da kriegst du billig, um 1,35 Euro, ein Mittagessen, du kriegst gratis Tee und Butterbrote, kannst dort sitzen und mit Sozialarbeitern und anderen Leuten reden und und und. Ich hab ihnen halt auch einfach die Geschichte erzählt mit dem Grünen Kreis und vorher Neustart, vom Selbstmordversuch und dem Gefängnis, und hab gesagt: So ist es, da steh ich, helft mir! (längere Pause, weint leise, versucht, sich zu fassen) Was kann ich machen, damit sich meine Situation bessert, damit sich was ändert?

BL: Das hast du ja offensichtlich auch geschafft. Was in der Situation nötig war, hast du gemacht. Weil schlussendlich bist du ja aus dem Ganzen rausgekommen, hast deine Wohnung bekommen und deine Arbeit.

M: (Lächelt) Ja, Gott sei Dank. Sie haben halt immer gesagt, ich muss Geduld haben, und sie tun eh, was sie können, aber das geht halt nicht von heute auf morgen, und ich muss geduldig sein. Damals, das gibt's, glaub ich, heute nicht mehr, hat's alle 14 Tage eine Art Supervising-Sitzung mit allen Betreuern und Therapeuten usw., die haben dann beratschlagt über gewisse Klienten, wenn sie versuchen, dem eine Chance zu geben und was zu erreichen, ob das auch Sinn hat. Weil von zehn Leuten, die sagen, sie hätten so gern das und das, bleiben im Endeffekt zwei über, die das dann auch wirklich durchziehen, und die das wirklich wollen. Pass auf, ich arbeite z.B. am Wochenende immer noch beim Ganslwirt ehrenamtlich. Ich mache dort den Wäschedienst, wasche also für die Klienten die Wäsche usw. Ich bin der Einzige seit damals, der die Wohnung immer noch hat.

Bei diesen Sitzungen wurde also nicht nur beratschlagt, ob das einer wirklich will, sondern auch, ob er das kann, ob er die Chance auch nutzt und das wirklich durchzieht. Du kannst ja in niemanden hineinschauen, du kannst bei keinem wissen, ob das passt und wenn, wie lange. Das kannst du bei niemandem wissen im Vorhinein. Aber ich hab halt damals die Chance gekriegt, und sie haben den Antrag gestellt bei *Wiener Wohnen*. – Ich hab nichts machen müssen, die haben wirklich alles für mich in die Wege geleitet, ich hab nur unterschreiben brauchen. Und sie haben mir gesagt, dass sie den Antrag befürwortet haben, weil sie an mich glauben (schluckt schwer), und (lacht) am 1. April hab ich den Mietver-

trag für meine Wohnung unterschrieben: (Stolz) Sie hat 40 m², Küche, Bad, Klo, Vorzimmer, Schlafzimmer, gegenüber fährt der 48a (lacht) z.B. auf die Baumgartner Höhe, um die Ecke fährt die 5er-Straßenbahn, alles da! Noch dazu war alles völlig renoviert: neues Klo, neues Bad, Dusche, Fenster, Böden, alles neu. So ein Glück musst du einmal haben!

BL: Das hast du dir ja auch verdient.

M: (Schmunzelt) Ja. Ich sag einmal ja, stimmt schon. Es steht mir zu, ich tu ja auch was dafür: Ich zahl meine Miete und den Strom, ich fühl mich rundum wohl!

BL: Hast du eigentlich zur Zeit eine Freundin?

M: Momentan nicht. Aber ich bin froh, dass ich momentan mit mir selber zurechtkomme. Obwohl eine Freundin, na klar... (Überlegt)... wird sich schon ergeben. Ich werde natürlich nicht jünger. Ich werde 54. (Nachdenklich) Zumindest ist es so weit, dass ich für mich selber sorgen kann. Wie weit ich Verantwortung übernehmen kann – und eine Partnerschaft ist immer auch Verantwortung -, weiß ich nicht. Eigentlich traue ich's mir schon zu. Aber, ja... Aber es ist halt nicht so leicht. Da ist ja immer meine Vergangenheit, die ist wie ein Damoklesschwert! Jetzt lernst du jemanden kennen, erst ist Freundschaft, dann hast vielleicht irgendwann Herzerl in den Augen. Aber es ist einfach nicht... so leicht. Ich mein, ich bin... (Nachdenklich, leise) na, es klingt nicht blöd, ich bin... ich bin ein Mörder! Und damit muss erst einmal jemand klar kommen. Vielleicht sehe ich es ja auch zu arg, aber es geht ja ums Formale: Ich habe ein Menschenleben am Gewissen! Wie auch immer die Umstände waren, im Endeffekt, egal wie alles war damals, und wie es gekommen ist: Die Tatsache bleibt. Meine Freunde sagen immer, ich trag mich selber runter.

BL: Ich glaub das gar nicht. Die Tatsache besteht, da hast du völlig Recht. Und ich glaube auch, dass du das ganz realistisch siehst, dass das natürlich etwas ist, das (überlegt) in einer Partnerschaft oder gerade für den Beginn einer Beziehung eine gewisse Bürde darstellt, weil sich viele Leute davor schrecken oder auch nicht damit in Berührung kommen wollen. Aber dein menschlicher Wert ist ja eigentlich unabhängig davon. Der Totschlag – nicht Mord – ist ein Teil deines Lebens, und ein schrecklicher Teil deines Lebens, schrecklich, weil ein anderer Mensch durch dich gestorben ist, aber auch schrecklich, weil er eine lange Zeit Gefängnisaufenthalt für dich gebracht hat und damit verbunden auch viel Ver-

zicht und viel Verlust. Trotzdem sagt meiner Meinung nach diese Geschichte nichts über deine menschlichen Qualitäten. Und ich kann mir gut vorstellen, dass es sehr schwierig ist, diese Information anderen zu vermitteln.

M: Ich sage mir immer, Selbstmitleid ist da völlig fehl am Platz, das hat da nichts zu suchen - (sehr leise) aber irgendwo ist ein Teil von mir gestorben. (Pause)

BL: Das kann ich mir gut vorstellen. Damit muss man erst einmal selber klar kommen, und das ist natürlich auch für eine potenzielle Partnerin eine Herausforderung.

M: Ich muss jetzt einmal ein bissl weinen...

BL: Das ist völlig in Ordnung, das ist ja auch ein schwerer Brocken, den wir da besprechen.

M: (Sehr leise) Ich meine, du lernst eine Frau kennen, lieben oder schätzen oder wie auch immer. Und dann stehst du vor der Gewissensfrage: Wann kommt der Zeitpunkt, wo ich's sage? Wann und wie konfrontiere ich sie damit? (Weint leise, Pause)

BL: (Nachdenklich) Ich kann dir nichts dazu raten. Aber ich glaube, du hast da eh ein Gespür dafür.

M: Ja, eine gewisse Menschenkenntnis traue ich mir schon zu. Ich hab ja doch schon einiges erlebt, an Leuten und Charakteren, aber ganz sicher kann man sich nie sein. Du kannst nicht nach einer Woche oder so sagen, wie er oder sie reagiert. Man kann ein bissl abschätzen, wie sensibel der Mensch ist, vielleicht hast du eine Vorstellung von seiner Lebensanschauung und Einstellung, das finde ich heraus, weil da bin ich ja irgendwie gemein, da geh ich die Sache ja ganz anders an als viele Andere. Ich hab da ja meine Sachen im Hintergrund, und ich muss wissen, auf was ich mich einlasse und einlassen kann. Das klingt vielleicht... (Überlegt) es ist nicht gemein, sondern... Es hört sich vielleicht blöd an, aber wenn ich jemanden kennenlernen, egal ob Mann oder Frau, ich versuche den auszufragen, ich stelle einfach Fragen, die ein anderer nicht stellt, um zu erfahren: Woran bin ich mit dem?

BL: Aber das ist völlig in Ordnung, denk ich. Das ist eine Notwendigkeit...

M: Ja, aber ich hab immer das Gefühl, ich bin nicht ehrlich, ich horche den ja dann mehr oder weniger aus.

BL: Aber tut das nicht jeder, der einen möglichen neuen Partner kennenlernt? Du hast einen nicht alltäglichen zusätzlichen Informationsbedarf, nämlich den, ob du dem oder der anderen deine Geschichte anvertrauen kannst. Aber die Situation abzuchecken, den anderen einzuschätzen, zu sondieren und sortieren und Auswahlkriterien zu schaffen, das ist doch etwas, das jeder tut. Bei dir ist halt ein spezielles Auswahlkriterium mehr, das Otto Normalbürger nicht hat. Aber meiner Meinung nach ist das ok, weil das ist deine Lebensgeschichte, und die hat diese Besonderheit, und die ist unabänderlich. Das kann man nicht wegmachen, das bleibt. Letztlich ist es also vernünftig, wenn du schaust, wem du vertrauen kannst. Und ungerecht wäre es nur, wenn du es nicht sagen würdest. Das wäre irgendwann deutlich nicht mehr ok.

M: Ja, absolut, das ist ja fast Betrug, das geht gar nicht! Das war ja eine ganz einschneidende Phase. Und die geht nicht weg. Wie abstehende Ohren oder so, die kann man operieren, aber das, das lässt sich nicht wegoperieren. Und das lässt sich auch nicht wegtherapieren, wie manche glauben.

BL: Nein, das kann man natürlich nicht. Es geht nicht weg, wurscht was man tut. Ich bin keine Therapeutin, ich weiß es also nicht, aber ich denke, es ist da, und es bleibt, und das lässt sich nicht ändern. Was sich aber sehr wohl ändern lässt, ist der Umgang damit, aber da hast du wohl eh schon sehr viel gemacht, aber es wird vermutlich auch noch viel nötig sein, um herauszufinden – auch für die angesprochene Frage –, was tu ich damit, wie geh ich am besten damit um? Komisch käme mir vor, wenn dich das nicht immer noch zum Weinen bringen würde, wenn du – so wie jetzt – das alles noch einmal sehr genau durchlebst und schilderst.

M: (Leise) Ja, das stimmt eh.

BL: Wie haben denn deine Partnerinnen darauf reagiert, wie du's ihnen erzählt hast?

M: Es waren ja nur zwei in der Zeit seitdem. Mit der ersten, die hat das eher noch geschallt, weil sie selber eine ziemlich desolate Kindheit hatte. Das waren eher andere Gründe, dass unsere Beziehung nicht funktioniert hat, das hat mit meiner Vergangenheit nicht unbedingt was zu tun gehabt. Und die zweite, die hat das irgendwie nicht richtig ernst genommen. Die hab ich, kurz nachdem ich die Wohnung gekriegt habe, gehabt. Da

denk ich mir schade um das Jahr! Nein, es war eh schön, aber sie war halt aus begütertem Haus und hat einfach nicht den Mut gehabt, ihren Eltern einfach darzulegen, dass sie mit dem Typen leben will, und dass der so und so ist. Vielleicht hat sie zu sehr Respekt davor gehabt, das Beschützte zu verlieren. Sie hat sich einfach nicht getraut, ihre Eltern mit der Wahrheit zu konfrontieren, und das war für mich nicht mehr auszuhalten, weil ich wollte da nicht mehr mitspielen. Sie haben immer gesagt, ich bin der liebe und brave und nette und höfliche Schwiegersohn, aber einen ganz wichtigen Teil haben sie nicht erfahren und gewusst. Das ist Täuschung. Das ist mir zu viel, das geht nicht, und ich hab das dann beendet.

BL: Vielleicht hättest du's den Eltern sagen sollen?

M: (Denkt lange nach) Naja, ich glaube, ich wollte meine Freundin nicht bloßstellen. Weil eigentlich hat sie ihre Eltern ja viel mehr belogen als ich, und ich hab halt einfach mitgespielt. Ich wollte ihr das einfach nicht antun.

BL: Wenn du in die Zukunft schaust: Wie soll die weitergehen, was wünschst du dir?

M: (Lacht laut) Was wünsch ich mir? Kannst mir keine leichtere Frage stellen?

BL: (Lacht) *Nein, leider. Ok, was ist heute für ein Wochentag, aber als nächstes trotzdem, was wünschst du dir?*

M: (Lacht) Na gut... Darf ich mir noch ein Bier bestellen?

BL: Natürlich. Verträgt sich das mit der Therapie?

M: Jaja, ich hab das schon im Griff. Normalerweise ist es eh weniger, es hängt halt immer davon ab, was ist. Aber das geht schon, ich hab noch ganz klare Gedanken. (gibt die Bestellung auf, schaut auf die Uhr, lacht) Wahnsinn, es ist schon 22.10, damit haben wir beide nicht gerechnet, dass das so lange dauert. Aber wenn ich zu viel erzähle, musst du mich halt unterbrechen.

BL: Das tue ich bestimmt nicht. Ich höre dir sehr gerne zu.

M: Weißt, ich erzähl dir von meinem Leben und trinke auf deine Kosten, und das ist halt nicht selbstverständlich.

BL: Find ich schon, mach dir da bitte keine Gedanken.

M: Also, was ich mir wünsche, ist, so blöd es klingt, aber dass ich noch ein paar Jahre gemütlich lebe und noch... (Überlegt, dann zögerlich) Ja, das klingt so blöd....

BL: Sag's einfach. Es klingt sicher nicht blöd.

M: Ja... Die ganze Geschichte mit der Scheiß-Hepatitis, wo ich mir denk, hab ich noch fünf Jahre oder zehn? Ich kann's eh nicht ändern, höchstens es ändert sich was vom medizinischen Standpunkt. Das ist natürlich auch was, das mich beschäftigt, weißt. So einfach ist das ja nicht. Ich kann genauso in drei Jahren tot umfallen, oder eine Leberzirrhose haben oder so. Aber ich wünsch mir einfach, dass ich die Zeit, die ich noch habe, nicht allein verbringen muss. Freunde hab ich eh, ein paar, auf die es ankommt, und die wissen, wie's um mich steht und wie's mir geht. Aber mit einer Partnerin, das wünsch ich mir. Unbeschwert kann man sowieso nicht leben. (Nachdenklich) Ich mach mir halt immer zu viel Gedanken. Nicht nur um mich, das nicht, aber was rundherum geschieht, mit meinen Freunden und so. Ich kann ja auch meinen Freunden mehr und besser helfen als mir selber. (Pause) Ja, da ganz was anderes: Wie ich in Stein war, wollte ich eigentlich als Berufsausbildung Sozialarbeiter machen, nur auf Grund meiner Geschichte geht das nicht. Ich wollte gerne in die Drogenberatung, weil – das klingt jetzt vielleicht überheblich – es gibt nichts, das ich nicht weiß, und fast nichts, das ich nicht selber erlebt habe. Jungen Leuten helfen usw. So ein Job halt, wo ich mir denke, da hab ich wirklich etwas weitergebracht. Nicht nur so wie jetzt, wo ich depperte Adressen grade picke.

BL: Aber das machst du doch, wenn du am Wochenende Wäsche machst für andere beim Ganslwirt! Das ist ja ganz konkrete Hilfe, das ist Unterstützung. Das hilft dem Ganslwirt, weil die Leute das nicht machen müssen, und es hilft den Leuten, die dann die frische Wäsche haben.

M: (Nachdenklich, nickt) Ja, ja, so gesehen stimmt das. Da hast du ganz Recht. Weil das ist ja nicht nur, dass die Leute Wäsche waschen kommen, sondern wir kriegen ja auch immer wieder Wäschespenden, und das muss alles eingeräumt werden in die Regale, (überlegt) und wenn die Leute kommen zum Wäschewechseln, dann red ich ja auch mit denen, und dann erzählen sie mir oft Geschichten, die ich eigentlich gar nicht hören will, aber dann denk ich mir, die haben ja sonst niemanden, also ok – du hast Recht!

BL: Das ist ja auch ein nicht unwesentlicher Teil des Jobs von SozialarbeiterInnen, dass sie sich diese Geschichten anhören und auch ein Feedback darauf geben.

M: Ja, aber ich hab sicher einen ganz anderen Zugang als ein Sozialarbeiter, ich weiß, wovon die reden.

BL: Natürlich.

M: Mich hat das damals so frustriert. Ich wollte sogar in Linz Psychologie studieren. Das hat eine Freundin gemacht, und ich hab immer mit ihr gelernt und mehr gelesen als sie. Das hat mich immer fasziniert, wie der Mensch tickt. Welche Einflüsse gibt's, warum tut einer das, was er tut. Aber da brauch ich dir ja nichts zu erzählen, du bist ja psychologisch geschult.

BL: Nein, eigentlich nicht.

M: Ach so, das wundert mich. Ja, eines was ich noch machen möchte, ist auf die Halbinsel Yucatan fahren und da die Kulturen der Maya und Inka und so anschauen. Das würd mir noch gefallen. Naja, auf jeden Fall das mit der Obdachlosigkeit ist natürlich so eine Sache, weil so lange du krank bist oder so, kriegst du Aufmerksamkeit und Unterstützung und Mitleid, aber sobald du Opfer deiner Umwelt bist, obdachlos oder drogensüchtig, da gibt's das Mitleid nicht mehr. Die Leute haben so wenig Information oder so viel Desinformation. Früher war man halt einfach aus reichem Hause und wohlbehütet oder halt arm. Es will ja, glaub ich, kaum einer mit dem Leid konfrontiert werden, das ist einfach lästig. Die spenden vielleicht noch, aber das hat mit Hilfsbereitschaft eigentlich nichts zu tun.

Jedenfalls bin ich sehr froh, dass wir miteinander gesprochen haben, weil das ordnet doch wieder einiges, und das ist ja immer gut.

BL: Ich bin auch sehr froh und danke dir sehr herzlich für die vielen Stunden, die du mir zur Verfügung gestellt hast, und natürlich auch ganz besonders für deine Bereitschaft, so vieles aus deinem Leben zu erzählen.

4.3.4.1. Diskussion

Das Interview mit Martin findet am 24.09.2010 von 16.30 bis 22.20 Uhr im Hinterzimmer eines Lokals im 7. Bezirk statt und dauert auf Grund der präzisen Ausführung seines Lebens und des hohen Maßes an Reflexion fast sechs Stunden. Gleich zu Beginn schlägt er vor, sich zu duzen, weil er das als angenehmer empfinde. Martin ist ein schlanker, gepflegter Mann, sehr freundlich und rücksichtsvoll, wirkt aber unsicher und zu Beginn des Interviews auch ein wenig aufgeregt, wenn auch erfreut über die Möglichkeit, seine Geschichte zu erzählen, was er auch mehrmals während der Aufnahme betont: „Ich versuche, mich kurz zu fassen, aber es fällt mir dann immer wieder noch so viel ein, und so lange wie mit dir hab ich überhaupt noch nie mit jemandem über mich gesprochen. Es macht mir absolut Spaß, weil sonst würd ich ja auch nicht bei zwei Jahren beginnen und das alles erzählen, obwohl das sind ja auch alles nur Splitter meines Lebens“. Er spricht aus eigenem Antrieb klar und strukturiert, was bedeutet, dass nur wenige Zwischenfragen gestellt werden müssen, und sein Redefluss so kaum unterbrochen wird. Die Transkription ist im Wesentlichen nur um einige Redundanzen und Füllwörter reduziert und folgt so der klaren Linie seiner Ausführungen. Man hört Martin gerne zu, der die meiste Zeit ruhig spricht, auf alle Fragen eingeht und nicht den Eindruck macht, Informationen hintanzuhalten oder zu beschönigen: „...es hat ja keinen Sinn, wenn ich irgendeine Räubergeschichte erzähle, und es ist ja schließlich auch mein Leben“. Ganz im Gegenteil ist die Bereitschaft, auch über sehr emotionale, traumatisierende oder belastende Situationen in seinem Leben offen und ehrlich zu sprechen – wie seinen Selbstmordversuch, den Totschlag, die Zeit im Gefängnis, seine Einsamkeit, den Umgang mit seiner Krankheit, seine Wünsche und Hoffnungen für seine Zukunft -, sehr berührend. Trotz der langen Interviewdauer zeigen beide Gesprächspartner in keiner Phase Ermüdungserscheinungen. Martin ist während der gesamten Zeit aufmerksam, verliert – trotz vieler Einschübe – niemals den Faden, stellt selber Fragen, vergewissert sich immer wieder, ob er nicht zu weit abschweift und die Aufnahmekapazität des Gerätes reicht. Der ZuhörerIn fällt einerseits besonders seine Bereitschaft auf, zuversichtlich zu sein, seinem Leben Sinn zu geben, und den Härten und Prüfungen, die das Schicksal an ihn stellt, zu trotzen, wie andererseits das geringe

Maß an Fremdzuweisung der Schuldfragen, also der Gründe und Ursachen für die unglücklichen Entwicklungen, die sein Leben immer wieder genommen hat. Sehr betroffen macht der unübersehbare Leidensdruck, den Martin durch den Totschlag hat und die Konsequenzen, die sich dadurch für ihn ergeben haben, und die er immer noch zu tragen hat. Dieses Kapitel lässt ihn nicht los – und das wird sich wohl auch nicht ändern, wenn man hört, wie er sagt: „Ich sage mir immer, Selbstmitleid ist da völlig fehl am Platz, das hat da nichts zu suchen - (...) aber irgendwo ist ein Teil von mir gestorben“ und weiter „Da ist ja immer meine Vergangenheit, die ist wie ein Damoklesschwert! (...) es ist einfach nicht... so leicht. Ich mein, ich bin... (...), ich bin ein Mörder! Und damit muss erst einmal jemand klar kommen“.

Auffallend ist, dass Martin nicht bewusst war, dass er nicht nur einmal, 2006/07, für vier Monate wohnungslos war, sondern dass er schon als Jugendlicher, als er seine Wohnung verloren und mehrere Jahre bei wechselnden Freunden übernachtet hat, ohne irgendwo amtlich gemeldet zu sein, davon betroffen war: „Ich hab dann ein Zeitl bei ein paar Freunden gewohnt, einmal da und einmal dort. (...) ich war ja nirgends gemeldet. (...) das hat mich damals eigentlich nicht belastet, das war das Unwichtigste von allem“. Martin gehört zu den ehemals Wohnungslosen, also zu der relativ kleinen Gruppe, die „es geschafft hat“. Er hat eine eigene Wohnung, deren Miete und Nebenkosten er aus eigenen Kräften erwirtschaften kann, wenngleich ihn diese Fixkosten nahezu an das Limit seiner finanziellen Möglichkeiten bringen und nur gewährleistet sind durch die Beschäftigung bei „*Fix und Fertig*“. Sein Bestreben, einen fixen Job zu bekommen, ebenso wie eine Lebenspartnerin, ist unübersehbar und zentraler Punkt seiner Überlegungen und Bemühungen.

Alles in allem ist das Gespräch mit Martin eine große Bereicherung für diese Arbeit und gibt tiefen Einblick in das Leben eines Menschen, der von Wohnungslosigkeit betroffen war und allergrößte Anstrengungen unternommen hat – aber auch immer noch unternimmt -, um nicht mehr in diesen Zustand zu kommen.

In diesem Zusammenhang gibt sein Alkoholkonsum doch Anlass zu Überlegungen: Während des Interviews trinkt Martin fünf große Bier, zum Abschied fragt er, ob er sich noch ein sechstes bestellen darf. Seine Bezeugung „... ich hab das schon im Griff. Normalerweise“

se ist es eh weniger, es hängt halt immer davon ab, was ist. Aber das geht schon...“ mag zwar im Moment überzeugend klingen, lässt aber bei einem Alkoholiker, der bereits einen Entzug hinter sich hat, doch einige Fragen offen.

4.3.4.2. *Martin ein Jahr danach*

Nicht zuletzt sein Umgang mit Alkohol während des Interviews, aber auch das Interesse an seiner Person generell, ist Auslöser für ein weiteres Gespräch circa ein Jahr nach dem ersten (23.03.2011, 17.00 bis 18.15 Uhr). Martin überzeugt dabei vom ersten Moment durch seine gewohnt lebenswürdige und bescheidene Art. Erst erzählt er, wie es ihm während des abgelaufenen Jahres ergangen ist: An seiner beruflichen Situation hat sich wenig geändert, er arbeitet nach wie vor bei *Fix und Fertig*. Das Arbeitsverhältnis würde er immer noch gerne ausbauen, was aber aus rechtlichen Gründen nicht möglich ist, da er die Höchstverdienstgrenze von 120 Euro – zusätzlich zur Mindestsicherung – nicht überschreiten darf. Ohne diese würde er soziale Begünstigungen wie die Rezeptgebührenbefreiung oder die verminderte Monatskarte für die Wiener Linien verlieren. Im *Ganslwirt* organisiert er mittlerweile den Wäschedienst. Am jeweils letzten Sonntag im Monat gibt es eine Besprechung mit der Dienstenteilung für das kommende Monat sowie Organisatorisches. Dadurch hat er nach wie vor regelmäßigen Kontakt mit Wohnungslosen, seine bewusste Distanz hat sich aber noch verstärkt: „Kontakt zu Obdachlosen im Ganslwirt und bei Fix und Fertig ist ok, aber absolut nicht privat. Ich kenne die ganze Problematik. (...) Die Leut wollen nix mehr hören oder sehen und sich zumachen, abtöten. (...) Bei Manchen denk ich mir, is eh gscheiter, weil ab einer gewissen Phase gibt's eh kein Zurück mehr. Du brauchst viel Willen und viel Mut, und so gesehen bin ich sicher nicht Durchschnitt, weil ich hab's geschafft“. Abgesehen davon hat er in letzter Zeit auch damit begonnen, einen Flohmarkt einmal monatlich in seinem Stammlokal, das er als sein „zweites Wohnzimmer“ bezeichnet, zu initiieren. Um seine Verbundenheit zu dem Chef des Lokales, mit dem ihn inzwischen eine tiefe Freundschaft verbindet, zum Ausdruck zu bringen, und wohl auch, um sich ein wenig Taschengeld dazuzuverdienen, hilft Martin regelmäßig bei Events, in der Küche, beim Aufräumen und Putzen. Dieses Umfeld gibt ihm das Gefühl

von Freundschaft, Stabilität und Geborgenheit, mit vielen der Stammgäste ist er gut befreundet. Auf seinen Umgang mit Alkohol angesprochen, errötet er und meint: „Ich hab mich nach dem Interview eh geschämt und hab mir gedacht, na servus, aber es war an dem Abend halt echt eine geballte Ladung“, und dann lachend: „Manchmal trink ich ein oder zwei Bier, manchmal gar keins, weil ich hab erstens viel zu viel zu tun, und zweitens weiß ich, es ist gefährlich. Außerdem tut’s mir auch leid ums Geld, ich arbeit ja sieben Tage in der Woche schwer dafür“. Eine wertvolle Unterstützung ist auch dabei Farad, sein Freund, der ihm rechtzeitig rät: „Jetzt steig um, du hast schon zwei gehabt“. Farads Wort ist ihm wichtig, denn: „...ich weiß, er vertraut mir und er verlässt sich auf mich“. Seine Wohnung hat er nach wie vor, er ist stolz, sie seit vier Jahren halten zu können, obwohl: „... sie ist nicht umsonst. Es kostet viel Energie und Kraft, sicher mehr als für normale Leute. Aber meine Vergangenheit hält mich davon ab, weil ich weiß ja, wie’s ist, wenn man total abrutscht“. Über vier Monate hatte er auch eine Beziehung zu einer Frau, die ebenfalls obdachlos gewesen ist und – wie er – mittlerweile in einer eigenen Wohnung lebt. Martin berichtet davon, dass sie viele schlechte Erfahrungen gemacht hat, in früheren Beziehungen wiederholt geschlagen und eingesperrt wurde und „einfach nicht mehr dran glaubt, dass es noch was Besseres gibt, deshalb ist nichts von dem zurückgekommen, was ich investiert hab“. Als zusätzliche Schwierigkeit sieht Martin retrospektiv seine Lebensgeschichte, und hier im Speziellen den Totschlag, von dem er seines Erachtens zu früh und unvorherbereitet berichtet hat: „Im nachhinein hab ich mir gedacht, vielleicht hätt ich nicht so ehrlich sein sollen (...), aber mit Ehrlichkeit ist es halt so: entweder – oder. Und es braucht einfach eine Unterlage, Vertrauen“. Etwas später berichtet er, welche nachhaltigen Folgen diese Beziehung für ihn hatte: Um seine Freundin zu verwöhnen, machte Martin ihr regelmäßig sehr schöne Geschenke, von denen er aber nicht wusste, ob sie sie tatsächlich freuten, da Entsprechendes aus ihrer Reaktion nicht erkennbar war. Martin war aber fast besessen von dem Wunsch, ihr Freude zu bereiten, und begann deshalb, sich ihretwegen zu verschulden. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews betragen seine Schulden insgesamt beinahe 1000 Euro, und Martin hat große Sorgen, ob er seine Wohnung behalten kann: Mit der Miete liegt er drei Monate im Rückstand, das Gaswerk hat bereits angekündigt, den offenen Betrag nicht ein weiteres Mal stunden zu wollen.

Für die Begleichung der Summe bei *Wien Strom* bleiben ihm lediglich zwei Wochen, er meint aber, bereits eine Idee zu haben, wie er aus dem Dilemma wieder herauskommt.

Abgesehen von diesen Sorgen blickt Martin aber voll Zuversicht in die Zukunft: In der nächsten Wochen beginnt er im *MUMOK* ein von seinem Therapeuten von *Dialog* vermitteltes Kunstprojekt, bei dem es vor allem um Fotografieren und Malen geht, also „um künstlerische Entfaltungsmöglichkeiten. Ist sicher nichts Schlechtes, und ich kann auf jeden Fall was lernen“. Zum Abschluss meint er: „Ich will ja noch was haben von meinem Leben!“

4.4. Weitere Wohnungslose

Andreas (32), Janos (47), Brigitte (67), Erwin (37), Michael (56) und Stevie (28)

4.4.1. Andreas, 32

Andreas ist zweiunddreißig und ausgebildeter Automechaniker. Er gibt an, als Kind regelmäßig Schläge – meistens mit dem Gürtel, aber auch mit dem Besenstiel, Kochlöffel oder einem langen Metallschuhlöffel - von seinem Vater, der Alkoholiker war, bekommen zu haben: „Meistens war uns das egal, wenn das so oft passiert, ist das nichts Besonderes. Schlimm war es nur, wenn uns der Vater nicht mit dem Leder, sondern mit der Gürtelschnalle gehaut hat“. Auch die Mutter bestraft die Kinder regelmäßig drakonisch durch Schläge, aber auch psychische Grausamkeiten, indem sie sie immer wieder auf ihre Fehler und ihr persönliches Unvermögen aufmerksam macht, allerdings nicht auf konstruktive Weise, sondern so, „dass du dich fühlst wie der letzte Dreck“. Andreas hat drei Geschwister, zu denen er aber keinen Kontakt hat. Er war sieben Jahre verheiratet, verschuldet sich durch einen Wohnungskauf und diverse Versandhausbestellungen schwer. Er hat ein Kind, für das er seit der Scheidung Alimente bezahlen müsste. Da er bis auf das Existenzminimum gepfändet wurde, hat er sich entschlossen, nicht mehr zu arbeiten. Andreas

sieht keinen Sinn darin zu arbeiten, „weil eh alles weg ist“. Er gibt an, seitdem er auf der Straße lebt, Alkoholiker zu sein, und hält das einerseits für eine logische Konsequenz dessen, was ihm sein Vater vorgelebt hat, andererseits als Möglichkeit, die Härte des Lebens auf der Straße zu ertragen, das er als „schrecklich“ bezeichnet.

4.4.2. *Brigitte, 67*

Brigitte ist siebenundsechzig Jahre alt und wächst in Innsbruck auf. Sie beschreibt ihre Kindheit als „sehr schwierig“. Die Mutter musste den ganzen Tag, sechs Tage die Woche, bei einem Fleischhauer als Aushilfskraft arbeiten. Der Vater war ab der Geburt des dritten Kindes, das leicht behindert war, inexistent, die drei Kinder blieben die meiste Zeit sich selbst überlassen, wobei Brigitte als Älteste einen Hauptteil der Arbeit und Verantwortung übernehmen muss. Brigitte ist Musikantin (Klarinette, Knopferlharmonika, Gitarre) und kommt 1972 auf die Empfehlung eines Kollegen aus Arbeitsgründen nach Wien. Hier hat sie immer nur tageweise Arbeit bei diversen Veranstaltungen, betont aber, auf diese Art „viele Jahre gut über die Runden“ gekommen zu sein. Brigitte ist unverheiratet und kinderlos. Ein Erlebnis im Jahr 2005 traumatisiert sie so, dass sie in weiterer Folge nicht mehr in ihr normales Leben zurückfindet: Sie wird im Eingangsbereich ihres Wohnhauses in der Nähe des Westbahnhofes von einem „ausländischen Pärchen“ überfallen, das sie von hinten überwältigt, würgt und zusammenschlägt und ihr die Geldbörse und die Schlüssel zu ihrer Wohnung raubt, die sie – während Brigitte bewusstlos am Boden liegt – in Windeseile durchsuchen und mit den Ersparnissen und einigen Wertgegenständen zurücklassen. Brigitte muss mit mehreren Knochenbrüchen – vor allem im Kopfbereich – für mehr als zwei Wochen ins Spital und wird während ihres Aufenthalts dort auch operiert. Nach diesem Erlebnis ist ihr eine Rückkehr in die eigene Wohnung nicht mehr möglich. Da sie nie ein fixes Arbeitsverhältnis eingegangen ist, durch die Verletzungen zu gehandicapt ist und das gesparte Geld – das sie mit mehreren tausend Euro beziffert – gestohlen wurde, fehlen ihr die Mittel, eine andere Wohnung zu mieten. Sie lebt eine Zeitlang von den Einkünften des Möbelverkaufs und ist seit einer Zeit, die sie trotz Nachfragen nicht genau definiert, auf der Straße. Sie möchte weder in einer der Nachtstätten übernachten, noch

nimmt sie – abgesehen von der Sozialhilfe – irgendeine Unterstützung an. Brigitte betont mehrmals, dass sie den Kontakt zu anderen Menschen scheut, da einerseits das Leben auf der Straße, speziell für Frauen, besonders hart sei, andererseits die Behörden und verschiedenen Organisationen aus dem Wohnungslosenbereich nicht in ihrem Sinne agieren würden. Um sich keiner unnötigen Gefahr auszusetzen, meide sie andere Wohnungslose, von denen „nichts Gutes“ zu erwarten sei. Zu häufig habe sie die Erfahrung gemacht, dass auf der Straße „nur die rohe Gewalt“ zähle.

Brigitte erzählt – trotz unübersehbar erheblichen Alkoholeinflusses - in nüchternem Ton ihre Geschichte. Brigitte scheint ihr gesamtes Hab und Gut in einem Rucksack und einem Trolley mit sich zu führen. Ihre Bekleidung ist stark verschmutzt, die Möglichkeit, Körperhygiene zu betreiben, hat sie entweder nicht sehr oft oder sie legt darauf kein besonderes Gewicht. Auffallend ist, dass Brigitte – trotz ihres fortgeschrittenen Alters und im Gegensatz zu ihrem restlichen äußerlichen Erscheinungsbild – noch sehr schöne eigene Zähne hat. Brigitte ist fahrig, nervös, blickt sich immer wieder um, als erwarte sie Böses hinter sich, wirkt ausgesprochen unglücklich und vom Leben enttäuscht. Ihre Augen sind stumpf, ihr ganzer ist Habitus abweisend.

4.4.3. Erwin, 37

Erwin ist Siebenunddreißig und im Kinderheim aufgewachsen. Er beschreibt seinen Aufenthalt dort als familiär und angenehm, Kontakt zu den Eltern hatte er nur einmal im Monat. Mit Siebzehn hat Erwin während seiner Lehrzeit als Konditor das erste Mal Kontakt mit Rauschgift und rutscht mehr und mehr ins Drogenmilieu ab. Er hat bereits einige Entzüge hinter sich, allerdings war keiner davon wirklich erfolgreich, die Zeitspannen, in denen er ohne Drogen ausgekommen ist, gibt er als „kurz“ an, zu schwierig wäre es, dem Einfluss der FreundInnen auf Dauer zu entkommen. Das Leben als Wohnungsloser bezeichnet er als „Höllenqual, unmenschlich, das kann sich keiner vorstellen, der das nicht erlebt hat“. Erwin hat seit zwei Jahren eine Freundin, mit der er sich ein gemeinsames Leben „weg von der Straße“ aufbauen möchte. Da sie aber ebenfalls drogenabhängig ist,

müssten beide erst eine – erfolgreiche – Entziehungskur machen. Erwin meint, es wäre schwierig, eine so belastende Prozedur gleichzeitig durchzumachen, sieht aber die Problematik, wenn nur einer „clean“ ist, sehr realistisch als „nicht zielführend“. Er hofft auf eine Besserung der Lage, setzt aber – zur Zeit - keine erkennbaren Schritte, die ihn an die gewünschten Ziele (Arbeit, Wohnung, Familie) bringen könnten.

4.4.4. Janos, 47

Janos ist Siebenundvierzig und in Siebenbürgern aufgewachsen, gehörte dort der ungarischen Minderheit an, betont aber, „kein Roma, kein Zigeuner“ zu sein. Er ist sauber und gut gekleidet, worauf er während des Gesprächs mehrmals hinweist, das Gewand erhält er in der Lacknergasse. Sein äußeres Erscheinungsbild ist geprägt von zahlreichen Narben im Gesicht, die alle - ebenso wie sein lückenhaftes Gebiss - Folgen von Verletzungen sind, die er sich bei Raufereien auf der Straße zugezogen hat. In seiner Heimat hat er die Schule abgeschlossen und eine Ausbildung zum Schlosser gemacht. Er präsentiert sofort zu Beginn des Gesprächs seinen Meldezettel („Ich bin hier gemeldet, kein Tourist!“) und seinen Pass, den er als wertlos bezeichnet, da Rumänien ein Kapitel in seinem Leben wäre, das er abgeschlossen hat. Von dort wäre nichts zu erwarten, „keine Hilfe, keine Zukunft“. Er ist der älteste von drei Brüdern, was er stolz belegt durch ein Foto, das ihn als Achtjährigen darstellt, gemeinsam mit seinen Brüdern Laszlo und Andras. Die Buben wirken gut gepflegt, tragen hübsche Pullover und Hemden. Auf die Feststellung, dass das Bild den Eindruck vermittelt, er wäre in geordneten, wenn nicht behüteten Verhältnissen aufgewachsen, stößt er ein kurzes zynisches Lachen aus. „Das ist alles meine Mutter. Sie ist eine gute Mutter, aber mein Vater hat sie immer geschlagen. Er hat alle geschlagen: die Mutter, uns Kinder, den Hund. Immer, jeden Tag. Jetzt ist er tot seit zwölf Jahren, und ich bin nicht traurig darüber“, wozu er heftig den Kopf schüttelt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse bezeichnet er aber als geordnet, der Vater arbeitete als „Ingenieur“. In Siebenbürgen war Janos verheiratet, ließ sich aber vor ca. zwanzig Jahren von seiner Frau scheiden, weil sie „immer nur das Geld, das ich täglich zehn bis zwölf Stunden schwer erarbeitet habe, für Schminke und zu kurze Röcke ausgegeben hat. Sie war nichts wert, also hab ich sie weg-

geworfen“. Seitdem hat er „genug von der Liebe“, möchte auch nicht mehr mit einer Frau zusammenleben, steht aber für Sex ohne Verpflichtungen „immer gerne“ zur Verfügung. In Österreich sei es für ihn allerdings schwierig, mit Frauen in Kontakt zu kommen, weshalb er sich regelmäßig Prostituierte „um zehn oder zwanzig Euro kauft, aber dann muss es immer schnell gehen, weil nicht viel Zeit übrig bleibt“ für diese Beträge.

Janos lebt seit drei Jahren in Wien, versteht Deutsch problemlos, entschuldigt sich aber wiederholt für seine schlechten Sprachkenntnisse, obwohl er sehr wohl in der Lage ist, sich gut verständlich zu machen und alle Fragen zu beantworten. Janos gibt an, zum zweiten Mal in Österreich zu sein, sein erster Aufenthalt war direkt nach der Wende in Rumänien Ende 1989, dauerte damals sechs Monate und endete, weil er „nach Rumänien zurückgeschickt“ wurde. Genauere Angaben dazu macht er, auch nach mehrmaliger Nachfrage, nicht.

Janos lebt auf der Straße, meint, dass er auf nichts Anspruch hätte, sich alles „nehmen muss“, die einzige konstante Unterstützung, auf die er zählen kann, ist die Caritas, durch die er Kleidung und Essen bezieht. Er beschreibt sein Leben als „einen Kampf, ich bin stark, aber muss immer kämpfen – jeden Tag“. Zugleich ist dieses Leben „sehr anstrengend, macht müde“. Er beschreibt den Zustand der Obdachlosigkeit als „nicht gut, nicht gut; es macht keinen guten Menschen aus dir, macht dich böse, sehr böse“. Janos erzählt von seinen Nächten in öffentlichen Toilettenanlagen, in Abbruchhäusern oder – in den Sommermonaten – in Parks, auf der Donauinsel oder unter der sprichwörtlichen Brücke. „Man kann niemals tief schlafen, weil immer die Angst da ist, dass man überfallen wird von anderen Obdachlosen. Die stehlen und schlagen und kämpfen“. Dieses gestörte Schlafverhalten sei mit ein wesentlicher Teil seiner dauernden Müdigkeit. Besonderen Unmut erwecken dabei „die Afrikaner und Asiaten, die sind alle nicht gut, eine Katastrophe, da muss man immer aufpassen“. Dazu macht er wegwerfende Handbewegungen und spricht sich fast in Rage, wenn er über die österreichischen Wohnungslosen sagt, sie würden „alle saufen, immer Alkohol, Alkohol, Alkohol“. Die meiste Zeit ist er alleine unterwegs, trifft aber immer wieder auf Jozsef, der ein 36jähriger Ungar ist, seit acht Jahren in Österreich lebt, Deutsch weder versteht noch spricht und Janos als Dolmetsch nützt, keine Ausbildung hat und sich die letzten vier Jahre in der warmen Jahreszeit als Schwarz-

arbeiter am Bau etwas Geld verdient hat. Ihn bezeichnet er als „Kollegen, aber nicht Freund, – auf der Straße gibt es keine Freunde“. Fragt man Janos nach seinen Zukunftsplänen, beginnt er wild zu gestikulieren, seine Hände, sein ganzer Körper zeigen einen Punkt in weiter Ferne an: „Australien wäre das Beste, aber wer zahlt das Flugticket? Das kostet zumindest 800 Euro!“, worauf die Körpersprache etwas zaghafter wird: „Irland, Spanien, Norwegen oder Finnland“. Österreich ist „nur das erste Tor, weil Österreich ist ein Dieb, hat Ungarn und die Slowakei und Siebenbürgen bestohlen, arm gemacht, der Kaiser hat alles in die eigene Tasche gesteckt“, worauf er sich offensichtlich auf Österreichs Geschichte als k.u.k Monarchie bezieht. Er vergleicht dieses Vorgehen mit dem Rumänien, in dem er aufgewachsen ist, dem Rumänien unter Nicolae Ceaușescu, das „korrupt war, alles korrupt“, was sich aber nicht wirklich geändert habe, weil „auch heute alle und alles korrupt ist“, was ehrliche Arbeit und adäquate Bezahlung ad absurdum führe.

Dann schwenkt er in seinen Überlegungen ab, spricht davon, dass er noch zwei bis drei Jahre „durchhalten“ müsse, dann werde „alles besser“, wenn es auch RumänInnen erlaubt sein wird, in Österreich zu arbeiten, wie das „heuer schon die Polen dürfen“. Um seine finanzielle Situation aufzubessern, versucht er immer wieder, zu Gelegenheitsjobs zu kommen und erwähnt in diesem Zusammenhang den „Arbeiterstrich auf der Herbststraße oder vor dem OBI-Markt auf der Triester Straße“, schüttelt dazu aber resignativ den Kopf, weil die Wahrscheinlichkeit, wirklich etwas zu finden, sehr gering sei, da „dort viel zu viele stehen und warten, wenn überhaupt werden, da nur die ganz Jungen ausgesucht“. Weiterführende Fragen zum Thema lässt er unbeantwortet.

Auf die Frage, was er sich wünsche, was nötig wäre, damit sein Leben besser aussehen würde, lacht er laut und antwortet, ohne eine Sekunde überlegen zu müssen: „Viel Geld. Das ist das einzige, das zählt. Weil wenn du Geld hast, kommt auch alles andere: Wohnung, Essen, Freunde, Frauen. Nur Geld ist wichtig, denn man kann alles kaufen. Der Rest kommt dann von selber“.

Im Gespräch gibt sich Janos sehr umgänglich, er ist betont höflich, bietet mehrmals Kaffee, Saft und Kuchen an und steht sogar einmal auf, um Nachschub zu holen. Auf die meisten der an ihn gerichteten Fragen geht er zwar ein, allerdings oft zeitversetzt, die meiste

Zeit monologisiert er. Sein Sprechstil ist laut, seine Gestik weitausholend, er bezieht wiederholt alle Anwesenden durch Zwischenfragen und Berührungen am Arm ein, was den anderen offensichtlich nicht immer recht ist. Bringt ein anderer der Wohnungslosen – leise – eine Meinung vor, die der von Janos widerspricht, wird dieser deutlich unruhig, die Berührungen am Arm gehen dann in Klopfen und Ziehen über, was vermuten lässt, dass er Standpunkte, die sich von seinen zu sehr unterscheiden, nur schwer zulässt und das auch mit Gewalt zum Ausdruck bringen könnte. Insgesamt wirkt Janos Aggressionsschwelle eher niedrig. Obwohl er auf die Frage, ob und wenn, wie viel Alkohol er selber konsumiere, nicht eingeht, ist nicht zu übersehen, dass er während des Gesprächs unter Alkoholeinfluss steht. Wie oft und wie viel er davon aber konsumiert, und ob Alkohol zu seinem täglichen Leben gehört, bleibt unbeantwortet. Wenig Akzeptanz zeigt er österreichischen Wohnungslosen gegenüber, die seiner Meinung nach alle AlkoholikerInnen sind. Insgesamt ist sein zwischenmenschlicher Kontakt deutlich reduziert, bemerkt er doch „auf der Straße gibt es keine Freunde“.

Janos wirkt unglücklich, ruhelos, aggressiv, hat aber Ziele: Er möchte entweder nach Australien oder in ein anderes europäisches Land.

Inwiefern sich seine Vorstellung, dass für ihn alles besser würde, wenn RumänInnen in zwei Jahren offiziell in Österreich arbeiten dürfen, erfüllen wird, bleibt zu hinterfragen – nicht zuletzt, weil es hier einen deutlichen Aussagekonflikt gibt, möchte er sich zu dem Zeitpunkt doch eigentlich schon gar nicht mehr in diesem Land aufhalten.

4.4.5. Michael, 56

Michael ist Sechsfünfzig und in der Nähe von Graz aufgewachsen. Seine Kindheit beschreibt er als „unauffällig“, er ist der ältere von zwei Söhnen. Michaels Mutter war Hausfrau, sein Vater Beamter bei der ÖBB. Nach der Matura kommt Michael nach Wien, um hier zu studieren, macht aber keine näheren Angaben dazu. Bei einer Feier von Freunden lernt er eine junge Frau kennen, die wie er studiert. Nach kurzer Zeit wird sie schwanger, was die beiden dazu zwingt, ihre Studien aufzugeben. Michael beginnt – nach Interven-

tionen seines Vaters – ebenfalls bei der ÖBB zu arbeiten, um die Familie erhalten zu können. In den folgenden Jahren entwickelt sich das Familienleben „unauffällig, aber irgendwie fad“. Michael beginnt, Lotto zu spielen, Sportwetten abzugeben („immer so mittlere Beträge, zumindest ein paar hundert Schilling, nicht selten tausend oder mehr“) und bald darauf auch, ins Casino zu gehen. Hier sieht er den Hauptgrund für die folgenden Turbulenzen, die ihn sehr schnell um seine Existenz bringen: „Das war wie ein Sog, ich hab nicht aufhören können zu spielen und zu wetten, hab erst das ganze Geld, das wir gespart haben, verspielt, dann die Wertsachen nach und nach verscherbelt und zum Schluss Kredite aufgenommen. Spätestens, wie ich das bei Wucherern gemacht hab, war’s vorbei. Das war der Anfang vom Ende“. Michael ist nach kurzer Zeit zahlungsunfähig. Als er von zwei Männern vor den Augen seiner Tochter zusammengeschlagen wird, weil er seine Kreditzinsen nicht zurückzahlen kann, macht seine Frau wahr, was sie ihm schon länger angedroht hat und verlässt ihn mitsamt der Tochter. Da mittlerweile auch die Banken schon auf den letzten Wert, der Michael geblieben ist, zurückgreifen und seine Wohnung zwangsversteigert wird, ist Michael von einem Tag auf den anderen ohne eigene Anschrift. In der ersten Zeit arbeitet Michael noch weiter, sieht aber bald „keinen Sinn mehr“ darin, „weil alles Geld sofort eingezogen wird für Alimente und Kreditrückzahlungen“ und ihm damit „nicht einmal so viel wie schwarz unter den Nägeln“ bleibt. Anfangs kommt er bei seinem jüngeren Bruder unter, als er dort aber Geld stiehlt, muss er auch diesen Unterschlupf aufgeben, immerhin sieht sein Bruder aber von einer Anzeige ab. Das ist der Moment der ersten „Obdachlosigkeit, Glück war’s, dass Sommer war“. Michael lernt in einem Lokal eine Frau kennen, bei der er einzieht, die Beziehung geht aber nach etwas mehr als einem halben Jahr wieder in die Brüche, weil „ihr das nicht gepasst hat, dass ich nichts arbeite und den ganzen Tag nur herumhänge“, weshalb er „ein paar Sachen mitnimmt“, die ihm gehören, was seine Freundin aber definitiv anders gesehen haben muss: Im Gegensatz zu Michaels Bruder erstattet sie nämlich Anzeige, und Michael muss „für ein bisserl mehr als ein halbes Jahr einsitzen“. Die Zeit im Gefängnis beschreibt er als „schrecklich, aber nicht so schlimm wie das Leben auf der Straße“, weil er da „nur von Zombies umgeben“ ist, die „alle nichts Besseres zu tun haben, als sich selbst und gegenseitig zu betrügen, und alle gifteln’s und saufen’s“. Behörden im Allgemeinen und Institutionen, die Hilfe anbieten, ist er extrem argwöhnisch gegenüber eingestellt, er hat

„gelernt, dass man keinem vertrauen kann“. Ebenso meidet er den Kontakt zu anderen Wohnungslosen, „allein geht’s mir am besten, da bleiben mir die ewigen Raufereien erspart“.

Perspektiven hat Michael keine, er sieht keinen Sinn darin, sich Arbeit zu suchen, weil er „so viele Schulden“ hat, dass er „dreihundert Jahre arbeiten müsste“, um diese zu tilgen. Er hat weder zu seiner Exfrau, noch zu seiner Tochter Kontakt und möchte auch nicht, dass sie ihn „so sehen“.

Michael ist offensichtlich Alkoholiker und krank, er selbst spricht von „einer chronischen Bronchitis“. Er wird während des Interviews immer wieder von starken Hustenanfällen geplagt und wundert sich selbst, „den letzten Winter überlebt“ zu haben: „Lang geht das nicht mehr so weiter mit mir“.

Das Gespräch mit Michael macht betroffen, weil man hier jemandem gegenüber sitzt, der jeden Lebensmut verloren hat, der körperlich in einem erschütternden Zustand ist, dessen Geist aber trotzdem noch gut funktioniert, und man wird das Gefühl nicht los, dass ihm das gar nicht so recht ist. Trotzdem ist Michael ein freundlicher Mensch, er nimmt zwar scheinbar nicht an seiner Umwelt Anteil, sehr wohl aber an seiner Gesprächspartnerin, hört zu, antwortet, bleibt aber immer schüchtern und eher einsilbig.

4.4.6. Stevie, 28

Stevie ist 28 und im 10. Wiener Gemeindebezirk bei seiner Mutter aufgewachsen. Sein Vater stirbt, als Stevie Vier ist, Geschwister gab es nicht, die Mutter hatte häufig wechselnde Männerbekanntschaften. Das Verhältnis zwischen den beiden war „immer schwierig“, die Mutter war Alkoholikerin, hatte aber eine fixe Anstellung als Raumpflegerin in einem Wiener Spital. Stevie erzählt, dass ihn „Schule und Beruf nie interessiert“ haben, weshalb er erstere nicht beendet (er verlässt die Schule nach dem neunten Pflichtschuljahr ohne Abschluss), Anstrengungen, sich eine Lehrstelle oder einen Job zu suchen, unternimmt Stevie nicht, „weil ohne Schulabschluss kannst das eh vergessen“. Dieses Thema ist wiederholt Grund für Auseinandersetzungen mit der Mutter, auch gewalttätige, was

„aber eh normal war, nur irgendwann war halt ich der Stärkere von uns beiden“. Er beginnt „noch in der Schule“, regelmäßig Bier zu trinken, obwohl es ihm damals „gar nicht geschmeckt hat“. Bis zu Stevies 19. Lebensjahr waren die Lebensverhältnisse allerdings relativ stabil, was wohl im Wesentlichen das Verdienst der Mutter war, die dafür sorgte, dass die beiden ein Auskommen hatten. Als sie an Krebs stirbt, übernimmt Stevie die Wohnung, kann aber sehr schnell die Miete nicht bezahlen, gerät in Mietrückstand und wird nach Ablauf aller ihm gestellten Fristen delogiert.

Seitdem lebt Stevie hauptsächlich auf der Straße, im Winter „wenn es zu kalt ist“ aber auch in verschiedenen Notquartieren. Auf der Straße kommt er bald in Kontakt mit „hartem Stoff, vor allem Heroin“ und wird abhängig. Um seine Sucht befriedigen zu können, begeht er anfangs Autoeinbrüche, später bricht er auch in Wohnungen und Einfamilienhäuser ein. Es dauert nicht lange, bis er das erste Mal verhaftet wird und eine Haftstrafe absitzen muss. „Insgesamt war ich schon mehr als vier Jahre im Bau, was aber eh nicht so arg ist“, weil die Lebensumstände im Gefängnis „zwar auch nicht leinwand sind, aber doch insgesamt viel besser als auf der Straße“. Die Gründe für seine Freiheitsstrafen waren einerseits die Einbrüche, andererseits auch „Raufereien mit Körperverletzung, weil manche halt zu weich sind“. Mit anderen Wohnungslosen will Stevie nichts zu tun haben, „das ist nicht meines“, er hat aber zwei Freunde, mit denen er die meiste Zeit verbringt, „hundertprozentig verlassen kannst dich aber auf die auch nicht wirklich“. Fragt man Stevie, wie er sich seine Zukunft vorstellt, meint er, doch viele Pläne zu haben: „Von den Scheißdrogen wegkommen, dann möchte ich einen Kurs beim AMS machen – vielleicht irgendwas mit Computern, weil das hat mir immer schon getaugt -, aber als erstes muss ich mir die Zähne richten lassen, weil so nimmt dich ja sowieso keiner“. Eine eigene Wohnung und eine Familie zu haben, stellt er sich „schon schön“ vor, Schritte in diese Richtung setzt er aber „noch keine“, weil er nicht das Gefühl hat, „reif genug“ für die Verantwortung zu sein. Stevie ist sehr schlank, extrem starker Raucher, was sich auch in seiner Hautfarbe zeigt, die irgendetwas zwischen grau und gelblich ist, hat schütteres Haar, und wirkt deutlich älter als er ist, was nicht zuletzt daran liegt, dass er kaum Zähne im Mund hat. Er spricht langsam, Fragen, die er nicht beantworten möchte, lässt er mit einem Schulterzucken im Raum stehen und spricht über ein von ihm gewähltes Thema weiter. Oft erhält man die Antworten aber dann sehr wohl, nur irgendwie zeitversetzt und aus

dem Zusammenhang gerissen. Es ist schwierig, das Gespräch auf Linie zu halten, es mäandert vor sich hin und ist gekennzeichnet von Stevies sprunghaftem Erzählstil auf der einen Seite und den Bemühungen der Interviewerin auf der anderen Seite, zu den weiterhelfenden Daten zu kommen. Stevie wirkt nicht sonderlich konzentrationsfähig, kaspert immer wieder herum, zieht Grimassen und gibt sich besonders bei Themen, die ihn bewegen, betont lässig. Insgesamt hat man eher das Gefühl, einem kleinen Buben gegenüber zu sitzen, der eine Fensterscheibe eingeschossen hat und auf seine Strafpredigt wartet, als einem erwachsenen Mann, was aber auf zumindest Abwechslung in den Ablauf der Gespräche bringt.

5. Die Auswertung der Forschungsfragen

5.1. Auswertung der allgemeinen Forschungsfrage

Wie manifestiert sich Armut in Wien heute anhand des Beispiels Wohnungsloser, und sind die Gründe und Ursachen andere als um 1900?

Wien hat eine lange Geschichte der Wohnungslosigkeit, die ihren Höhepunkt um 1900 erreicht. Begibt man sich auf die Suche nach Gründen und Ursachen für dieses Phänomen, findet man in der Literatur sehr schnell mehrere Gründe dafür. Zum einen bringen das Einsetzen und die Ausbreitung der Industrialisierung ab Beginn des 19. Jahrhunderts eine große Masse an arbeitssuchenden Menschen in die Stadt, die ihre ländliche Heimat verlassen, um hier – im kaiserlichen Wien - eine Möglichkeit zur Verbesserung ihrer Lebenssituation zu finden. Durch die hohen Zuwanderungsraten aus den Kronländern einerseits, aber auch durch die Fortschritte der Medizin und Hygiene andererseits, die einen signifikanten Rückgang der Säuglingssterblichkeit bewirken und somit zu einem deutlichen Anstieg der Geburtenraten führen, sowie generell die Lebenserwartung der EinwohnerInnen erhöhen, sieht sich Wien bald dem Problem ausgesetzt, förmlich aus allen Nähten zu platzen. Es gibt weder genügend Wohnraum noch ausreichend Arbeitsplätze für die Jahr für Jahr zunehmende Bevölkerung Wiens, ebenso gibt es noch keinerlei arbeits- oder wohnungsschutzrechtliche Absicherungen für die WienerInnen. So entsteht sehr schnell eine hohe Zahl Arbeits- und/oder Wohnungsloser. Gründe für die Masse an Wohnungslosen waren – neben dem Mangel an Wohnraum per se - auch die exorbitant hohen Mieten, die – gerade in den neu entstandenen Arbeiterbezirken an der Wiener Peripherie – dazu führten, dass die Klein(st)wohnungen mehrfach und im Schichtbetrieb untervermietet wurden. Ein Phänomen des imperialen Wien stellt dabei das *Bettgeherum* dar, bei dem ein- und dasselbe Bett zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten an verschiedene Personen vermietet wird.

Um eine Linderung der untragbaren Zustände zu erreichen, wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrere Massenquartiere, Obdachlosen- und Familienasyle errichtet – teils

aus öffentlichen Mitteln, teils aus privater Hand. Da aber auch diese Maßnahmen lange nicht ausreichend waren, wurden seitens der Politik repressive Maßnahmen gesetzt, im Zuge derer Arme, die als nicht berücksichtigungswürdig eingestuft wurden, in Arbeitshäuser oder ihre zuständigen Heimatgemeinden abgeschoben wurden.

Um die Gründe für Wohnungslosigkeit heute verstehen zu können, ist es unerlässlich, Gespräche mit ExpertInnen zu führen. Waren die Ursachen für Wohnungslosigkeit um 1900 eher struktureller Natur – auf Grund von eklatantem Wohnungs- und Arbeitsmangel –, sind sie heute völlig anderen Ursprungs. Alle fünf befragten ExpertInnen geben als einen Grund für Wohnungslosigkeit Deprivation und Traumatisierungen im Kindes- und Jugendlichenalter an. Sehr oft geht Wohnungslosigkeit Hand in Hand mit psychiatrischen Erkrankungen wie Schizophrenie, Depressionen oder narzisstischen Störungen. Außerdem können die wachsende Anonymität und die gleichzeitig steigenden Erwartungen der Gesellschaft mitunter dazu beitragen, dass Menschen mit labiler persönlicher und sozialer Identität dem gesellschaftlichen Druck nicht standhalten können. Eine weitere Ursache ist jede Form von Suchtmittelmissbrauch, im speziellen Alkoholabhängigkeit.

5.1.1. Ursachenforschung anhand der Interviews

Andreas wird in seiner Kindheit regelmäßig von Vater und Mutter psychisch wie physisch schwer misshandelt. Zudem ist sein Vater Alkoholiker, Andreas selbst sieht darin ganz eindeutig den Grund für seine eigene Alkoholabhängigkeit, gibt aber an, erst als Wohnungsloser zu trinken begonnen zu haben.

Brigitte beschreibt ihre Kindheit als „sehr schwierig“: Der Vater verlässt die Familie nach der Geburt des dritten Kindes, das behindert ist. Brigitte ist schon in ganz frühen Jahren für sich und ihre beiden jüngeren Geschwister verantwortlich, die Mutter ist kaum anwesend. Sie berichtet zwar nichts von Übergriffen während ihrer Kindheit, wird aber Opfer eines Raubüberfalles. Die daraus resultierende Traumatisierung ist die letzte und wahrscheinlich ausschlaggebende Ursache für ihre Wohnungslosigkeit. Brigitte würde zweifel-

los psychiatrische und/oder therapeutische Behandlung brauchen, lehnt diese aber vehement ab.

Erwin wächst im Kinderheim auf. Er beschreibt die Zeit zwar als „angenehm und familiär“, hat letztlich aber keine stabilen sozialen Verhältnisse in seiner Kindheit.

Janos wird als Kind regelmäßig vom Vater geschlagen und muss auch zusehen, wie das dem Rest der Familie widerfährt.

Jenny hat wahrscheinlich von allen Interviewten die katastrophalste Kindheit: Sie wird mit zwei Wochen von der Mutter verlassen, häufig wechselnde Aufenthalte in diversen Kinderheimen und Pflegefamilien sind die Folge. Sie wird Opfer schrecklicher körperlicher wie seelischer Misshandlungen.

Martin wächst in ambivalenten Verhältnissen auf: Einerseits verlässt ihn die Mutter, als er Zwei ist, wegen eines neuen Lebensgefährten, der zwar nicht wirklich vorhanden, aber trotzdem nicht weit genug entfernt ist, um nicht doch psychische Grausamkeiten gegen ihn zu setzen. Andererseits erlebt er ein sehr stabiles und liebevolles Zuhause bei seinen Großeltern, die allerdings (zu früh) sterben und dem Buben wahrscheinlich auch nicht genügend Grenzen setzen. Seinen Vater sieht er nur einmal – auf einem Foto.

Michael ist der einzige, der in einem traditionellen Familienverband aufwächst. Er bezeichnet seine Kindheit als „unauffällig“ und sieht die Ursache für seine Wohnungslosigkeit in seiner Spielsucht, die er im frühen Erwachsenenalter entwickelt.

Rudi hat eine turbulente Kindheit: Er verbringt die ersten elf Lebensjahre im Hause seiner Eltern, die Alkoholiker sind. Er selbst beginnt schon als Kind zu rauchen und zu trinken. Die Mutter schlägt ihre Kinder – auch mit dem Gürtel. Mit zwölf Jahren kommt er in ein Kinderheim, die Zeit dort bezeichnet er als „super“.

Stevie wächst bei seiner Mutter auf, die Alkoholikerin ist. Seine Kindheit und Jugend sind geprägt von gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden.

Thomas wird von seiner Mutter bei der Großmutter zurückgelassen, nicht einmal eine genaue Altersangabe kann Thomas machen. Auch für einen Laien ist die narzisstische Struktur seiner Persönlichkeit offensichtlich.

Die Zusammenhänge zwischen schwierigen Kindheitskonstellationen und Wohnungslosigkeit sind im Falle – fast – aller Befragten unübersehbar. Für eine differenziertere Analyse bezüglich der restlichen, von den ExpertInnen angeführten möglichen Ursachen sieht sich die Autorin nicht genügend psychologisch ausgebildet. Da es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine anthropologische handelt, müssen die angeführten Ursachen, die durch Beobachtung und Gespräche eruierbar sind, zur Beantwortung der allgemeinen Forschungsfrage reichen, zeichnen aber doch per se schon ein deutliches Bild.

5.2. Auswertung der speziellen Forschungsfragen

5.2.1. Erste spezielle Forschungsfrage

Wie ist die Selbstsicht Wohnungsloser? Wie empfinden sie ihr Leben auf der Straße? Sehen sie ihre Situation als gegeben, als etwas, dem sie durch äußere Einflüsse ausgesetzt sind? Oder suchen sie die Gründe auch bei sich selbst?

Für die Auswertung dieser Fragestellung werden mehrere Kriterien herangezogen wie Schulabschluss, erlernte Berufe, Arbeitsverhältnisse und die Schilderungen der persönlichen Eindrücke und Erlebnisse während der Wohnungslosigkeit.

5.2.1.1. Schullaufbahn

Von den zehn Wohnungslosen, deren Interviews in der vorliegenden Arbeit als Informationsquelle herangezogen werden, haben sieben (Andreas, Brigitte, Erwin, Janos, Martin, Rudi und Thomas) die Pflichtschule absolviert, Jenny und Stevie verfügen über keinen Pflichtschulabschluss, Michael hat nach der Matura einige Semester studiert, das Studium aber aus familiären Gründen abgebrochen.

5.2.1.2. Berufsausbildung

Jenny und Stevie sind die einzigen, die keinen Beruf erlernt haben. Rudi beendet zwar seine Lehre zum Vulkaniseur, macht aber die Gesellenprüfung nicht, arbeitet jedoch seit über drei Jahren als Straßenkehrer bei der MA 48 und wurde bereits in ein fixes Arbeitsverhältnis überstellt. Ebenfalls nicht abgeschlossen hat Erwin seine Konditorlehre. Andreas ist ausgebildeter Automechaniker, Brigitte Musikerin, Erwin arbeitet nach seinem Studienabbruch in der Verwaltung bei der ÖBB. Thomas ist gelernter Einzelhandels- und Bürokaufmann und arbeitet mehrere Jahre als Fahrer für diverse Zustelldienste. Martin macht nach der Schule die Ausbildung zum Großhandelskaufmann und lässt sich außerdem während seiner Haftstrafe in Stein zum Koch und Kellner ausbilden, womit er – als einziger – sogar drei abgeschlossene Berufsausbildungen hat. Janos arbeitet während seines Aufenthalts in Rumänien, macht aber keine näheren Angaben über die Art der Beschäftigung.

Im Bereich *Schule und Ausbildung* lässt sich also keine signifikante Tendenz ablesen, die auf eine Prädisposition für spätere Wohnungslosigkeit schließen lässt, wenn auch das Ausbildungsniveau insgesamt eher niedrig – sofern überhaupt vorhanden – ist.

5.2.1.3. Zur Selbstsicht der Wohnungslosen

Hier fällt ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit der Wohnungslosen und der jeweiligen Einschätzung der Lebenssituation auf:

Einerseits gibt es jene, die ihr Leben in hohem Maße reflektieren und logische Zusammenhänge darstellen können, wie Martin oder Rudi – die bezeichnenderweise beide seit einigen Jahren über eigene Wohnungen verfügen -, aber auch Jenny, die trotz ihres Drogen- und Alkoholmissbrauchs die Zusammenhänge für ihren Lebenslauf sehr wohl klar und deutlich herstellen kann. Mehr dazu weiter unten.

Andreas wird – nach einer schweren und gewaltvollen Kindheit – mit Ende Zwanzig wohnungslos. Er beginnt bald zu trinken und übernimmt so ein Bild, das ihm von seinem Vater vorgelebt wurde. Sein Leben als Wohnungsloser bezeichnet er als „schrecklich“.

Es ist schwer zu beurteilen, ob Brigitte das Leben auf der Straße zu der Frau gemacht hat, die sie jetzt ist: ruhelos, verunsichert, abweisend, depressiv, alkoholabhängig. Ihre Erzählungen lassen darauf schließen, dass sie so wenig wie nur irgend möglich mit anderen Menschen kommuniziert und interagiert. Wohnungslos zu sein bedeutet für sie der „rohen Gewalt“ ausgesetzt zu sein.

Das Interview mit Erwin liefert zwar Daten, die für die Auswertung der Forschungsfragen von Relevanz sind, er ist aber – wohl auf Grund des massiven Drogenkonsums – in seinen Antworten eher einsilbig, entsprechend muss man vor allem seine Körpersprache interpretieren, die – im Zusammenhang mit dem Leben als Wohnungsloser – eindeutig negativ und abwehrend ist: So macht er häufig wegwerfende Handbewegungen, zuckt mit den Schultern, schüttelt den Kopf. Verbalisiert wird von ihm dazu allerdings nichts, seine Gestik muss reichen.

Janos ist da schon deutlich mitteilbarer: Er meint, auf nichts Anspruch zu haben und sich daher „alles nehmen“ zu müssen. Sein tägliches Leben beschreibt er als Kampf, es ist „sehr anstrengend, macht müde“. Aus Angst, von anderen Wohnungslosen im Schlaf überfallen zu werden, kann er niemals tief schlafen. Diese Prägung und das unstete Leben mit seinen täglich neuen Herausforderungen, die Gewalt auf der Straße, die Existenzsorgen sind „nicht gut, nicht gut; es macht keinen guten Menschen aus dir, macht dich böse, sehr böse“. Janos träumt von einem Leben im Ausland mit „viel Geld. Das ist das einzige, das zählt. Weil wenn du Geld hast, kommt auch alles andere: Wohnung, Essen, Freunde, Frauen. Nur Geld ist wichtig, denn man kann alles kaufen. Der Rest kommt dann von selber“.

Obwohl Jenny keinen Sinn im Reden sieht, ist sie relativ gesprächig und gibt Einblick in ihr – deprimierendes – Leben. Sie nimmt sich kein Blatt vor den Mund und scheint auch viel darüber nachgedacht zu haben, wieso sie schon als junges Mädchen wohnungslos wird und seitdem keinen Weg mehr zurück in ein geregeltes Leben gefunden hat. Um ein gewisses Maß an Sicherheit zu haben, schließt sie sich mit anderen Wohnungslosen zusammen. Die Gewalt, die ihr wiederholt angetan wird, beschreibt sie als „kein Ringelspiel“. Vieles an ihrem Leben ist entwürdigend, man bekommt einen Einblick davon wenn sie erzählt: „Da kommst dir schon vor wie... ein Mensch dritter Klasse, wenn du da die ande-

ren, denen es gutgeht, beobachtest und hoffst, dass sie was von ihrer Wurst stehenlassen, damit du's dir holen kannst. Das ist nicht schön". Unterstützung bei Institutionen möchte Jenny nur, um zu frischer Wäsche zu kommen, aber „bleiben mag ich dort nicht. Das ist irgendwie unheimlich". Jenny hat mit achtzehn oder neunzehn Jahren – gegen Ende der Schwangerschaft – ein Kind verloren, und es ist offensichtlich, dass sie darüber immer noch trauert. Die Gründe dafür erkennt sie selbst: „Ich weiß halt, dass das war wegen dem Stoff, und da denk ich oft daran, dass ich da hätte aufhören müssen". Mit dieser Trauer möchte sie aber alleine zurechtkommen, Hilfe erwartet sie keine – nicht in diesem Kontext, und auch in keinem anderen. Das Leben auf der Straße ist für sie „immer irgendwie so ein Hin und Her, je nachdem, was grade nötig ist. Weil es ist ja so: Geregelt oder normal oder regelmäßig ist ja auf der Straße nichts. Echt nichts".

Martin, der eine 16jährige Haftstrafe wegen Totschlags in der Justizanstalt Stein absolvieren musste, geht nach seiner Haftentlassung bewusst nicht in seine Heimatstadt Linz zurück, „weil ich mir gedacht habe, in Wien bin ich anonym, und da kann ich mir ein neues Leben aufbauen". Seine Hoffnung, sich in Wien eine gesicherte Existenz aufbauen zu können, stellt sich aber als nicht realistisch heraus, denn „genau der Kontakt, den ich eigentlich überhaupt nicht gebraucht hab, war der einzige, den ich gehabt habe, nämlich die Leute, die ich aus Stein gekannt hab und alle die aus dem Rotlichtmilieu. Und für den Neueinstieg ins Leben war das halt das Allerschlechteste". Martin findet zwar einen Full-time-Job bei einem Würstelstand, beginnt aber bald, regelmäßig Kokain zu konsumieren und bald darauf auch Alkohol. Als zu dem beruflichen Stress und den Drogen auch noch Liebeskummer dazu kommt, versucht er, sich zu suizidieren. „Man glaubt, man hat das Schlimmste schon hinter sich. Aber die sechzehn Jahre waren nicht das Schlimmste, das beginnt erst ab der Entlassung, da beginnt der Kampf ums Überleben, das Hoffnungslose, deine Vergangenheit". Nach einer Therapie und einem längeren Aufenthalt im *Grünen Kreis*, den er frühzeitig beenden muss, landet er Wien – ohne Job, ohne Geld, ohne Wohnung: „Das war am 17. Dezember, ich steh mit fünfzig Euro Taschengeld am Franz-Josefs-Bahnhof und weiß nicht, wohin“, und weiter: „Es war einfach unter meiner Würde. (...) ich wollte einfach nicht ein Sandler auf der Straße sein". Er unternimmt, was nötig ist, um zu einer eigenen Wohnung zu kommen: „Es war dann einfach so, dass ich regelmäßig bei meiner Betreuerin vom Ganslwirt war, und der hab ich gesagt, dass ich in der VinziRast

bleibe, bis ich eine eigene Wohnung hab. (...) Ich hab's sogar geschafft, dass ich arbeiten war, so wie jetzt bei *Fix und Fertig*". Er versucht, nicht zu verzweifeln, nicht aufzugeben, um zu seinem Ziel zu kommen, obwohl es oft schwierig ist, weil „du musst dich zu jedem Schritt überwinden, weil's von Tag zu Tag mühsamer wird, weil nichts weiter geht, weil's immer mühsamer wird, es geht nichts von heute auf morgen, es geht einfach nichts weiter. Und du musst aber trotzdem – oder eben nicht“. Seine Mühen werden belohnt, er erhält am 1. April 2008 seine eigene Wohnung: „Es steht mir zu, ich tu ja auch was dafür: Ich zahl meine Miete und den Strom, ich fühl mich rundum wohl!“. An seiner derzeitigen Situation möchte er aber noch einiges ändern: mehr Geld verdienen, trotz seiner Hepatitis C noch mehrere Jahre gut leben und eine Freundin haben, – ein Wunsch, dessen Umsetzung er als schwierig erachtet, weil „ich bin ein Mörder! Und damit muss erst einmal jemand klar kommen“. Martin resümiert: „Ich hab einiges erlebt, auf das ich verzichten könnte – gerne auch noch. Aber es ist halt, wo ich mir denke, das ist Schicksal“.

Michael erweckt nicht nur den Anschein, sich möglichst von allem fernhalten zu wollen, er betont auch, bewusst jeden Kontakt mit anderen Menschen zu meiden, speziell den zu anderen Wohnungslosen, die er als „Zombies“ bezeichnet -, weil er gelernt hat, „dass man keinem vertrauen kann“, und dass es ihm allein „am besten“ geht. Das Leben auf der Straße empfindet er als „schrecklich“ und noch schlimmer als das im Gefängnis. Er ist auch gesundheitlich gezeichnet von diesem Leben und ist erstaunt, noch am Leben zu sein, vermutet aber „lang geht das nicht mehr so weiter mit mir“.

Rudis Überlegungen über die Jahre seiner Wohnungslosigkeit sind sehr differenziert, man merkt, dass er viel Zeit hatte, um diese Phase zu verarbeiten, retrospektiv kann er dieser Zeitspanne sogar Positives abgewinnen: „... die Zeit der Obdachlosigkeit war irgendwie interessant für mich. Mir hat's gefallen – im Nachhinein“. Da er die ersten Jahre gemeinsam mit seinen Eltern und zwei Geschwistern eine ‚Wohngemeinschaft‘ - hinter dem Prater und in verschiedenen Abbruchhäusern - bildet, hatte er nicht das Gefühl, wirklich wohnungslos zu sein: „Wir haben uns nicht gefühlt wie Sandler. Essen war da, ein Bett war da, Geld war da. Das Einzige, was gefehlt hat: Wir waren nicht polizeilich gemeldet“. Mit dem Tod der Eltern beginnt für Rudi die Zeit, in der er alleine auf der Straße leben muss. Er meldet sich nach kurzer Zeit für ein Zimmer in dem neu errichteten Wohnheim

in der Gänsbacherstraße an, macht einen Alkoholentzug im Otto-Wagner-Spital, wechselt in ein anderes Heim „also keine Straße, sonst wäre ich wahrscheinlich wieder voll abgesunken“, daneben arbeitet er „immer kurze Jobs, maximal 14 Tage, drei Wochen. Das war halt alles mühsam. Länger arbeiten hat man nicht ausgehalten, weil immer der Alkohol im Spiel war“. Bald kommt auch der erste Kontakt mit der Caritas zustande, der er vieles zu verdanken hat und ohne die er die Integration in ein geordnetes Leben – nach eigenen Angaben – nicht geschafft hätte. Rudi hatte aber auch einige Rückfälle, manchmal kommen ihm Zweifel, aber er hat sich bewiesen, „wie konsequent ich was durchziehen kann, wenn ich will“. Allerdings muss das „vom Kopf ausgehen, sonst bringt das gar nichts“.

Stevie zieht einen Vergleich zwischen dem Leben auf der Straße und dem im Gefängnis und meint, dass zweiteres „zwar auch nicht leinwand“ ist, „aber doch insgesamt viel besser als auf der Straße“. Er ist gezeichnet von den „Scheißdrogen“, von denen er loskommen möchte, und hat Pläne für eine Zukunft mit Wohnung und Arbeit. Stevie erzählt von Raufereien mit anderen Wohnungslosen, von denen er sich lieber fernhält, und davon, wie er durch Autoeinbrüche und Diebstähle versucht, zu Geld zu kommen. Das Leben als Wohnungsloser hält er für unwürdig, und man glaubt ihm seinen Wunsch, an seiner Situation etwas ändern zu wollen, wenn auch die Umsetzung fraglich scheint.

Thomas stellt fest, dass das Leben als Wohnungsloser in Wien etwas besser ist als in Tirol: „In Tirol gibt's kein Herz für sowas. (...) In Westösterreich werden die Obdachlosen verschlossen. Das ist immer Gesindel, Gesocks – die sollen arbeiten und sich nicht so anstellen. In Wien ist es ein bissl besser“. Hier hat er „nie, keinen einzigen Tag, auf der Straße geschlafen, weil das in Wien einfach besser organisiert und abgedeckt ist“. Trotzdem meint er: „Irgendwie wird man als Obdachloser nicht als Mensch behandelt, sondern nur als Subjekt. An den Ämtern und den offiziellen Stellen wird auf die Probleme gar nicht richtig eingegangen. Da ist man nur eine Nummer“. Da ihm die Situation in Österreich nahezu unerträglich ist, möchte er zurück nach Südamerika gehen, denn „wenn man hier nichts hat, dann hat man nichts! Und es gibt eigentlich auch nicht wirklich eine Hoffnung“. Mit anderen Wohnungslosen will er überhaupt nichts zu tun haben. Diese scharfe Abgrenzung zu anderen Wohnungslosen und die Opferrolle, in der er sich gerne sieht, sind ganz typische Eigenschaften von Thomas. Immer wieder hört man im Laufe des In-

terviews, dass ihm „nicht geholfen wurde“, dass er sich die Turbulenzen „ja nicht ausgesucht“ hat, dass er „aus dem Land gehetzt“ wurde oder „die haben mir nichts gegeben“. Thomas erzählt von seinen Schlafstörungen, die er nur mit Medikamenten in den Griff zu bekommen meint, er berichtet von der Langzeittherapie, die er macht, um sich für sein zukünftiges Leben in Südamerika vorzubereiten, und er schätzt die Lage vermutlich richtig ein, wenn er meint, „noch nicht reif“ für ein selbstständiges Leben im Ausland zu sein, denn dafür müsse er vor allem von den Schlafmitteln wegkommen: „Ich will nicht abhängig sein. Wenn ich mich selbst aufgegeben hätte, wär ich schon längst tot. Aber weit bin ich noch nicht gekommen“.

Das Leben ohne festen Wohnsitz stellt sich für alle Betroffenen als riesige Herausforderung dar, an der viele verzweifeln, einige sogar zu zerbrechen drohen. Ausnahmslos jeder der Befragten macht deutlich, wie groß der Leidensdruck für diejenigen ist, die mit den Härten der Wohnungslosigkeit tagtäglich konfrontiert sind – also mit Armut, Scham, Hoffnungslosigkeit, Mangelversorgung, Drogensucht, Alkoholismus, Gewalt, Kriminalität, Einsamkeit und Frustration.

5.2.2. Zweite spezielle Forschungsfrage

Ist die Änderung ihrer gegenwärtigen Lage, die Integration in einen geregelten Alltag, ein erstrebenswertes Ziel für Wohnungslose und wenn ja, welche Schritte planen und unternehmen sie?

Andreas sieht keinen Sinn darin, sich Arbeit zu suchen, da ihm auf Grund seiner Schulden nur das Existenzminimum zum Leben bleiben würde. Brigitte gibt keine Antwort auf die Frage, wie sie sich ihre weitere Zukunft vorstellt und scheint weitgehend mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Erwin wünscht sich zwar ein Leben ohne Drogen in einer eigenen Wohnung, setzt aber keinerlei Schritte, die ihn in Richtung Umsetzung dieser Ziele bringen könnten. Janos macht divergierende Äußerungen zu seinem zukünftigen Leben: Er verspricht sich einerseits eine Verbesserung der Arbeitssituation, sobald es RumänInnen möglich sein wird, legal in Österreich zu arbeiten, und träumt andererseits von einem

Leben in Australien, Spanien, Irland, Norwegen oder Finnland, weil er Österreich nur als „erstes Tor“ auf dem Weg in eine bessere Zukunft sieht. Auch er unternimmt keinerlei sichtbare Anstrengungen zur Änderung seiner Situation. Jennys Aussage „ich mach das, was ich tun muss, was halt gerade nötig ist, mehr geht eh nicht“ macht klar, wie wenig sie sich von ihrer persönlichen Zukunft erwartet, - eine Einschätzung, die angesichts ihrer Heroin- und Alkoholabhängigkeit, ihres deprivierten Allgemeinzustandes und der Tatsache, dass sie weder über einen Schulabschluss, noch über eine Berufsausbildung verfügt, bedrückend realistisch scheint. Martin und Rudi sind die beiden hier interviewten Wohnungslosen, die einen Weg aus der Wohnungslosigkeit gefunden haben: Beide haben seit mehreren Jahren eine eigene Wohnung, Rudi ist fix angestellt bei der *Gemeinde Wien*, Martin bessert sein momentanes Arbeitslosengeld mittels eines Jobs bei der Firma *Fix und Fertig* auf. Er glaubt, „fast jeder versucht, aus der Obdachlosigkeit heraus zu kommen. Aber viele verlieren den Mut und sagen: Scheiß auf alles, auf die Gesellschaft, die haben sich dann irgendwann einfach mit dem Zustand abgefunden. Warum die's dann nicht schaffen, keine Ahnung, wahrscheinlich ist es Resignation, weil aus dem Zustand wieder raus zu kommen, ist ja nicht gerade einfach“. Im Gegensatz zu Rudi, der vor über sechs Jahren einen erfolgreichen Alkoholentzug gemacht hat, trinkt Martin sehr wohl wieder, was Grund zur Besorgnis gibt. Beide betonen, dass einerseits konsequentes Nachfragen und permanentes Interesse an einer Wohnung sowie ein erfolgreicher Alkoholentzug sie ans Ziel gebracht hätten, dass sie aber ohne Unterstützung (der *Caritas* in Rudis, des *Ganslwirts* in Martins Fall) ihre Pläne nicht hätten umsetzen können. Rudi meint außerdem, dass „das vom Kopf ausgehen muss, sonst bringt das gar nichts“. Michael will sich keine Arbeit suchen, weil seine Schulden so hoch wären, dass der Aufwand in keiner Relation zum Ergebnis stünde. Von seinem Leben erwartet er sich nicht mehr viel, ganz im Gegenteil ist er – der gesundheitlich stark beeinträchtigt ist – überzeugt, dass sein Leben nicht mehr sehr lange dauern wird. Stevie hat sehr wohl Pläne für die Zukunft, so will er sich die Zähne reparieren lassen, einen Computerkurs besuchen und sich in der Folge einen Job in dem Bereich suchen, um irgendwann von der Straße wegzukommen. Für die Umsetzung seiner Pläne fühlt er sich aber „noch nicht reif“ genug, in seinem gegenwärtigen Allgemeinzustand scheinen diese Pläne aber noch eher utopisch. Thomas hat ein ganz klares Ziel, und das ist, nach Südamerika – konkret Chile – auszuwandern, wo er sich et-

was aufbauen will, wenn es auch noch keine konkreten Überlegungen dazu gibt. Die Zeit in Österreich nutzt er, um ein gewisses Startkapital zu sparen, wieder einen normalen Schlafrhythmus – ohne Medikamente – zu bekommen, aber auch, um eine Ausbildung zum Buchbinder zu machen sowie die Notwendigkeit einer Langzeittherapie, um in Zukunft möglichst gesund und resistent zu sein, denn „Eigentlich wollte ich ja jetzt schon gerne drüben sein, aber ich schaffe es einfach nicht, das geht jetzt nicht“. Er versucht, nach vorne zu schauen, positiv zu bleiben, denn „solange ich lebe, solange hab ich Ziele“.

5.2.3. Dritte spezielle Forschungsfrage

Wie ist die Akzeptanz anderen Wohnungslosen gegenüber? Gibt es so etwas wie Kategorien und wenn ja, ordnen sich Wohnungslose selbst ebenfalls einer oder mehrerer dieser Kategorien zu?

Die Akzeptanz der Wohnungslosen anderen Betroffenen gegenüber kann man generell als miserabel subsumieren. Zudem distanzieren sich die Befragten zum Teil vehement von anderen Betroffenen und bringen ihre Ablehnung auch durch entsprechende Bezeichnungen zum Ausdruck (Sandler, Trottel, Alkis, Junkies, Angesoffene, Randalierer, Zombies, Depperte, Betrüger, Giftler...).

Auf völlige Ablehnung anderen Wohnungslosen gegenüber stößt man bei Brigitte, die andere Betroffene meidet, weil von ihnen „nichts Gutes“ zu erwarten sei, aber auch bei Michael, der in anderen nur „Zombies“ sieht, die „alle nichts Besseres zu tun haben, als sich selbst und gegenseitig zu betrügen, und alle gifteln's und saufen's“. Beide haben eine so große generelle Aversion gegen Menschen, dass sie auf nahezu alle Hilfestellungen und –einrichtungen verzichten.

Am ehesten positiv ist Rudi anderen Wohnungslosen eingestellt, denn „ich denk mir, so war ich einmal!“. Er gibt auch an, einige Freunde unter ihnen zu haben, mit denen er immer wieder gemeinsam etwas unternimmt, allerdings weniger privat als im Kreise der Pfarrgemeinde. Er unterscheidet zwei Kategorien, nämlich die „wirklich obdachlos“ sind und die „die einen Haufen Schulden haben“. Er kann auch als einziger der Zeit der

Wohnungslosigkeit etwas Positives abgewinnen, indem er sagt „Wenn man drinnen ist, kann man’s sicher nicht genießen, aber im Nachhinein war’s nett, weil wir waren ja doch immer unsere Partie, da hat’s einen Zusammenhalt gegeben“ und „man hat auch was lernen können, also z.B. wie man überlebt“.

Ein durchaus ambivalentes Verhältnis hat Jenny zu anderen Wohnungslosen: Positiv sieht sie an den Gemeinschaften, die sie eingegangen ist und eingeht, dass sie in gewisser Weise Sicherheit geben, da es auf der Straße multiple Gefahren – speziell für Frauen – gibt, und weil man so auch diverse Suchtgifte teilen kann. Das Sicherheitsargument verkehrt sich aber spätestens dann drastisch ins Gegenteil, wenn sie von Vergewaltigungen oder anderen physischen Gewaltakten gegen sie berichtet. Sie meint, dass „die Giftler eh nicht so arg“ sind, wirklich problematisch wäre es erst, wenn dazu Alkohol ins Spiel käme.

Eine ebenfalls differenzierte Sichtweise hat Thomas, der generell zwischen südamerikanischen und österreichischen Wohnungslosen unterscheidet. Die Hilfsbereitschaft in Südamerika beeindruckt ihn, weil „Hunger muss man nicht haben (...), da drüben hilft einem gleich jeder“. Und weiter: „Es gibt auch viele gute Menschen drüben. Es gibt sehr viele Kriminelle, aber eben auch viele Gute. Und solche, die beides sind“. Von österreichischen Wohnungslosen distanziert er sich aber vehement, so flüchtet er nach einem einmaligen Besuch in der Gruft oder sagt: „Ich hab mich auch nie mit anderen Obdachlosen abgegeben, weil die hätten mich nur runtergezogen, die helfen sich selbst nicht. Die wollen einfach nur herausgeholt werden, die wollen nichts dafür tun“, und „die Obdachlosen laufen den ganzen Tag mit ihren Sackerln herum und sammeln Müll, anstatt dass sie was Vernünftiges machen. Und das ist ein großer Unterschied zu mir“.

Andreas macht – auf das Thema angesprochen – nur abwehrende Handbewegungen und schüttelt vehement den Kopf. Erwin hat eine Freundin, die mit ihm gemeinsam auf der Straße lebt, von anderen Wohnungslosen hält er sich aber fern, weil er „am besten gar keinen Kontakt“ möchte. Janos erzählt, man „kann niemals tief schlafen, weil immer die Angst da ist, dass man überfallen wird von anderen Obdachlosen. Die stehlen und schlagen und kämpfen“. Seinen besonderen Unmut erwecken AsiatInnen und AfrikanerInnen, über österreichische Wohnungslose sagt er „alle saufen, immer Alkohol, Alkohol, Alkohol“. Von Zeit zu Zeit tut er sich mit einem jüngeren Ungarn zusammen, Freundschaft sei

das aber keine, weil „auf der Straße gibt es keine Freunde“. Stevie hat zwar zwei Freunde, mit denen er relativ viel Zeit verbringt, meint aber „hundertprozentig verlassen kannst dich aber auf die auch nicht wirklich“ und hält sich sonst von anderen Wohnungslosen bewusst fern. Martin schildert sehr eindringlich, wie konsequent er anderen Betroffenen aus dem Weg gegangen ist, aus Angst, dass er komplett abstürzen könnte: „Ich wollte mit den Leuten nichts zu tun haben. Die meisten waren ja Alkis oder Junkies, und ich wollte an die nicht anstreifen, ich wollte absolut nichts mit denen zu tun haben. Da bilden sich ja immer irgendwelche Cliquen, und mit denen wollt ich absolut nichts zu tun haben“. Die Gefahren, die von ihnen ausgingen – sei es in Bezug auf Schlägereien oder Drogen –, waren ihm viel zu groß, und dem wollte er sich einfach nicht aussetzen. „Nicht, dass ich mir gedacht habe, da bin ich mir zu gut dazu, sondern einfach... Es war einfach unter meiner Würde. Die Gefahr war mir schon bewusst, aber ich wollte einfach nicht ein Sandler auf der Straße sein... Obwohl zu dem Zeitpunkt war ich's ja, war ich ja genau das, was die Gesellschaft mit einem Sandler assoziiert: keine Arbeit, kein Dach über dem Kopf, seine Fetzen an, zwei Plastiksackerl, eine Bierdose in der Hand... Das allgemeine Erscheinungsbild halt. Aber das wollte ich nicht, ich wollte mit den Leuten einfach nichts zu tun haben, weil ich vielleicht geahnt habe, wohin das führt, wenn ich mich das Stückl auch noch aufgeben und mich damit abfinde, ok, bin ich halt ein Sandler“. Martin berichtet später allerdings selber mit Erstaunen von Hierarchien unter Wohnungslosen, es gibt: „Die Scheißausländer und wir! Dann gibt's: Die Alkis und die Arschloch-Giftler. Sogar unter denen, die eh schon nichts mehr haben, sogar unter denen gibt es eine gewisse Gesellschaftsstruktur. Aber die Grenzen verschwimmen da untereinander. Es ist echt interessant“. Martin hat einen Freund, den er aus seiner Zeit im *Grünen Kreis* kennt, alle anderen seiner Freunde waren nie von Wohnungslosigkeit betroffen.

Die gebildeten Kategorien umfassen im Wesentlichen die Gruppen ‚InländerInnen – MigrantInnen‘, ‚AlkoholikerInnen – Drogensüchtige‘, ‚Wohnungslose mit – ohne Perspektiven‘, aber auch ‚echte Wohnungslose – Wohnungslose mit Schulden‘. In der Reflexion der eigenen Person, reduzieren sich diese Dichotomien meist auf Erhöhung der eigenen Person.

Auffallend ist, dass eigentlich alle die Wohnungslosen, die schon in ihrer Jugend zumindest formal von Obdachlosigkeit betroffen waren, diese erst gar nicht als solche wahrgenommen haben, und den Kontakt zu anderen Betroffenen zu diesem Zeitpunkt auch keineswegs als negativ empfanden. So sagt Martin, darauf angesprochen, dass er formal eigentlich schon das erste Mal mit achtzehn Jahren wohnungslos war: „...das hat mich damals eigentlich nicht belastet, das war das Unwichtigste von allem“.

5.2.4. Vierte spezielle Forschungsfrage

Gibt es eine erhöhte Bereitschaft zur Ausübung von körperlicher Gewalt und Kriminalität im Allgemeinen unter Wohnungslosen?

Das Thema Gewalt ist ganz deutlich und unübersehbar eines der Hauptprobleme, mit denen Wohnungslose konfrontiert sind. So berichten ausnahmslos alle von Gewalthandlungen gegen sie, nicht wenige auch davon, Gewalt selbst ausgeübt zu haben.

5.2.4.1. Gewalt in der Kindheit

Da diese Arbeit einen evidenten Zusammenhang zwischen Gewalt in der Kindheit und späterer Wohnungslosigkeit aufzeigt, werden die einschlägigen Erlebnisse, von denen die Wohnungslosen berichten, zusammenfassend angeführt:

Schon während der Kindheit wurden Andreas, Janos, Jenny, Rudi und Stevie regelmäßig von ihren Erziehungsberechtigten geschlagen, und das mitunter mit unglaublicher Brutalität und Regelmäßigkeit. Andreas zählt die Gegenstände auf, mit denen er vom Vater geschlagen wurde, nämlich mit dem Gürtel oder „Besenstiel, Kochlöffel oder einem langen Metallschuhlöffel“. Aber auch die Mutter übt massive Gewalt aus, nicht nur körperliche. Janos berichtet ebenfalls von seinem Vater, der immer alle geschlagen hat „die Mutter, uns Kinder, den Hund. Immer, jeden Tag“.

Rudi bemerkt: „Die Mutter hat geschlagen, der Vater nicht. Es war abhängig von uns. Waren wir brav, war's ok, waren wir schlimm, hat sie den Gürtel hergenommen und uns

durchgehaut!“. Stevie beschreibt das Verhältnis zu seiner Mutter als „immer schwierig“, weil gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen den beiden „eh normal“ waren. Durch viele Erzählungen zieht sich *der Gürtel* wie ein rotes Band, und als ZuhörerIn bekommt man einen vagen Eindruck von dem Grauen, dem diese Kinder ausgesetzt waren, wenn Andreas berichtet: „Meistens war uns das egal, wenn das so oft passiert, ist das nichts Besonderes. Schlimm war es nur, wenn uns der Vater nicht mit dem Leder, sondern mit der Gürtelschnalle gehaut hat“.

Erwin beschreibt seine Kindheit im Kinderheim als „familiär und angenehm“. Auch Martin und Michael betonen, keiner Gewalt ausgesetzt gewesen zu sein, obwohl man das im Fall von Martin wieder auf körperliche Übergriffe reduzieren muss, da er – als von der Mutter verlassenes Kleinkind – während seiner Kindheit sehr wohl einiges an seelischen Grausamkeiten einstecken musste, vor allem durch den Stiefvater, der vor seinen Augen die Mutter wiederholt erniedrigt, und der ihn prinzipiell nur „Bastard“ nennt. – Was solche Aussagen mit dem Selbstwertgefühl eines Kindes anrichten, und inwiefern das sehr wohl als Gewalt auszulegen ist, braucht nicht weiter kommentiert zu werden. Auch Andreas und Jenny berichten von psychischer Gewalt, die sie erfahren haben, und spätestens hier stellt sich der Autorin die Frage, ob – speziell bei Kindern – eine Trennung zwischen physischer und psychischer Gewaltausübung überhaupt Sinn macht, und ob nicht jeder körperlicher Übergriff auch automatisch seelische Folgen hinterlässt, die auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes erheblichen - negativen - Einfluss haben müssen. So erzählt Andreas, sich als Kind durch die Demütigungen der Mutter gefühlt zu haben „wie der letzte Dreck“. Jenny berichtet von Stunden, die sie – gezwungen von den Pflegeeltern - nur in Unterwäsche im Winter im Freien stehen musste, oder ganzen Nächten, die sie alleine im dunklen Badezimmer eingesperrt war, aber auch von Äußerungen wie diesen: „...sonst hab ich mich ja immer geschämt, weil ich gemerkt habe, dass ich irgendwie kein echtes Kind bin, und das haben mir die anderen ja auch immer gesagt: ‚Du bist eh nur ein Bankert, du bist nichts wert!‘ oder ‚Sei froh, dass wir dich aufgenommen haben, dich würd sonst eh keiner wollen!‘“

Brigitte spricht von einer „sehr schweren Kindheit“, berichtet aber nichts von Übergriffen.

Keine näheren Angaben zu körperlichen Übergriffen macht Thomas (der, wie Martin, von seiner Mutter bei der Großmutter zurückgelassen wird, als sie einen neuen Lebenspartner findet, und sich in der Folge nicht mehr um ihn kümmert: „Keine Familie. Keinen guten Kontakt – nie gehabt“).

5.2.4.2. Gewalt auf der Straße

Andreas bezeichnet das Leben auf der Straße als „schrecklich“, möchte aber – wie Erwin – nicht mehr zum Thema Gewalt sagen. Brigitte erzählt, dass auf der Straße „nur die rohe Gewalt“ zählt, macht aber sonst keine näheren Angaben zu dem Thema. Allerdings darf man in ihrem Fall nicht vergessen, dass sie auf Grund eines Überfalles, bei dem sie schwer verletzt wird, völlig den Halt verliert und in der Folge wohnungslos wird. Janos ist da schon mitteilvoller: „... ich bin stark, aber muss immer kämpfen – jeden Tag“. Vor anderen Wohnungslosen – speziell Afrikanern und Asiaten – sei er ständig auf der Hut, weil die „stehlen und schlagen und kämpfen“. Das Beispiel von Jenny macht deutlich, dass das Leben für wohnungslose Frauen besonders gefährlich ist, so berichtet sie von wiederholten Vergewaltigungen durch andere wohnungslose Männer, denen sie sich angeschlossen hat. Martin hat während seiner Zeit als Wohnungsloser versucht, sich heraus zu halten: „Die depperten Raufereien zwischen den Angesoffenen, die hat's jeden Tag gegeben, aber ich hab mich da absolut zurückgezogen, die haben mich nicht interessiert. Das waren auch nicht meine Freunde, dass ich mir gedacht habe, ich muss mich da einmischen und ihm helfen. Wenn ich gemerkt hab, das geht jetzt los – und das war ja ganz normal, das hat's ja ständig gegeben -, hab ich mich gleich zurückgezogen und mich ins Bett gehaut“. Ihm war bewusst, dass jede Schlägerei, bei der er beteiligt gewesen wäre, ihm nur schaden und eine neuerliche Haftstrafe einbringen hätte können, weil „wenn ich's zu meiner Geschichte mache, bleib ich über, ohne dass ich irgendeine Veranlassung dazu gehabt hätte“.

Michael meint, gelernt zu haben, niemandem mehr vertrauen zu können, und dass es ihm „allein am besten geht, da bleiben mir die ewigen Raufereien erspart“. Rudi erwidert auf die Frage, wie es mit Gewalt auf der Straße aussähe: „Uiii, das gibt's viel!“, weil jeder „als erstes auf sich schaut ... Da gibt's irgendeinen Anlass, irgendeinen Blödsinn, und die Keile-

rei geht los. Oder irgendeiner mischt sich ein, wo du sagst: Was hat der da zu reden?“ Er berichtet genauso von Schlägereien mit anderen Wohnungslosen, für die er Vorstrafen erhält, wie von Übergriffen gegen Polizeibeamte. Während einer Messerstecherei bricht er seiner eigenen Mutter das Jochbein, die versucht, den Streit zu beenden, indem sie sich zwischen ihn und seinen Kontrahenten stellt. Sein Bruder, der ebenfalls wohnungslos war, „war Alkoholiker, rauschgiftsüchtig, drogenabhängig“ und wird während eines Polizeieinsatzes auf der Straße erschossen.

Stevie ist wiederholt in Schlägereien mit Körperverletzung verwickelt und wird dafür auch zu mehreren Freiheitsstrafen verurteilt. Er hat zwar zwei Freunde, hält sich sonst aber bewusst fern von anderen Wohnungslosen, „das ist nicht meines“. Thomas' Berichte von Gewalt und Wohnungslosigkeit sind prägend, auch wenn sich ein großer Teil dieser Erzählungen auf Südamerika bezieht, wo er sogar angeschossen wurde (was ihm ebenfalls in Afrika widerfuhr) und sich in den Slums von Argentinien „Respekt“ verschaffen musste „auch durch Gewalt. Nicht nur durch das Präsentieren oder auch den Gebrauch der Waffe, auch durch Schlägereien. Wenn man nichts tut, wenn man überfallen wird und man reagiert nicht, bleibt man immer Opfer“, was ihm aber, zurück in Österreich, half, denn „auf Grund der Geschichte in den Slums haben mich die in den Notschlafstellen auch in Ruhe gelassen, das hab ich ihnen schon mitgeteilt“. Seine Freundin wird in Argentinien vor seinen Augen auf offener Straße erschossen, er selbst versucht mehrere Wochen, ihre Mörder zu finden, „um die zu erschießen“.

5.2.4.3. Gewalt an der eigenen Person

Ein nicht unwesentlicher Punkt ist die Bereitschaft, sich selbst Gewalt anzutun. Sehen wir von der Tatsache ab, dass „der exzessive Alkoholkonsum (...) ja an sich auch nichts anderes als ein Selbstmord auf Raten“ ist (Rittler: 2010), was natürlich auch für alle anderen Suchtgifte gilt und somit auf alle Befragten zutrifft. Erwähnenswert scheint hier aber auch, dass zwei der Befragten angeben, Suizidversuche unternommen zu haben, weil sie an einem Punkt der völligen Resignation und Hoffnungslosigkeit angekommen waren: „Aus, ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich geb' auf“ (Martin) oder: „Ich hab's einfach nicht mehr gepackt. Erstens die ganze Lebenssituation, dann die Vergangenheit“

(Thomas). Er unternimmt zwei Versuche in Südamerika, sich das Leben zu nehmen, und einen in Wien. Martin versucht es nur einmal, er steht stark unter Kokain- und Alkoholeinfluss, als er sich „ mit einem Stanley-Messer den ganzen Arm komplett aufsetzt, die ganzen Venen entlang“.

5.2.4.4. Kriminalität

Martin muss wegen Totschlags sechzehn Jahre in der Justizanstalt Stein verbringen. In seiner Jugend hat er zwei Vorstrafen wegen Suchtmittelmissbrauchs, mit Ende Zwanzig wird er wegen Suchtmittelverkaufs zu einem Jahr Freiheitsstrafe verurteilt.

Michael geht wegen Eigentumsdelikten „für ein bisserl mehr als ein halbes Jahr“ ins Gefängnis.

Rudi ist einmal eine Woche und zumindest ein zweites Mal für sechs Monate in Haft. Die Gründe dafür waren schwere Körperverletzung und Sachbeschädigung. Er hat insgesamt dreizehn Vorstrafen, die er 2004 alle tilgen lässt, weil bis dahin zehn Jahre lang keine weiteren Verurteilungen mehr dazukommen.

Stevie ist mehr als vier Jahre in Haft, weil er einerseits mehrere Autodiebstähle begeht, andererseits auch in Privatwohnungen und -häuser einbricht.

Thomas erzählt, Cannabis verkauft zu haben, er lässt aber die Frage nach Verurteilungen unbeantwortet. Auch ob er wegen seiner zahlreichen Schlägereien verurteilt wurde, bleibt unklar.

Erwin, Jenny, Martin, Stevie und Thomas machen sich des Suchtgiftmittelgebrauchs schuldig, Janos arbeitet am Schwarzmarkt.

5.2.5. Fünfte spezielle Forschungsfrage

Stehen Wohnungslosigkeit und Suchterkrankungen in einem evidenten Zusammenhang?

Diese Frage muss ganz eindeutig und ohne Einschränkung mit *Ja* beantwortet werden.

5.2.5.1. Alkohol

Ausnahmslos alle in dieser Arbeit untersuchten Wohnungslosen sind oder waren Alkoholiker, einzig Janos lässt die Frage offen, sein Allgemeinzustand lässt aber kaum einen Zweifel darüber bestehen, dass er wohl auch davon betroffen ist.

Andreas wächst im Haus eines Alkoholikers auf und interpretiert seine Alkoholabhängigkeit einerseits als Konsequenz seiner (früh-)kindlichen Erfahrungen, andererseits als probates Mittel, um den Zustand der Wohnungslosigkeit ertragen zu können. Brigitte riecht stark nach Alkohol und ist ohne jeden Zweifel Alkoholikerin. Bei Erwin ist Alkohol eines von vielen Suchtgiften, die er regelmäßig konsumiert. Das gleiche gilt für Jenny, die mehrere Bierdosen mit sich führt und sie während des Interviews trinkt. Martin trinkt allein im Laufe des Gesprächs fünf große Gläser Bier, hat sein Alkoholproblem also vielleicht noch nicht ausreichend im Griff. Michael bezeichnet sich selbst als Alkoholiker. Rudi beginnt bereits mit sieben Jahren, regelmäßig Bier und Wein zu trinken und hat mit Zwölf seine erste Alkoholvergiftung. Den Grund dafür sieht er in seinem Elternhaus, weil „bei uns war’s ja schon durch die Eltern. Beide waren Alkoholiker“. So erzählt er über seine Mutter: „Ich weiß nicht, wie oft ich sie vom Wirten heim getragen hab: Da hab ich sie mir einfach wie einen Mehlsack um die Schultern gelegt“. Rudi hat allerdings vor acht Jahren einen erfolgreichen Entzug absolviert und ist seitdem ‚trocken‘. Stevie beginnt noch während der Schulzeit zu trinken und steht während des Interviews deutlich unter Alkoholeinfluss. Thomas erzählt, dass es speziell in Südamerika „auch Alkohol“ gegeben hat und trinkt während des Interviews vier große Gläser Bier.

Rudi, Michael und Stevie geben an, schon vor ihrer Zeit als Wohnungslose alkoholabhängig gewesen zu sein.

Andreas und Martin beginnen erst auf der Straße zu trinken.

Brigitte, Erwin, Janos, Jenny und Thomas machen keine konkreten Angaben über ihre Alkoholabhängigkeit.

5.2.5.2. Harte Drogen

Erwin ist heroinsüchtig und möchte einen Entzug machen, hat aber noch keine adäquaten Schritte gesetzt, um diesen Plan umzusetzen. Auch Jenny ist heroin- und tablettensüchtig. Martin hat nach seiner Haftentlassung – und noch vor seiner Wohnungslosigkeit – begonnen, regelmäßig Kokain zu konsumieren, macht aber 2007 im OWS einen erfolgreichen Entzug. Ab seinem fünfzehnten Lebensjahr hat er über viele Jahre Haschisch geraucht. Stevie kommt auf der Straße in Kontakt mit harten Drogen, vor allem mit Heroin. Thomas konsumiert in seiner Jugend regelmäßig LSD, in Argentinien mehrmals Crack und raucht den gesamten Zeitraum, seitdem er Jugendlicher ist, Marihuana. Zur Zeit ist braucht er ca. zehn Tabletten täglich, um schlafen zu können.

5.2.5.3. Nikotin

Brigitte ist die einzige der hier befragten Wohnungslosen, die nicht raucht. Alle anderen sind eindeutig starke Raucher mit einem Tageskonsum von zumindest zwanzig Zigaretten, meist liegt der Bedarf noch deutlich höher.

5.2.5.4. Spielsucht

Michael gibt als Grund für seine Wohnungslosigkeit seine Spielsucht an: Er verliert bei diversen Sportwetten und im Casino mehr, als er besitzt, und verschuldet sich so hoch, dass er gepfändet und deshalb letztlich wohnungslos wird.

6. Conclusio

Die vorliegende Arbeit versucht, sich auf verschiedenen Wegen dem Phänomen Wohnungslosigkeit zu nähern und allgemeingültige Erkenntnisse zu dem Thema aufzustellen. Im ersten Teil wird gezeigt, dass die Gründe für Wohnungslosigkeit in Wien um 1900 eher struktureller Natur sind und am deutlichen Wohnungs- aber auch Arbeitsplatzmangel lagen, hervorgerufen durch einen exorbitanten Bevölkerungszuwachs, der einerseits durch die Migrationsbewegungen aus den Kronländern ab Beginn des 19. Jahrhunderts entsteht, andererseits in den Fortschritten der Medizin begründet ist, die einen deutlichen Rückgang der Säuglingssterblichkeit sowie eine generell längere Lebensdauer mit sich brachten. Im Gegensatz dazu sind die Hauptursachen für Wohnungslosigkeit heute entweder psychiatrische Erkrankungen aus dem schizophrenen Formenkreis, meist genetisch bedingte Psychosen, Folgen instabiler Kindheitsgeschichten, die es den Betroffenen nicht möglich machen, eine stabile Persönlichkeit zu entwickeln, oder Ergebnis sozialer Prozesse, in denen die Betroffenen ein Gefühl des Nicht-Genügens in der heutigen Gesellschaft entwickeln.

Ein Grobkonzept für diese Arbeit war relativ schnell erstellt, deutlich länger hat das Finden der geeigneten Forschungsfragen gedauert. Lange gab es die Überlegung, ob die allgemeine Forschungsfrage, die sich mit den Gründen und Ursachen für Wohnungslosigkeit beschäftigt, nicht zu sehr in das Fach der Psychologie übergreift. Genau diese Thematik war aber besonders spannend, weshalb die Autorin, die über keine adäquate Ausbildung verfügt, drei ExpertInnen interviewte, die in einschlägigen Berufen arbeiten. Diese Interviews halfen in entscheidendem Maße, vor allem die Ursachen für das Phänomen Wohnungslosigkeit zu verstehen und so die Ursachenforschung voranzutreiben. Auch wenn der Übergang zur Psychologie und der Soziologie in der Arbeit – und besonders in der Interviewführung - oft etwas verschwimmt, wäre es ohne diesen theoretischen Hintergrund nicht möglich gewesen, die Arbeit zu diesem Ergebnis zu bringen. Zusätzlich wurden zwei SozialarbeiterInnen interviewt, die über jahrzehntelange Praxis in der Wohnungslosen-Betreuung verfügen. Auch hier hat sich gezeigt, dass die Befragung „der anderen Seite“ ein unverzichtbares Mittel ist, um zu aussagekräftigen und profunden Er-

gebnissen zu kommen. Viele Wünsche oder Bedürfnisse, die die SozialarbeiterInnen formuliert haben, decken sich mit den Aussagen der Wohnungslosen. In vielerlei Hinsicht – vor allem, was die Lücken des Systems und die Ressourcen betrifft, die tagtäglich gebraucht werden und würden –, gibt es ein hohes Maß an Korrelation. In anderen Bereichen, wie der Einsicht der persönlichen Verantwortung am eigenen Leben und der eigenen Gesundheit, am Antrieb, an den realistischen Möglichkeiten, die die Wohnungslosen im Realisieren ihrer Wünsche haben, gab es mitunter deutliche Diskrepanzen. In jedem Fall waren die ExpertInnen-Interviews ein unverzichtbares und wichtiges Mittel, die dringend nötige Basisinformation zu erhalten.

Anfängliche Überlegungen waren auch die Rekrutierung der InterviewpartnerInnen und damit einhergehend auch die Frage, ob diese überhaupt bereit sein würden, so intime Informationen prinzipiell an eine wildfremde Person weiterzugeben. Weder ließ sich im Vorfeld einschätzen, ob man selber genügend Akzeptanz und Vertrauen aufbauen kann, um ein Gespräch zu ermöglichen, noch ob es prinzipiell Interesse von Seiten der Wohnungslosen gibt, ihre Geschichten zu erzählen. Diese Bedenken wurden Gott sei Dank sehr schnell zerstreut: Sowohl durch die Gruft als auch durch das Otto-Wagner-Spital kam es zu ersten Vermittlungen von Gesprächspartnern, alles andere ergab sich dann fast von selbst. Das Ausmaß der Bereitschaft der Wohnungslosen, über das eigene Leben, das Scheitern, alle schlimmen Erlebnisse, das zerstörte Glück, die geplatzten Hoffnungen und Träume, aber auch über das Schöne und Positive aus ihrem Leben zu erzählen, waren teilweise überwältigend und machten auch sehr schnell klar, dass genügend Information für diese Diplomarbeit zusammengetragen werden kann.

Der Umgang mit dem Zustand der Wohnungslosigkeit stellt sich für alle Befragten als ausgesprochen schwierig und belastend dar, so zeigen z.B. alle Interviewten eine Suchtproblematik auf, einige sind oder wurden kriminell, alle sind von Gewalt persönlich und regelmäßig betroffen. Mit nur einer Ausnahme haben alle Wohnungslosen schwierige Kindheitsgeschichten, manche erzählen Entsetzliches. Die Frage, ob sich die Interviewten als Opfer ihrer Lebensgeschichte sehen oder sich selbst verantwortlich fühlen, kann nicht eindeutig geklärt werden – hier ist die Persönlichkeit der Befragten ein entscheidendes Kriterium im Umgang mit der Ursachenfrage. Während die meisten der Befragten ange-

ben, ganz klare Ziele vor Augen zu haben, sprechen sie anderen Betroffenen generell ernsthafte Anstrengungen und Bemühungen ab, in einen geregelten Alltag zurückzufinden. Die Umsetzung der Ziele bleibt bei vielen aber – noch – nur Idee, kaum einer setzt erkennbare Aktionen, seine Lebenswelt zu ändern. Von den zehn Personen, die interviewt wurden, haben zwei den Sprung zurück in einen geregelten Alltag geschafft. Das Maß der Reflexion, die teilweise schonungslos und ehrlich ist, wird wohl – auch – Grundvoraussetzung für das Gelingen des Plans gewesen sein. Diese Beiden bei all ihren vielen kleinen und großen Erfolgen zu beobachten, die sie in den vergangenen Jahren hatten, muss speziell all jenen Anlass zur Freude geben, die sie auf diesem schwierigen Weg begleitet haben. Aber auch als Außenstehende/r hört man diesen Geschichten mit offenem Mund und ungeteilter Aufmerksamkeit zu und freut sich am Ende, dass der Weg zurück zumindest für Einige möglich ist. Wenn man von den Entbehrungen, den Rückschlägen und Ängsten hört, die ständige Begleiter dieses Prozesses sind, fragt man sich, woher die nötige Kraft überhaupt kommt und wie sie aktiviert werden kann.

Die Durchführung der Interviews und die Arbeit mit den Wohnungslosen waren für die Autorin eine bereichernde und – trotz der schwierigen Thematik – schöne und oft berührende Erfahrung. Die Wohnungslosen haben in teilweise über viele Stunden gehenden Gesprächen tief in ihre persönlichen Lebenswelten blicken lassen, erfreulicherweise haben viele festgestellt, dass die Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Leben eine gute Möglichkeit zur Reflexion bietet, und dass das Reflektieren über die eigene Lebensgeschichte einen Impuls zur Veränderung ihrer Lebensbedingungen bedeuten könnte. Die Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte war nicht selten vor allem mental sehr fordernd, die Berichte der teilweise erschütternden Lebensläufe – und hier noch einmal ganz besonders die Erzählungen aus der Kindheit – stellten eine große Herausforderung dar, in eine völlige andere, fremde und letztlich schlimmere Welt einzutauchen. Diese Tatsache hatte aber eine Reflexion mit der eigenen Lebenssituation zur Folge, und dieses Update ist ein durchaus empfehlenswerter Mechanismus, um sich der Qualität des eigenen Lebens bewusst und dafür auch dankbarer zu werden.

7. Literaturverzeichnis

BOHNSACK, Ralf (2008): „*Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*“, Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

BRUCKMÜLLER, Ernst (2001): „*Sozialgeschichte Österreichs*“, 2. Auflage, Wien: Verlag für Geschichte und Politik/ München: Oldenbourg.

DER GROßE BROCKHAUS (1952): Stichwort „*Hospitalismus*“, Band 5, 16., völlig unbearbeitete Auflage in 12 Bänden: Wiesbaden.

JOHN, Michael (1984): „*Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs*“, Wien: Europaverlag.

JOHN, Michael (1986): „*Obdachlosigkeit – Massenerscheinung und Unruheherd im Wien der Spätgründerzeit*“, in: EHALT, Hubert Ch./ HEIß, Gernot/ STEKL, Hannes (Hgg.) (1986): „Glücklich ist, wer vergisst... ? Das andere Wien um 1900“, Wien/ Köln/ Graz: Hermann Böhlaus Nachf., pp. 173-194.

KRONAUER, Martin (2008): „*Von der Ausgrenzung aus der Stadt zur Ausgrenzung in der urbanisierten Gesellschaft. Zur neuen Qualität von Exklusion heute*“, in: LINDNER, Rolf/ MUSNER, Lutz (Hgg.) (2008): „*Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der „Armen“ in Geschichte und Gegenwart*“, Freiburg i.Br./ Berlin/ Wien: Rombach Verlag KG, pp. 41-58.

KÜBERL, Franz & TÓTH, Barbara (2010): „*Mein armes Österreich. Und wie es reicher sein könnte*“, Wien: Verlag Carl Ueberreuter.

LINDNER, Rolf & MUSNER, Lutz (Hgg.) (2008): „*Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der „Armen“ in Geschichte und Gegenwart*“, Freiburg i.Br./ Berlin/ Wien: Rombach Verlag KG.

MAGISTRATSABTEILUNG 24 der STADT WIEN (Hg.) (2010): „*Wiener Sozialbericht 2010*“. Geschäftsgruppe Gesundheit und Soziales, Wiener Sozialpolitische Schriften, Band 2: Wien.

MADERTHANER, Wolfgang (2008): „*Anspruchsvolle Schäbigkeit. Zur Wiener Unterschicht um 1900*“, in: LINDNER, Rolf/ MUSNER, Lutz (Hgg.) (2008): ‚Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der „Armen“ in Geschichte und Gegenwart‘, Freiburg i.Br./ Berlin/ Wien: Rombach Verlag KG, pp. 123-141.

MEIREIS, Torsten (2008): „*Tätigkeit und Erfüllung. Protestantische Ethik im Umbruch der Arbeitsgesellschaft*“, Tübingen: Mohr Siebeck.

NOHL, Arnd-Michael (2009): „*Interview und dokumentarische Methode: Anleitung für die Forschungspraxis*“, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

PIRHOFER, Gottfried/ SIEDER, Reinhard (1982): „*Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik*“, in: MITTERAUER, Michael/ SIEDER, Reinhard (Hgg.) (1982): ‚Historische Familienforschung‘, Frankfurt am Main: Suhrkamp, pp. 326-368.

WEBER, Max (1934): „*Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*“, in: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie 1, S. 1-206, Sonderdruck, Tübingen: Mohr.

Online-Literatur

<http://www.feantsa.org/code/en/hp.asp> (Zugriff vom 02.02.2011)

www.caritas-wien/jahresbericht_2010 (Zugriff vom 24.02.2012)

www.caritas-wien/gruft_25_jahre (Zugriff vom 16.02.2012)

<http://derstandard.at/1303291583212/Obdachlose-Migranten-Neue-zweite-Gruft-Mehr-Platz-und-ganzjaehrig-geoeffnet> (Zugriff vom 24.02.2012)

www.gruft_jb_2010 (Zugriff vom 12.03.2012)

Interviews mit den ExpertInnen

Interview mit Frau Mag. Veronika SIMA am 17.04.2010

Interview mit Frau Dr. Irina RITTLER am 14.05.2010

Interview mit Herrn Dr. Gerhard PAWLOWSKY am 03.02.2011

Interview mit Herrn Mag. Karl ROTTENSCHLAGER am 19.04.2010

Interview mit Frau Susanne PETER am 17.03.2010

Anhang

Abstract

Die vorliegende Arbeit versucht im theoretischen Teil, die Gründe für Wohnungslosigkeit in Wien um 1900 und heute gegenüberzustellen und mögliche Analogien herzuleiten. Der praktische Teil gibt durch narrativ-biographische Interviews Einblicke in die Lebenswelten der Betroffenen. Um einerseits denjenigen eine Plattform zu bieten, die sonst nie oder nur selten Gehör finden, und andererseits denjenigen, die mit der Thematik nicht vertraut sind, die Möglichkeit zu geben, ein möglichst unverfälschtes und exaktes Bild davon zu bekommen, was es bedeutet, in einem der reichsten Länder der Welt ohne eigenes Heim zu sein, kann man hier vier der insgesamt zehn Interviews ungekürzt nachlesen. Sie geben Auskunft über den Lebensalltag Wohnungsloser in Wien, über ihre ganz persönlichen Lebensgeschichten ebenso, wie über ihre Hoffnungen, Ängste und den lebenspraktischen Umgang mit ihrer Situation. Zu Wort kommen sowohl Betroffene als auch ehemalige Wohnungslose, die einen Wiedereinstieg in die Gesellschaft geschafft haben.

This project, in its theoretical part, aims to identify causes of homelessness in Vienna around the turn of the last century as compared to today, and to discover possible analogies. The second, practical part, consists of narrative-biographic interviews that provide insight into the ways of life of affected individuals. With the intention to create a platform for those who are usually hardly heard, and, on the other hand, to offer readers that are unfamiliar with the subject the opportunity to gain an authentic and accurate picture of what it means to be without a home in one of the richest countries in the world, full-length versions of four of a total number of ten interviews are printed here. These transcripts give insight into the daily lives of homeless people in Vienna, provide information about their specific personal life stories, as well as their hopes, fears and aspects of practical life management. Individuals that are homeless at present as well as formerly homeless persons who have managed their way back into society have been given a chance to speak about their experiences.

Lebenslauf

Name: Barbara Ladenbauer

Geburtsdatum: 02.12.1969

Geburtsort: Wien

Name der Eltern: Mag. DDr. Werner und Elisabeth-Maria Ladenbauer

Schulische und berufliche Ausbildungen

1976-1980 Volksschule in Wien Josefstadt

1980-1989 Gymnasium BG VIII, Piaristen und BORG 1; Hegelgasse 14

1991-1994 Ausbildung zur Diplompädagogin für Volksschulen an der PÄDAK der Erzdiözese Wien, Strebersdorf

2002-2004 Ausbildung zur eingetragenen Mediatorin am WIFI Wien

Seit 2007 Diplomstudium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien

1989-1990 Auslandsaufenthalt in Italien und den USA

Seit 1994 Lehrtätigkeit in allen Bereichen der Pflichtschule

Privates

1993 Hochzeit mit Mag. Paul Pichler

1998 Geburt des Sohnes Severin

2000 Geburt des Sohnes Constantin

2002 Geburt der Tochter Florentine